

# **Die Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie bei Kant und Wundt als Hintergrund heutiger Kontroversen.**

## **Struktureller Pluralismus der Psychologie und das Komplementaritätsprinzip. Defizite der Philosophischen und Psychologischen Anthropologie und ein Plädoyer für eine interdisziplinäre Anthropologie**

**Jochen Fahrenberg, Freiburg i.Br. (April 2008)**

### **Zusammenfassung**

Die Einführung des Bachelor of Science B(Sc.) im Fach Psychologie an den deutschen Universitäten hat die Kontroversen über die adäquate Wissenschaftskonzeption der Psychologie wiederbelebt. Die weitgehend naturwissenschaftlich orientierte Methodenlehre im Grundstudium und die tatsächliche Berufspraxis scheinen weit auseinander zu fallen. Grundlegende Argumente lassen sich bis zu Immanuel Kant und Wilhelm Wundt zurückverfolgen. Kant sah die Psychologie zwar als empirische, aber nicht als eine exakte Wissenschaft an. Seine prägnante Kritik an der psychologischen Methode der Selbstbeobachtung ist noch heute gültig. Wilhelm Wundt widersprach anfänglich Kants Urteil, näherte sich jedoch schrittweise Kants Position an: weite Bereiche der Psychologie sind der experimentell-statistischen Methodik unzugänglich. Wundt trat für einen Methodenpluralismus ein und entwickelte neben der Experimentalpsychologie eine psychologische Interpretationslehre, insbesondere für seine umfangreiche Kulturpsychologie. Er definierte die Psychologie als eine empirische Geisteswissenschaft, die zwar z.T. physiologische Methoden als Hilfsmittel verwendet, jedoch grundsätzlich nicht mit einer naturwissenschaftlichen Kausalforschung verwechselt werden darf. Wundt folgte einer besonderen Form des psychophysischen Parallelismus bzw. einem monistischen Perspektivismus, der Bohrs Komplementaritätsprinzip ähnelt. Zwischen Kants pragmatischer Anthropologie (Psychologie) und Wundts Konzeption der Psychologie bestehen wesentliche Entsprechungen. Beide teilen das Schicksal, heute weitgehend vergessen zu sein.

Unter anthropologischer Perspektive im Sinne von Kant und Wundt werden heutige Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie (als Natur-, Verhaltens-, Sozial- und Geisteswissenschaft) diskutiert und das B(Sc.)-Curriculum kommentiert. Der strukturelle Pluralismus der Psychologie ist offensichtlich, so dass sich Fragen ergeben: nach den absoluten Voraussetzungen und der Systemimmanenz, nach struktureller Subjektivität der meisten psychologischen Daten, nach Kausalität und Vorhersage, nach phänomen-adäquater Methodik bzw. Reduktionismus oder Komplementarität. Während Kant seine Anthropologie weitgehend als eine empirische Psychologie verfasste, fehlen in heutigen Büchern über Philosophische Anthropologie vielfach die Bezüge zu den empirischen Humanwissenschaften, insbesondere die Beiträge der empirischen Psychologie werden nur selten integriert. Unterentwickelt ist auch die Psychologische Anthropologie, denn es mangelt u.a. an empirischen Untersuchungen über die differentielle Psychologie der Menschenbilder und über die Implikationen solcher Annahmen für Forschung und Berufspraxis.

### **The scientific conception of psychology as seen by Kant and Wundt: background for present-day controversies.**

#### **Psychology's inherent pluralism and the Complementarity Principle.**

#### **Deficits in Philosophical and Psychological Anthropology, and a plea for an interdisciplinary approach**

The introduction at German universities of the Bachelor of Science (B.Sc.) for Psychology has revived the controversy about how scientific psychology should be conceptually defined. There is an obvious discrepancy between the academic orientation towards science and actual professional experience. The basic argumentation can be traced back to Immanuel Kant and Wilhelm Wundt. Kant defined psychology as an empirical science, but not in the sense of an exact science. His succinct critique of the psychological method of self-observation is still valid today. In his first writings, Wilhelm Wundt contradicted Kant, only to subsequently approach Kant's position: large domains of psychology are inaccessible to experimental and statistical methods. Wundt advocated a pluralism of methods and developed in addition to experimental psychology a theory of psychological interpretation, relating especially to his wide-ranging cultural psychology. He defined psychology as an empirical *Geisteswissenschaft* that in part makes use of physiological methods but should not be mistaken for causality-oriented research of the kind in natural science. Wundt advocated a particular conception of psychophysical parallelism, that is, a monistic perspectivism which corresponds to Bohr's modern Complementarity Principle. Kant's *pragmatische Anthropologie* (psychology) and Wundt's notion of psychology as an empirical *Geisteswissenschaft* have a number of points in common. They currently share the same fate of having been largely forgotten.

Present conceptualisations of scientific psychology (natural science, behavior science, social science, *Geisteswissenschaft*) are discussed from this anthropological perspective, advocated by Kant and Wundt, and the B.Sc.-Curriculum is commented on. The structural pluralism of psychology is obvious and this leads to a discussion along several lines, including the search for absolute presuppositions, system immanence, the fundamental subjectivity of most psychological assessments, causality and prediction, adequate methods, reductionism or complementarity. While Kant developed his anthropology first and foremost as an empirical psychology, most contemporary books on philosophical anthropology fail to make adequate reference to human sciences and, in particular, only rarely incorporate the numerous contributions from psychology. Likewise, psychological anthropology appears to be underdeveloped in that there is for instance a scarcity of research in differential psychology on the concepts of human nature (*Menschenbilder*) and the implications of such assumptions for research and professional practice.

	Seite
<b>Einleitung und Übersicht</b>	4
<b>I Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie bei Kant und Wundt</b>	5
1 Kants Psychologie und Anthropologie	5
Themen der Pragmatischen Anthropologie. Methodenlehre der Anthropologie. Kants kritische Sicht der rationalen und der empirischen Psychologie. Rezeption von Kants Anthropologie/Psychologie.	
2 Herbart, Weber und Fechner	9
3 Wundts perspektivische Wissenschaftskonzeption einer einheitlichen Psychologie	11
Einleitung und Kontext. Wundts Forschungsprogramm im Jahr 1862. Physiologie, physiologische Psychologie und Psychologie. Methodologie. Das Experiment als Mittel der Selbstbeobachtung. Zurückweisung von Kants Sicht der Psychologie als nicht exakte Wissenschaft. Messung und exakte Begriffe? Prinzipien der psychischen Kausalität und Entwicklungsgesetze. Individualpsychologie und Völkerpsychologie. Die Interpretationslehre. Psychophysischer Parallelismus und monistischer Perspektivismus. Grundlegung einer neuen Methodenlehre der Psychologie. Wundts Wissenschaftskonzeption der Psychologie. Verbindung mit der Philosophie oder Trennung? Rezeption.	
4 Wundt und Kant	31
<b>II Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie in der Gegenwart</b>	33
1 Die Auffassung der Deutschen Gesellschaft für Psychologie: Psychologie und der Bachelor of Science (B.Sc.).	33
Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie. Fakultätszugehörigkeit und unklare Identität der Psychologie (in Deutschland). Definition der Psychologie durch die Fachgesellschaft und die Studienpläne.	
2 Psychologie als Naturwissenschaft, Sozialwissenschaft und Geisteswissenschaft	35
Psychologie als Naturwissenschaft? Exkurs zum Verständnis von Naturwissenschaft. Psychologie als Verhaltenswissenschaft? Psychologie als Sozialwissenschaft? Psychologie als Geisteswissenschaft? Elemente oder Perspektiven?	
3 Typische Kontroversen der Methodologie.	42
Experiment und Messung. Quantitative und Qualitative Verfahren. Methodenlehre und Forschungskompetenz. Wertorientierungen. Abgrenzung von spekulativer Psychologie und Parapsychologie. Wissenschaftlichkeit. Philosophie für Psychologen?	
<b>III Struktureller Pluralismus der Psychologie und Komplementarität</b>	48
1 Auswege aus dem Pluralismus?	48
Rückblick auf Wundts perspektivischen Monismus. Bewältigungsversuche.	
2 Absolute Voraussetzungen und Systemimmanenz	49
Absolute Voraussetzungen jeder Wissenschaft bzw. jeder Theorie der Wissenschaften. Import der Wissenschaftstheorie der Physik in die Psychologie? Varianten des Kausalitätsbegriffs. Systemimmanenz und anthropologischer Reduktionismus.	
3 Reduktionismus und Kategorialanalysen	54
Reduktion von Phänomenen bzw. Theorien am Beispiel von Bewusstsein und Gehirn. Phänomenadäquate Methodik? Wundts Universalismus.	
4 Pluralität und Perspektivität	57
Pluralismus. Pluralismus aus philosophischer Sicht. Denkmöglichkeiten. Perspektivität.	
5 Das Komplementaritätsprinzip	58
Bohrs Begriffsbildung. Komplementaritätsprinzip als mehrstelliger und kategorienübergreifender Relationsbegriff. Kritik des Komplementaritätsprinzips. Anthropologische Komplementarität.	

<b>IV</b>	<b>Psychologische und Philosophische Anthropologie</b>	<b>63</b>
1	Zur Philosophischen Anthropologie	63
	Allgemeine Anthropologie. Philosophische Anthropologie in der Gegenwart. Philosophische Anthropologie ohne Bezug zu empirischen Humanwissenschaften? Anthropologie statt Metaphysik – Rückkehr zu Kant?	
2	Zur Psychologischen Anthropologie	66
	Einordnung der Psychologischen Anthropologie. Die doppelte Aufgabe der Psychologischen Anthropologie. Annahmen über den Menschen (Menschenbilder). Differentielle Psychologie der Menschenbilder. Leitbegriffe. Typische Muster von Überzeugungen. Was denken die Menschen tatsächlich? Die Menschenbilder von Studienanfängern der Psychologie. Implikationen für die Berufspraxis. Menschenbilder bekannter Psychologen und Philosophen. Psychologismus. Philosophie der Psychologie und Psychologie der Philosophie.	
<b>V</b>	<b>Ausblick</b>	<b>72</b>
	<b>Anmerkungen</b>	<b>73</b>
	<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>81</b>

**Anmerkung:**

Eine gekürzte Fassung der ersten Abschnitte über Kants und Wundts Wissenschaftskonzeption der Psychologie steht im Internet-Journal *Philosophie der Psychologie*, 10 (2008), <http://www.jp.philo.at/texte/FahrenbergJ2.pdf>

## Einleitung und Übersicht

Die Psychologie als eigenständige Disziplin entstand vor allem in der Sukzession und kreativen Auseinandersetzung zwischen der *Königsberger Konstellation* der drei Philosophen Christian Wolff, Immanuel Kant und Friedrich Herbart und der *Leipziger Konstellation* der drei Physiker bzw. Physiologen Ernst Heinrich Weber, Gustav Theodor Fechner und Wilhelm Wundt. Hier geht es vor allem um die Auseinandersetzung Wundts mit Kants Position: In wie weit kann die empirische Psychologie durch Experimente und mathematisch formulierte Gesetze ein zuverlässiges und eindeutiges Fundament erhalten?

Wundt widersprach zunächst Kants negativem Urteil, liberalisierte jedoch seine eigene Position als er sich in seiner breit angelegten Forschung auf eine Vielzahl von Methoden stützte und seine originelle Auffassung des *psychophysischen Parallelismus* entwickelte. Für die Psychologie, die er als *empirische Geisteswissenschaft* begriff, forderte Wundt, verschiedene Perspektiven einzunehmen, den Standpunkt zu wechseln und je nach Thema – außer der Selbstbeobachtung im Experiment und der Statistik auch *interpretative* Methoden zu verwenden. Mit Wundts perspektivischer Auffassung der empirischen Psychologie, mit seinem Methodenpluralismus und seinen Forschungsprogrammen erreichte die Wissenschaftskonzeption der Psychologie einen neuen Rang..

Bis in die Gegenwart sind das Experiment und die Messung grundsätzlich strittige Methodentypen der empirischen Psychologie. Deswegen ist es nicht nur psychologiegeschichtlich interessant, Wundts Einwände gegen Kants Urteil genauer darzustellen. Darüber hinaus lohnt es sich, den beiden Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie nachzugehen: der pragmatischen Anthropologie als *empirische Menschenkunde* (Kant) und der Psychologie als *empirische Geisteswissenschaft* (Wundt). Beide Programme geben eine umfassende, philosophisch geordnete und perspektivische Sicht des Menschen.

Das gegenwärtige Wissenschaftsverständnis der akademischen Psychologie wird durch viele neuere Strömungen und durch die Folgen der Institutionalisierung und Professionalisierung der Psychologie beeinflusst. Die Einführung des neuen Studiengangs mit dem Abschluss eines Bachelor of Science (B.Sc.) hat einige Kontroversen wiederbelebt und das große Meinungsspektrum erkennen lassen. Durch die heutigen Studienpläne bzw. durch die Deutsche Gesellschaft für Psychologie wird das Fach Psychologie vorwiegend mit naturwissenschaftlicher Orientierung definiert, erst sekundär als Sozialwissenschaft und Geisteswissenschaft. Deswegen dauern auch die Kontroversen an: Experiment und Messung, „quantitative“ und „qualitative“ Verfahren, kausale Erklärungen oder nur statistische Begründungen, Theorie und Praxis u.a. Demgegenüber behaupten andere Psychologen eine strukturelle Subjektivität der empirischen Psychologie und halten eine reflektierte, breitere Methodenlehre und ein kritisches Nachdenken über die philosophischen Voraussetzungen für unverzichtbar. Dazu gehört auch die nachdrückliche Erinnerung an Wilhelm Wundts „moderne“ Wissenschaftskonzeption. Wer sich mit dessen Auffassungen näher beschäftigt, wird fragen, ob es heute überzeugendere Ordnungsversuche gibt. Ist inzwischen mehr erreicht als ein schlichter Pluralismus, ein Nebeneinander heterogener Elemente ohne System und Perspektivität?

Die philosophischen Vorentscheidungen sind beim Gehirn-Bewusstsein-Problem am deutlichsten zu erkennen. Es gibt weiterhin keine allgemein überzeugende Lösung, sondern eine fortdauernde Auseinandersetzung über die Begründung der verschiedenen Standpunkte sowie über die möglichen Konsequenzen für die Forschung und auch für die Berufspraxis. Zu den Grundfragen gehören: die *Reduktion* von Phänomenen und Theorien, die *Kausalbegriffe* und Erklärungen in der Psychologie, die Unterscheidung der *Kategorien* und die *Kategorienfehler*, die Wahl der *adäquaten Methodik*, die Zusammenschau der Perspektiven und der Begriff der *Komplementarität*. Diese Themen lassen – wie schon durch Kant und durch Wundt – nach einer umfassenden Sicht des Menschen in der *Psychologischen* und in der *Philosophischen Anthropologie* fragen.

Zwischen der *Philosophischen Anthropologie* und der *empirischen Psychologie* besteht ein schwieriges Verhältnis. Philosophische Bücher zum Thema „Was ist der Mensch?“ enthalten zwar zunehmend auch Beiträge der empirischen Humanwissenschaften, doch wird aus unbekanntem Gründen gerade die empirische Psychologie fast immer ausgeklammert. Auch innerhalb der Fachpsychologie existieren nur wenige Ansätze zu einer Psychologischen Anthropologie. Das zentrale Thema sind die „Annahmen über den Menschen“, d.h. typische Muster von Überzeugungen. Die *differenzielle Psychologie der Menschenbilder* kann durchaus empirisch untersucht werden, z.B. die Menschenbilder von Studienanfängern der Psychologie, die Menschenbilder bekannter Psychologen und Philosophen oder von Psychotherapeuten und Ärzten. Gründliche Inhaltsanalysen könnten die impliziten anthropologischen Voraussetzungen in den Lehrbüchern der Psychologie erschließen. Insgesamt scheint sich nur wenig auf dem Weg zu einer interdisziplinären Anthropologie auf der Grundlage aller Humanwissenschaft zu tun.

Dieser Text wendet sich auch an Studierende der Psychologie, die in ihren Lehrbüchern kaum etwas über diese Grundfragen und über die Psychologische Anthropologie finden werden.

# I Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie bei Kant und Wundt

## 1 Kants Psychologie und Anthropologie

Kants *Kritik der reinen Vernunft* war ein Bruch vieler Denktraditionen der Philosophie. Eine der Konsequenzen war die Definition der Psychologie als empirische Disziplin, da eine transzendente Psychologie als unmöglich erkannt wurde. Die *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* ist nach heutigem Fachverständnis weitgehend ein Lehrbuch der Psychologie. Im Vorwort seiner *Anthropologie* unterschied Kant die *physiologische Anthropologie*, die auf die Erforschung dessen geht, was die Natur aus dem Menschen macht, von der *pragmatischen Anthropologie*, die das untersucht, „was er, als freihandelndes Wesen, aus sich selber macht, oder machen kann und soll.“ Die physiologische Anthropologie ist die (biologische) Naturlehre des Menschen. Diesen Teil der Menschenkunde, der für seine Absichten unergiebig ist, klammert er bis auf gelegentliche Querverweise aus. Da der Mensch „die Gehirnnerven und Fasern nicht kennt, noch sich auf die Handhabung derselben zu seiner Absicht versteht“, bliebe er in diesem Spiel seiner Vorstellungen nur Zuschauer und das spekulative Nachgrübeln über die Naturursachen der Empfindungen und Erinnerungen wäre unergiebig (Vorrede zur *Anthropologie*, 1798/1983, BA III, Seite 399).

Die Ausgangslage für Kants neue Wissenschaftskonzeption der Psychologie/Anthropologie war durch seinen Vorgänger Christian Wolff (1679-1754) bestimmt. In seiner *Psychologia empirica* bzw. *Psychologia rationalis* hatte Wolff die beiden Bereiche der Psychologie umrissen: die „Erfahrungsseelenkunde“ und die metaphysische „Seelenwissenschaft“. Wenn eine neue Disziplin von den etablierten Fächern nicht allein durch ihre Fragen, sondern durch ihre besonderen Methoden abzugrenzen ist, so geschieht dies durch Kant markanter als bei seinen Vorgängern, sowohl methodenkritischer als auch pragmatischer als bei den unmittelbaren Nachfolgern und vielen späteren Autoren, die über dieses Gebiet schrieben – mal als Psychologie, mal als Menschenkunde und Erfahrungsseelenkunde oder als psychologische Anthropologie bezeichnet.

Kant hat sich prägnant zur Epistemologie und auch zur Methodenlehre der empirischen Psychologie geäußert. Nur ein Teil dieser Beurteilungen, hauptsächlich zur Methodik, steht jedoch in der *Anthropologie*; andere wichtige Behauptungen und Erläuterungen sind an verschiedenen Stellen seines Werks zu finden und müssen erst zusammengetragen werden. Ein Grund könnte in der langen Entstehungsgeschichte liegen. Er hatte seine *Vorlesung zur Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* in dem Jahrzehnt seiner Arbeit an der *Kritik der reinen Vernunft* begonnen, diese Vorlesung etwa 30 Jahre lang regelmäßig im Wintersemester gehalten, den Text aber erst im Jahr 1798 drucken lassen. Erst anhand dieser Zusammenstellung von Kants Äußerungen zur Psychologie lässt sich genauer zeigen, auf welche Argumente Wilhelm Wundt tatsächlich eingegangen ist.

### Themen der Pragmatischen Anthropologie

Die *Anthropologie* (1798) enthält eine breit angelegte Menschenkunde, u.a. mit Themen der Allgemeinen Psychologie (im heutigen Sinn), Charakterkunde, Sozialpsychologie, Psychopathologie, Gesundheitspsychologie, und auch Anfänge anderer psychologischer Teildisziplinen, mit der philosophischen Bestimmung des Menschen als vernünftiges und moralisches Wesen verbinden. Auf 300 Seiten werden abgehandelt: Bewusstsein, Vorstellungen, Sinnesempfindungen und Wahrnehmungspsychologie, Denken, Einbildungskraft und Erkenntnisvermögen, Gedächtnis, Sinnestäuschungen und Illusionen, Traum, Störungen der Wahrnehmung und des Denkens. Kant spricht von Vorstellungen, die wir haben, ohne uns ihrer bewusst zu sein. Er schildert die Originalität des Denkens und schreibt über Geist und Witz. Hier steht auch die oft zitierte Unterscheidung zwischen Verstand, Urteilskraft und Vernunft. Es folgen Theorien über Lust und Unlust, Bemerkungen über Mode- und Kunstgeschmack, Einteilungen der Begierden, Affekte und Leidenschaften, Tugenden und Untugenden, Bemerkungen zu Geselligkeit und Wohlleben.

Andere Abschnitte geben bereits Themen der künftigen Sozialpsychologie vor. Kant schilderte vermeintliche Unterschiede zwischen dem deutschen Volk und anderen europäischen Völkern. Hier stehen viele der heute noch lebendigen Stereotype des nationalen Selbstbildes. Kant nennt u.a. den Fleiß, die Ehrlichkeit und Häuslichkeit der Deutschen, außerdem den vergleichsweise schwächer ausgebildeten „Witz und Künstlergeschmack“, sowie die große Bereitschaft, fremde Sprachen zu lernen. Auch unvoreilhaftes Seiten hebt er hervor: der Deutsche „fügt sich unter allen zivilisierten Völkern am leichtesten und dauerhaftesten der Regierung, unter der er ist“ und neigt in pedantischer Weise dazu, „zwischen dem, der herrsche, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grad des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt“, d.h. vor allem mit den Titeln. – Diese bemerkenswerte Einschätzung nimmt deutlich einige der Eigenschaften der *autoritären Persönlichkeit* vorweg, wie sie erst viel später von Erich Fromm mit Blick auf den Faschismus und Nationalsozialismus genauer beschrieben wurde.

Die *Anthropologische Charakteristik* schildert das Naturell und das Temperament der Menschen, d.h. die Naturanlagen, und den moralischen Charakter. Dazu gehören Charakterformen und die vier traditionellen Temperamentstypen: Sanguiniker, Melancholiker, Choleriker und Phlegmatiker. Diese Charakterkunde schildert außerdem Unterschiede zwischen den Geschlechtern, zwischen Völkern und Rassen und spekuliert über mögliche Zusammenhänge mit der Geographie, d.h. Landschaften, Klima, Lebensbedingungen. Kant interessiert sich für Gemütskrankheiten (insbesondere

Hypochondrie, Manie, Dementia) und an anderer Stelle beschreibt er ausführlich Maßnahmen, vor allem solche der Selbstkontrolle, „durch bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden“. Er betont die Selbstverantwortung für den eigenen Körper und erläutert die gesundheitlich positiven Wirkungen der kontrollierten Atmung, des gesundheitsbewussten Lebens hinsichtlich Essen und Trinken, von gesunder Diät, Bewegung und Schlaf. Vor allem dieser Teil der Anthropologie ist auf praktische, psychologische und pädagogische Anwendung gerichtet.

Im letzten Kapitel, über den *Charakter der Gattung*, fasst Kant sein allgemeines Menschenbild zusammen: „Der Mensch ist durch seine Vernunft bestimmt, in einer Gesellschaft mit Menschen zu sein, und in ihr sich durch Kunst und Wissenschaft zu kultivieren, zu zivilisieren und zu moralisieren; wie groß auch sein tierischer Hang sein mag, sich den Anreizen der Gemächlichkeit und des Wohllebens, die er Glückseligkeit nennt, passiv zu überlassen, sondern vielmehr tätig, im Kampf mit den Hindernissen, die ihm von der Rohigkeit seiner Natur anhängen, sich der Menschheit würdig zu machen“ (1798/1983, S. 678, A 321).

Die *Glückseligkeit* als die Erfüllung all unserer Neigungen im genauen Ebenmass der *Sittlichkeit* macht das höchste Gut der Welt aus. Deswegen sollen die Bemühungen der Philosophen zu dieser Weisheitslehre führen. Den Rahmen gibt die geschichtsphilosophische und moralische Wesensbestimmung: Der Mensch, das mit Vernunftfähigkeit begabte Tier, befreit sich *aus der Vormundschaft der Natur* und gelangt über mehrere gesellschaftliche Entwicklungsstadien in den *Stand der Vernunft und der Freiheit* – seine Bestimmung ist das Fortschreiten zur Mündigkeit und zur Vollkommenheit, so dass sich alle Anlagen völlig entwickeln können (S. 672 ff; A 315ff.). Der berühmte Rousseau habe diesen Widerstreit von Natur und Kultur (aus dem die wahren Übel des Menschen entsprängen) gesehen. (Ein Portrait von Jean Jaques Rousseau hing in Kants Arbeitszimmer – als einziges Bild überhaupt). Kant fragt, wie nun die pragmatische Menschenkunde und Pädagogik fortschreiten müssen, um die sittlichen Anlagen so zu entwickeln, dass sie nicht mehr im Widerstreit zur Natur der Menschen stehen.

Ein ausführlicher historisch-philosophischer Kommentar zur Anthropologie stammt von Brandt (1999; vgl. auch Kaiser-el-Safti, 2001, 2003; Irrlitz, 2002; Jacobs & Kain, 2003; Kamper, Wulf & Gebauer, 2002; Schönrich, 1991; Sturma, 2004; Tugendhat, 2007, sowie die Biographien u.a. von Dietzsch, 2003; Höffe, 2000; Kühn, 2003). Philosophen, die Kants Werk darstellen, gehen in der Regel kaum auf die Anthropologie ein; es gibt deutliche Meinungsunterschiede über den Stellenwert dieser Vorlesungen im Gesamtwerk, außerdem jedoch interessante Hinweise zur Entstehungsgeschichte und zu Kants Absichten. Beispielsweise zitiert Jacobs (2003) aus einem Brief Kants an Marcus Herz aus dem Jahr 1773, in dem Kant schreibt, dass er statt der bloß theoretischen Ausführungen sich direkt auf die menschlichen Angelegenheiten und Themen von praktischem Nutzen in der Welt beziehen wolle. Seine Anthropologie soll eine reine Beobachtungslehre, d.h. natürliches Wissen über den Menschen, ohne metaphysische Zusätze geben. Damit grenzt sich Kant von dem gerade erschienenen Buch von Platner (1772) ab.

Der Text der *Anthropologie* ist größtenteils auch heute noch gut zu lesen, denn er ist anschaulich mit vielen Beobachtungen des eigenen und fremden Verhaltens in der Welt, mit Anekdoten und literarischen Zitaten gewürzt. Kant erläutert grundsätzlich das methodische Vorgehen und schildert viele Beobachtungen zur praktischen Menschenkunde. Die gesamte Konzeption, die Ausweitung des empirischen Ansatzes und die tiefe Verbindung mit der philosophischen Bestimmung des Menschen als vernünftiges und moralisches Wesen, zeigen ein neues Denken. Dieses Werk übertrifft alle früheren und auf lange Zeit auch alle späteren Bücher über Anthropologie oder empirische Psychologie bei weitem.

## Methodenlehre der Anthropologie

Kants Anthropologie ist zunächst auf *innere* Erfahrung gegründet. Doch er verlangt ihre Ausweitung auf das Verhalten der Menschen „in der Welt“. Er erläutert welche anderen Erkenntnisquellen der Menschenkunde zu benutzen sind. Dazu gehören u.a. Reiseberichte, die Weltgeschichte, Biographien, Schauspiele und Romane, die trotz ihrer Phantasien doch in den Grundzügen nach dem wirklichen Tun und Lassen der Menschen geformt und in pragmatischer Hinsicht wichtig sind. Er entwickelt eine Beobachtungslehre, denn die Anthropologie gewinnt Regeln für die „mannigfaltigen Erfahrungen, die wir an dem Menschen bemerken.“ Alle diese Erkenntnisse sollen durch die Philosophie geordnet und geleitet werden. Kant betont jedoch:

„Allen Versuchen aber, zu einer solchen Wissenschaft mit Gründlichkeit zu gelangen, stehen erhebliche, der menschlichen Natur selber anhängende, Schwierigkeiten entgegen.

1. Der Mensch, der es bemerkt, daß man ihn beobachtet und zu erforschen sucht, wird entweder verlegen (geniert) erscheinen, und da *kann* er sich nicht zeigen, wie er ist; oder er *verstellt* sich, und da *will* er nicht gekannt sein; wie er ist.
2. Will er auch nur sich selbst erforschen, so kommt er, vornehmlich was seinen Zustand im Affekt betrifft, der alsdann gewöhnlich keine *Vorstellung* zuläßt, in eine kritische Lage: nämlich daß, wenn die Triebfedern in Aktion sind, er sich nicht beobachtet; und wenn er sich beobachtet, die Triebfedern ruhen.
3. Ort und Zeitumstände bewirken, wenn sie anhaltend sind, *Angewöhnungen*, die, wie man sagt, eine andere Natur sind und dem Menschen das Urteil über sich selbst erschweren; wofür er sich halten, vielmehr aber noch, was er aus dem anderen, mit dem er in Verkehr ist, sich für einen Begriff machen soll; denn die Veränderung der Lage, worin der Mensch durch sein Schicksal gesetzt ist, oder in die er sich auch, als Abenteurer, selbst setzt, erschweren es der Anthropologie sehr, sie zum Rang einer förmlichen Wissenschaft zu erheben“ (1798/1983, S. BA X-XII, S. 401f.).

In heutigen Begriffen ausgedrückt: Verhaltensweisen und Selbstbeurteilungen werden durch die psychologische Beobachtung oder Befragung verzerrt. Die Selbstbeobachtung des eigenen Zustands ist, vor allem bei intensiven Erlebnis-

sen, kaum möglich bzw. sie kann diesen Zustand verändern. Die Lebensbedingungen lassen Einstellungen, Selbstkonzepte und subjektive Alltagstheorien entstehen, welche die Selbstbeurteilung und die Fremdbeurteilung erschweren. Methodenbedingte Reaktivität, verfälschende Selbstbeobachtung und gelernte Einstellungsunterschiede verunsichern die Untersuchung, und die störenden Effekte sind kaum zu verhindern oder zu kontrollieren. Die Selbstbeobachtung weist viele grundsätzliche Fehlerquellen auf und vieles bleibt ihr verborgen. Hinzu kommt noch der Zweifel, dass „ein anderes denkendes Subject sich unseren Versuchen der Absicht angemessen von uns unterwerfen lässt“ (1786/1983, A X-XI, S. 15-16), vielleicht als eine Vorwegnahme des heutigen Begriffs von Versuchspersonen-Verhalten und Compliance zu verstehen. – Diese Einwände benennen in noch heute gültiger Weise fundamentale Methodenprobleme der psychologischen Forschung.

Methodenkritische Bedenken stehen außerdem in dem einleitenden Kapitel über das Erkenntnisvermögen. Kant warnt davor, zu viel von der inneren Erfahrung zu erwarten: „Denn es ist mit jenen inneren *Erfahrungen* nicht so bewandt, wie mit den *äußeren*, von Gegenständen im Raum, worin die Gegenstände nebeneinander und als bleibend festgehalten *erscheinen*. Der innere Sinn sieht die Verhältnisse seiner Bestimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen; wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung notwendig ist, statt findet“ (1798/1983, BA 15, S. 416). Im kontinuierlichen Fluss des Seelenlebens fehlen die festen Punkte, die Verhältnisse sind nur zeitlich zu bestimmen und nicht auf andere Weise zu verankern. Ein weiteres Methodenproblem ergibt sich aus unseren Vorstellungen, die wir haben, ohne uns ihrer bewusst zu sein. Kant meint Vorstellungen, von denen wir im Gegensatz zu den klaren und deutlichen Vorstellungen nur mittelbar wissen: Seine Beispiele sind Sinnestäuschungen, unbemerkt ablaufende Empfindungen und Tätigkeiten sowie der Vorgang, dass wir, etwa beim entfernten Anblick eines Menschen, aus einer Teilvorstellung die ganze Vorstellung dieses Menschen, auch mit dessen Gesicht, bilden. „So ist das Feld *dunkler* Vorstellungen das größte im Menschen.– Weil es aber diesen nur in seinem passiven Teile, als Spiel der Empfindungen wahrnehmen läßt, so gehört die Theorie derselben doch nur zur physiologischen Anthropologie, nicht zur pragmatischen, worauf es hier eigentlich abgesehen ist“ (1798/1983, BA 18, S. 419).

### **Kants kritische Sicht der rationalen und der empirischen Psychologie**

Kant begründet in seiner *Kritik der reinen Vernunft*, dass es keine reine Vernunftkenntnis eines erkennenden Selbst oder Ich, keine sinnvolle metaphysische bzw. „rationale“, nur „vernünftelnde“ Psychologie gibt: „Dieses Ich müsste eine Anschauung sein, welche, da sie beim Denken überhaupt (vor aller Erfahrung) vorausgesetzt würde, als Anschauung a priori synthetische Sätze lieferte, wenn es möglich sein sollte, eine reine Vernunftkenntnis von der Natur eines denkenden Wesens überhaupt zu Stande zu bringen“ (1781/1983, A 382). „Also fällt die ganze rationale Psychologie, als eine, alle Kräfte der menschlichen Vernunft übersteigende Wissenschaft, und es bleibt uns nichts übrig, als unsere Seele an dem Leitfaden der Erfahrung zu studieren und uns in den Schranken der Fragen zu halten, die nicht weiter gehen, als mögliche innere Erfahrung ihren Inhalt darlegen kann“ (1781/1983, A 383).

In der Vorrede zu *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft* heißt es: "Ich behaupte aber, dass in jeder besonderen Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin Mathematik anzutreffen ist. Denn nach dem Vorhergehenden erfordert eigentliche Wissenschaft, vornehmlich der Natur, einen reinen Teil, der dem empirischen zum Grunde liegt, und der auf Erkenntnis der Naturdinge a priori beruht. Nun heißt etwas a priori erkennen, es aus seiner bloßen Möglichkeit erkennen... (...)...„Nun ist die Vernunftkenntnis durch Konstruktion der Begriffe mathematisch.“... (...) ... „Noch weiter aber als Chemie, muss empirische Seelenlehre jederzeit von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt bleiben, erstlich weil Mathematik auf die Phänomene des inneren Sinns und ihre Gesetze nicht anwendbar ist... “ ( 1786/1983, A VIII-X, S.14-15). Anschließend weist Kant daraufhin, dass sich die unräumlichen Phänomene des inneren Sinns allein in der *Dimension der Zeit* konstruieren lassen würden. „Aber auch nicht einmal als systematische Zergliederungskunst, oder Experimentallehre, kann sie der Chemie jemals nahe kommen, weil sich in ihr das Mannigfaltige der inneren Beobachtung nur durch blosse Gedanken-teilung von einander absondern, nicht aber abgesondert aufbehalten und beliebig wieder verknüpfen, noch weniger aber ein anderes denkendes Subject sich unseren Versuchen der Absicht angemessen von uns unterwerfen lässt, und selbst die Beobachtung an sich schon den Zustand des beobachteten Gegenstandes alteriert und verstellt. Sie kann daher niemals etwas mehr als eine historische und, als solche, so viel möglich, systematische Naturlehre des inneren Sinnes, d. i. eine Naturbeschreibung der Seele, aber nicht Seelenwissenschaft, ja nicht einmal psychologische Experimentallehre werden ..." (A X-XI, S. 15-16).

Die Unmöglichkeit der räumlichen Konstruktionen von Bewusstseinsvorgängen hat in der Folgezeit für die Diskussion der Mathematisierbarkeit eine Rolle gespielt, wichtiger ist jedoch der praktische Aspekt, dass die in der Zeit ablaufenden Prozesse in der subjektiven Wahrnehmung und Erinnerung nicht voneinander zu isolieren sind.

Aus Kants Sicht der apriorischen Verfassung der exakten Wissenschaften ist auch die Chemie (die damals noch keine physikalische Fundierung hatte) keine eigentliche Wissenschaft. Ihre Prinzipien sind bloß empirisch, d.h. „der Anwendung der Mathematik unfähig.“ ... (...) ... „Eigentliche Wissenschaft kann nur diejenige genannt werden, deren Gewißheit apodiktisch ist. Erkenntnis, die bloß empirische Gewißheit enthalten kann, ist nur uneigentlich so genanntes Wissen“ (1786/1993, A V, S.12). „Eine rationale Naturlehre verdient also ihren Namen einer Naturwissenschaft nur alsdann, wenn die Naturgesetze, die ihr zum Grunde liegen, a priori erkannt werden, und nicht blosse Erfahrungsgesetze sind“ (A V, S. 12). – Wissenschaftlich exakt ist das, was abgeleitet, zergliedert und begrifflich konstruiert ("hergestellt") werden kann als ein formal sicheres und allgemeingültiges Wissen wie auf mathematisch-geometrischem Ge-

biet. Dabei ist die Frage der Messung ein operativer Aspekt, wesentlich sind die Eindeutigkeit, Gewissheit und Beständigkeit der Ergebnisse.

Der Haupteinwand Kants ist also das Fehlen von a priori Erkenntnisgrundlagen der Psychologie und folglich die Unmöglichkeit, Begriffe und Gesetze mathematisch zu konstruieren. Eine Experimentallehre der Psychologie muss weit hinter den eigentlichen Naturwissenschaften zurückbleiben, denn die notwendige Zergliederung der inneren Erfahrung erfolgt nur gedanklich und kann deren Bestandteile nicht wirklich isolieren. Kant behauptet keineswegs, Psychologie sei überhaupt keine *Wissenschaft*, sondern zeigt nur die erkenntnistheoretischen Grenzen dieser Erfahrungswissenschaft auf. Deswegen ist es falsch zu sagen, Kant habe der Psychologie die Wissenschaftlichkeit abgesprochen und sei psychologiefeindlich gewesen. Er hat jedoch das Gebiet und die Methodik der Psychologie neu bestimmt. Sie ist nicht mehr Teil der Metaphysik, in der sie früher als Seelenlehre meist abgehandelt wurde. Sie bildet jetzt den Hauptinhalt der *auf Erfahrung beruhenden Anthropologie*, und erhält eine wichtige *pragmatische Wende*, denn sie öffnet den Zugang zu dem, was der Mensch moralisch und aufklärerisch, pädagogisch, gesundheitspsychologisch usw. aus sich macht. Dabei waren Kants praktische Absichten viel deutlicher als bei den meisten "Psychologen" des folgenden Jahrhunderts. Auch ohne den Rang einer eigentlichen (Natur-) Wissenschaft gibt es praktisch brauchbares Wissen.

Wo bleibt die *empirische* Psychologie? fragt Kant „Ich antworte: sie kommt dahin, wo die eigentliche (empirische) Naturlehre hingestellt werden muß, nämlich auf die Seite der *angewandten* Philosophie, zu welcher die reine Philosophie die Prinzipien a priori enthält, die also mit jener zwar verbunden, aber nicht vermischt werden muß. Also muß empirische Psychologie aus der Metaphysik gänzlich verbannet sein, und ist schon durch die Idee derselben davon gänzlich ausgeschlossen. Gleichwohl wird man ihr nach dem Schulgebrauch doch noch immer (obzwar nur als Episode) ein Plätzchen darin verstatten müssen, und zwar aus ökonomischen Bewegursachen, weil sie noch nicht so reich ist, daß sie allein ein Studium ausmachen, und doch zu wichtig, als daß man sie ganz ausstoßen, oder anderwärts anheften sollte, wo sie noch weniger Verwandtschaft als in der Metaphysik antreffen dürfte. Es ist also bloß ein so lange aufgenommener Fremdling, dem man auf einige Zeit einen Aufenthalt vergönnt, bis er in einer ausführlichen Anthropologie (dem Pendant zur empirischen Naturlehre) seine eigene Behausung wird beziehen können“ (1781/1983 A 849, S. 707).

Als Quintessenz ergibt sich die neue Bestimmung der Psychologie als eine „nur“ empirische Wissenschaft. Sie kann grundsätzlich nicht zu eindeutigen, sicheren, mathematisch formulierten Gesetzmäßigkeiten nach dem Vorbild der exakten Naturwissenschaften gelangen. Die empirische Psychologie geht von der inneren Erfahrung aus und sie wird in der pragmatischen Anthropologie u.a. durch das Studium der Gewohnheiten der Menschen, ihres sozialen Umgangs und ihrer kulturellen Unterschiede erweitert. Dieses psychologische Wissen ermöglicht eine praktische Menschenkunde mit vielen wichtigen Anwendungen, u.a. in der Erziehung und im Gesundheitswesen. Diese empirische Psychologie ist in viele Richtungen zu entwickeln, wobei die philosophische Reflexion zur Strukturierung beiträgt: durch kritische Sicht der Erkenntnismöglichkeiten, durch Fundierung der Sittlichkeit, durch *Aufklärung* über die selbstverschuldeten Unmündigkeiten und insgesamt durch bestimmte Einsichten, was der Mensch ist.

Auch wer Zweifel an Kants apriorischem Verständnis der exakten Wissenschaften hat (zu Raum, Zeit, Subjekt, Kausalität, Sprache, vgl. Prauss, 1990-2006), wird anerkennen müssen, wie berechtigt seine Hinweise auf die prinzipiellen Fehlerquellen psychologischer Untersuchungen sind. Kant äußert sich aus einem differenzierten Methodenbewusstsein, das auch heute in der Disziplin Psychologie noch nicht selbstverständlich ist. An den hauptsächlichen Argumenten seiner durchaus praxisnahen Methodenkritik an den Selbstberichten über innere Erfahrungen werden auch gegenwärtige Betrachter wenig aussetzen können. Wegen der zugleich empirischen und methodenkritischen Ausrichtung seiner Anthropologie/Psychologie ist es gerechtfertigt, den *Philosophen* Kant auch als den bedeutendsten *Psychologen* vor Wilhelm Wundt anzusehen.

Die *Anthropologie* ist das letzte seiner eigenhändig fertiggestellten Manuskripte, aber es wirkt unabgeschlossen. Mehrere der hier zitierten und für das Verständnis wesentlichen Argumente stehen in anderen Werken Kants. Auffällig ist die inkonsistente Verwendung der Begriffe Psychologie und Anthropologie. Psychologie hatte anfänglich die Bedeutung der nur rationalen bzw. transzendentalen Psychologie, aus welcher durch die Erkenntniskritik die *empirische* Psychologie wurde. Inhaltlich weitgehend deckungsgleich ist sein Begriff der pragmatischen Anthropologie. Die Inkonsistenz zeigt sich noch auf andere Weise. Kants oft zitierte Definition der Anthropologie steht nicht in den Vorlesungen zur Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (1798), sondern in der Logik: "Das Feld der Philosophie in dieser weltbürgerlichen Bedeutung lässt sich auf folgende Fragen bringen: 1. Was kann ich wissen? 2. Was soll ich tun? 3. Was darf ich hoffen? 4. Was ist der Mensch? Die erste Frage beantwortet die Metaphysik, die zweite die Moral, die dritte die Religion, und die vierte die Anthropologie. Im Grunde könnte man aber alles dieses zur Anthropologie rechnen, weil sich die drei ersten Fragen auf die letzte beziehen. Der Philosoph muß also bestimmen können: 1. die Quellen des menschlichen Wissens, 2. den Umfang des möglichen und nützlichen Gebrauchs alles Wissens, und endlich 3. die Grenzen der Vernunft“ (Kant, 1800/1983, A 25-26, S. 447-448). – Separat steht außerdem Kants vielzitierte Schrift *Was ist Aufklärung?* (1784/1983), von deren Absicht zweifellos auch die *pragmatische Anthropologie* bestimmt ist.

### **Rezeption von Kants Anthropologie/Psychologie**

Carl Gustav Carus urteilte in seiner Geschichte der Psychologie (1808): „Die Wirkungen dieser durch Kant veränderten Seelenlehre waren später erst zu verspüren und es erschienen Lehr- und Handbücher welche noch der älteren Philosophie folgten“ (S. 702). „Fragen wir nach dem, was vor der Erscheinung von Kants Anthropologie für diese Wissen-



schaft geschah, so finden wir ausser dem angeführten Werke von Platner wenig Ausgezeichnetes“ (S. 723). – Ernst Platner (1772) hatte eine „Anthropologie für Ärzte und Weltweise“ verfasst. Carus betont, die Psychologie habe sich durch die Wendung „von der Metaphysik zur der Anthropologie“ ... „als „psychologische Menschenlehre der körperlichen oder sogenannten medizinischen Anthropologie beigeordnet.“ Kant habe „ein höheres Interesse an der Untersuchung der Menschennatur angeregt, Kants ganze Philosophie sollte in der Tat auch eine Philosophie für den Menschen sein“ (S. 694). In der pragmatischen Anthropologie habe sich der praktisch-psychologische Sinn ihres Urhebers bewährt mit „unerwartet gemeinnützigen Folgerungen“ und einem Reichtum an allseitigen Beobachtungen und Beispielen (S. 699ff.).

In der Folgezeit erschienen einige Bücher, die Kants Programm nahe standen, u.a. von Gottlob Ernst Schulze (1819) und Jakob Friedrich Fries (1837/1982) über *Psychische Anthropologie*. Sie grenzten sich ebenfalls von der spekulativen Seelenlehre ab und traten mit neuem Methodenanspruch und mit konkreten Anwendungsempfehlungen hervor. Auch Friedrich Eduard Beneke entwarf mit seinen Werken *Erfahrungsseelenlehre als Grundlage alles Wissens* (1820), *Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft* (1845) und dem *Lehrbuch der pragmatischen Psychologie* (1850) ein breites System der Psychologie, auch als Anwendung sowie als Grundlegung aller anderen Wissenschaften. Die ältere Tradition einer Verbindung von medizinisch-physiologischem Wissen und Psychologie wurde u.a. von Rudolf Hermann Lotze (1852) fortgesetzt (zu diesen Quellen siehe Schönplflug, 2004; Lück, 1996). Alle diese Bücher sind oft zitiert worden, doch den relativ größten Einfluss hatte Johann Friedrich Herbart (1776-1841). Er war der zweite der Nachfolger auf Kants Lehrstuhl und gab der Psychologie eine grundverschiedene Ausrichtung, die kaum anders als ein bedenklicher Rückfall in die spekulative (rationale) Seelenlehre gewertet werden könnte – hätte sie nicht so weitreichende Folgen gehabt.

Die Rezeption von Kants *Anthropologie* von der Mitte des 19. Jahrhunderts an ist nicht leicht einzuschätzen. Sie nahm jedenfalls in der Philosophie keine zentrale Stellung ein und ist heute, zumindest in der Psychologie weitgehend vergessen wie ein Blick in die Register der Lehr- und Handbücher zeigt. Es bleibt Spekulation, ob ein Titel „Lehrbuch der empirischen Psychologie“ mehr Wirkung ermöglicht hätte. Für Kant war, seiner Vorrede zufolge, diese „auf Weltkenntnis abzweckende Vorlesung“ zwar interessant, aber im Vergleich zur „reinen Philosophie“ zweitrangig. Im gesamten Fach Philosophie kam es in der Folgezeit nicht zu einer ähnlich weit gefassten Anthropologie. In der *Philosophischen Anthropologie* dominierten dann die Einflüsse anderer Strömungen, d.h. der Geistesmetaphysik, Geschichtsphilosophie, Seinsphilosophie, Gesellschaftsphilosophie und weiterhin auch die theologisch orientierten Bestimmungen des Menschen (vgl. Arlt, 2001; Fahrenberg, 2004a, 2007; Grabner-Haider, 1993; Kaiser-el-Safti, 2001; Kamper, Wulf & Gebauer, 2002; Lorenz, 1999; Marquard, 1971; Mühlmann, 1986; Thies, 2004; Tugendhat, 2007; Wulf, 1997, 2004).

## 2 Herbart, Weber und Fechner

Im Vorwort zu seinem Lehrbuch der Psychologie (1816) empfiehlt Herbart fast herablassend: „Kants Anthropologie darf nicht durch die Ehrfurcht, welche dem großen Namen ihres Urhebers gebührt, zurückschrecken; sie gewährt eine leichte und heitere Lectüre“ (S. V). Solche empirische, deskriptive und praktische Psychologie lag nicht in Herbarts Absicht. In der Einleitung seines Buches polemisiert er: „Locke und Leibniz waren, in Rücksicht auf *diese* Wissenschaft, beyde auf besserem Wege, als auf dem wir durch Wolff und Kant sind weitergeführt worden“ (S. 9). Das Defizit sieht er bei Kant primär im Aufgeben der transzendentalen Psychologie bzw. des metaphysischen Begriffs der Seele (Substantialität) und der rational abzuleitenden Seelenvermögen. Er folgt in dieser Hinsicht nicht Kants Erkenntniskritik und hinsichtlich der empirischen Psychologie geht er nur indirekt und selektiv auf Kants Methodenkritik ein. Herbarts rational-spekulativer Ansatz gilt vor allem den Vorstellungen und deren Verbindungen, die er nach dem Vorbild der Mechanik und der Astronomie begreift, folglich auch berechnen und damit sichern will.

In seiner *Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik* (1824, Band I) schreibt Herbart: „Dass die Seelenlehre sich von mehrern Seiten der Rechnung darbietet, diese Bemerkung hat mich auf die Bahn der jetzt vorzulegenden Untersuchungen gebracht; und je weiter ich sie verfolge, um desto mehr überzeuge ich mich, dass nur auf solchem Wege das Missverhältnis zwischen unsern Kenntnissen von der äußeren Welt, und der Ungewissheit über unser eigenes Innere kann ausgeglichen, nur auf solche Weise der Stoff, welchen Selbstbeobachtung, Umgang mit Menschen, und Geschichte, uns darbieten, gehörig kann verarbeitet werden“ (S. 15).

Der absichtlichen Selbstbeobachtung zeigt sich „Alles als kommend und gehend, als schwankend und schwebend; mit einem Worte, als etwas, das stärker und schwächer wird. In jedem der eben gebrauchten Ausdrücke liegt ein *Grössenbegriff*. Also ist in den Thaten des Bewusstseins entweder keine genaue Regelmässigkeit, oder sie ist durchweg von mathematischer Art; und man muss versuchen, sie mathematisch auseinanderzusetzen“ (S. 18)..

Die Schwierigkeit des Messens käme fürs Erste nicht in Betracht: man könne die Veränderlichkeit der Grössen auch schätzen bzw. berechnen ohne sie vollständig zu bestimmen. Ferner könne man „Gesetze der Grössenveränderung hypothetisch annehmen, und mit den berechneten Folgen aus den Hypothesen die Erfahrung vergleichen. Sind die einzelnen Erfahrungen wenig genau, so ist dagegen ihre Menge in der Psychologie unermesslich groß, und es kommt nur darauf an, sie geschickt zu benutzen“ (S. 18). Wichtiger sei, die Thaten des Bewusstseins richtig aufzufassen, d.h. von den richtigen Abstraktionen auszugehen. Deshalb befasst er sich ausführlich mit der Klassifikation der Seelenvermögen und gelangt dann zur rationalen Beschreibung der Vorstellungen und deren Mechanik. Die mathematischen Gesetze von Körperwelt und Seele/Geist entsprechen einander. Als Psychologe solle man Psychologie betreiben „mit

der Genauigkeit eines tüchtigen Physikers" und „Die Psychologie bedarf der Differential- und Integral-Rechnung“ (S. 141). Herbart denkt sich zahlreiche Formeln und numerische Zahlenverhältnisse aus, um die Beziehungen zwischen Vorstellungen, deren Auftreten jenseits von Bewusstseinschwellen, den Anstieg und das Absinken von Hemmungen sowie „Hemmungssummen“ zu kennzeichnen. Andererseits postulierte er: „Die Psychologie darf mit dem Menschen nicht experimentieren und künstliche Werkzeuge gibt es für sie nicht“ (1882/2003, S. 9).

Aus Carus Geschichte der Psychologie ist zu entnehmen, dass es schon vorher verschiedene Versuche gab, mathematische Begriffe oder Zahlenverhältnisse in die Psychologie einzuführen (vgl. Arendt, 1999; Scheerer, 1989). Wenn Herbart viele Seiten mit fiktiven Formeln und pseudo-quantitativen Berechnungen füllt, scheint aus der bloß metaphorischen Darstellung eine verführerische Demonstration der Möglichkeiten zu werden. Beispielsweise beschreibt er ein „Gesetz der abnehmenden Empfänglichkeit“, d.h. „, dass jede Wahrnehmung (perceptio) von irgendmerklicher Stärke eine kleine Weile zu ihrer Erzeugung erfordert; aber Erfahrung und Metaphysik zugleich lehren, dass keineswegs bey längerer Verweilung die Stärke der Wahrnehmung der Zeit proportional anwachse, sondern: je stärker die Wahrnehmung schon ist, um so weniger nimmt sie zu“ (1816, S. 124). – So ist nachvollziehbar, dass sich Gustav Theodor Fechner und später auch Wilhelm Wundt anregen ließen, solche Spekulationen in empirische Verfahren umzusetzen: nicht in der imaginären Vorstellungsmechanik, sondern mit den inzwischen verfügbaren Messtechniken und in den eher zugänglichen quantitativen Beziehungen von sinnlichen Reizen, Schwellen und Empfindungsintensitäten. Dementsprechend können Nachwirkungen von Herbarts Werk auf verschiedenen Gebieten gesehen werden: in der heutigen mathematischen Psychologie, in neurowissenschaftlichen Netzwerktheorien, in der formalen Simulation und Anpassung „rationaler“ Modelle an Daten (vgl. Laucken, 2000) und sogar hinsichtlich der Hoffnung, theoretische Grundfragen durch riesige Datenmengen zu überdecken.

Herbarts Lehre hatte anscheinend so viel zu bieten, dass er philosophisch und pädagogisch Interessierte anzog. Seine Lehre auf die hier nur skizzierte metaphysisch-physikalische Psychologie beschränken zu wollen, träfe Herbarts Absichten nicht vollständig. An dieser Stelle geht es jedoch nicht um die Verdienste Herbarts für die Theorie der Raumwahrnehmung und der Ton- bzw. Musikpsychologie oder um seine Sicht der Moralphilosophie. In ihrer eingehenden Interpretation stellte Kaiser-el-Safti (2001, 2003) die positiven Würdigungen von Herbarts Psychologie, Philosophie und Pädagogik zusammen und sah Herbart in Relation zu Wundt, von dessen zahllosen Forschungsprojekten und philosophischen Aussagen angeblich keines das Jahrhundert überlebt habe (S. XI). In dieser Verteidigung, vor allem gegen Kant, kommt es jedoch zu Diskrepanzen, z.B. wenn sie meint „Unter methodologischen Gesichtspunkten wurde erstmals durch Herbart das psychologische Instrument der Selbstbeobachtung als unzureichend abgelehnt“ (S. XVII) oder wenn sie einseitig von der Psychologiefeindlichkeit Kants spricht. Für Psychologen die zu einem ontologischen Dualismus und zur Behauptung psychophysischer Kausalität neigen, kann Herbart offensichtlich immer noch attraktiv sein, weil er Kants Kritik der transzendentalen Psychologie nicht teilte (vgl. Kaiser-el-Safti, 2003). Herbarts deduktiv gewonnenes System der Psychologie entspricht wohl den Hoffnungen auf eine Einheitstheorie der Psychologie weitaus eher als die heterogenen empirisch-induktiven Ansätze. Auch Wundt erwähnte später Herbarts großen Einfluss.

Für die von Kant gerade in Gang gesetzte, empirische und angewandte Anthropologie/Psychologie waren Herbarts Spekulationen durch den Rückfall in die metaphysischen Begründungen und mit der Forderung nach durchgehender Mathematisierung destruktiv. Diese im Kern metaphysisch-physikalische Psychologie ist das genaue Gegenteil von Kants Position und widerspricht zutiefst seiner Ausrichtung der empirischen Psychologie.

Ernst Heinrich Weber (1795-1878) sowohl Anatom und Physiologe als auch Physiker, wird Herbarts „physikalische Psychologie“ gekannt haben als er seine Untersuchungen über die differentielle Wahrnehmbarkeitsschwelle des Tastsinns durchführte und als *Lehre vom Tastsinn und Gemeingefühle* (1851) mitteilte. Mehr noch gilt der Physiker Gustav Theodor Fechner (1801-1887) mit seinem Buch *Elemente der Psychophysik* (1860) als Begründer der neuen Psychophysik. Er formulierte das Webersche Prinzip neu als logarithmische Beziehung zwischen Empfindung und Reizintensität und schuf eine systematische Experimentalmethodik mit genauen Versuchsplänen und statistischen Auswertungsmethoden, wobei er auch die Rolle individueller Unterschiede erkannte. Unter Psychophysik versteht er die „exacte Lehre von den functionellen oder Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Körper und Seele, allgemeiner zwischen körperlicher und geistiger, physischer und psychischer, Welt“ (1860, I, S. 8). Die äußere Psychophysik bezieht sich auf die Sinnesreize, die innere Psychophysik auf die (damals nur spekulativen) Beziehungen von Nerventätigkeit und Bewusstseinsvorgängen.<sup>(4)</sup>

Heidelberger (1993) erläuterte eingehend Fechners „psychophysisches Maßprinzip“. Die Messung setzt kontinuierliche Veränderliche, metrische Abstufungen und einen (gedachten) Nullpunkt bzw. eine absolute Schwelle voraus und stellt „die psychischen Größen als Funktion von physischen dar, ohne sich um ein tieferliegendes erklärendes Modell zu kümmern, das man dieser Funktion zugrundelegen könnte (S. 219; vgl. Mausfeld, 1994a, Witte, 1989). Die logarithmische Formel sei in erster Linie kein Gesetz, sondern „eine konventionelle *Festlegung* des funktionellen Zusammenhangs zwischen Maß und Gemessenem“ (S. 235). Heidelberger referiert die zeitgenössischen Auseinandersetzungen um diese Maßformel, insbesondere aus Sicht des Neukantianismus, bezieht sich jedoch kaum auf Kant. Fechner habe sich an Kants Definitionen desinteressiert gezeigt, weil es ihm wichtiger gewesen sei, „in ganz bestimmter Hinsicht eine Handhabe zu besitzen, die es einem erlaubt, die Beziehung des Menschen zur Welt besser zu verstehen als ohne diese Messung“ (S. 278). Fechner war an der Erweiterung des Maßprinzips vom Tastsinn auf andere Sinnesfunk-

tionen, an der Sicherstellung und genauen Bewährung sowie grundsätzlich an der Übertragung des Prinzips auf die innere Psychophysik interessiert.

Die erkenntnistheoretischen Auffassungen und das Programm der Psychophysik sowie die zeitgenössische Rezeption wurden auch von Arendt (1999) ausführlich dargestellt. Die *Fundamentalformel* steht (lange vor den Elementen der Psychophysik) in einem Kapitel über mathematische Psychologie in Fechners Buch *Zend-Avesta*: „Kurz, obwohl recht zu verstehen, wird man also sagen können, die psychische Intensität ist der Logarithmus der zugehörigen physischen Intensität, schreitet in arithmetischem Verhältnisse fort, wenn diese in geometrischem“ (1851, II, S. 375). Fechner hat seine Entdeckung sogar genau datiert (22.10.1850). Arendt beschreibt, welche fundamentale Bedeutung diese Formel in Fechners Leib-Seele-Theorie, d.h. in seiner Variante des psychophysischen Parallelismus, und für seine Philosophie hat, und schildert die vorausgegangene Auseinandersetzung mit Herbart, die Anregungen durch den Kontakt mit Weber, den Einfluss von Drobisch und Steinheil, die langwierige Auseinandersetzung mit den skeptischen Neukantianern sowie die höchst unterschiedliche Rezeption der Psychophysik und Fechners späterer *Revision der Hauptpunkte der Psychophysik*.

Die paradigmatischen Experimente Fechners sind vielfach gewürdigt worden, auch im Kontext seiner metaphysischen Überzeugungen sowie der zeitgenössischen Philosophie (Arendt, 1999; Brauns, 2000; Heidelberger, 1993; Scheerer, 1989; Schönplflug, 2004; Wundt, 1913b). In der Entwicklung sind mehrere Schritte der Verallgemeinerung zu erkennen: von Webers Beschreibung der differentiellen Wahrnehmbarkeitsschwelle des Tastsinns über Fechners Verallgemeinerung zur Psychophysik anderer Sinnesleistungen und dann zu Wundts Versuch, die psychophysischen Maßmethoden über die sensorische Wahrnehmung hinaus optimistisch auf andere Bewusstseinsvorgänge auszuweiten und den Erfolg der sensorischen Psychophysik als Argument gegen Kants Beurteilung der Psychologie zu verwenden.

In ihrer ausführlichen Darstellung *Die Idee der wissenschaftlichen Psychologie. Immanuel Kants kritische Einwände und ihre konstruktive Widerlegung* nähert sich Kaiser-el-Safti (2001) Kants Auffassungen unter dem Blickwinkel Franz Brentanos, d.h. nicht aus der Sicht der Hauptströmung der entstehenden empirischen Psychologie. Sie legt die philosophischen Schwierigkeiten der Grundlagenbestimmung dar und sieht einen hemmenden Einfluss Kants, sich adäquat mit dem „Gegenstand des Psychischen“ zu befassen. Der ambivalente Seelenbegriffs Kant habe problematische wissenschaftstheoretische Abgrenzungen von Subjekt und Objekt zur Folge; sie plädiert für die Auseinandersetzung mit dem Problem von Gegenstand und Gegenständigkeit in transzendentaler Perspektive. – Die „Rehabilitierung der Metaphysik“ hätte ihrerseits Konsequenzen für die Wissenschaftskonzeption der empirischen Psychologie. Kaiser-el-Safti bleibt zumeist, auch in Hinblick auf Franz Brentano und Carl Stumpf, auf einer philosophisch-epistemologischen Ebene und klammert die Methodologie weitgehend aus. So geht sie z.B. nicht auf Wilhelm Wundts perspektivische Sicht ein. Sie erörtert auch nicht die naheliegende Konsequenz, dass die Rückkehr zu expliziten metaphysischen bzw. transzendentalphilosophischen Deduktionen – wie die Geschichte der Philosophie lehrt – ein buntes Spektrum von ontologischen und theologischen Postulaten, also keine Konvergenz oder gar Einheit, sondern paradoxer Weise gerade eine Beliebigkeit zur Folge hätte und für ein anwendungsbezogenes Fach wie die Psychologie noch mehr berufsethische Komplikationen. – Ihr Buch lehrt jedoch, dass die philosophische Grundfrage nach dem Gegenstand der Psychologie fort dauert und dass der unbefriedigende Pluralismus der wissenschaftstheoretischen Überzeugungen bzw. die widersprüchliche Verfassung der heutigen Psychologie auch mit dieser Grundfrage zusammenhängt.

In der heutigen Psychologie existieren zweifellos unterschiedliche Traditionen, doch die historisch wichtigste Linie führt – in ihren geschilderten Widersprüchen – von der Wissenschaftskonzeption Kants über Herbart und Fechner zur Experimentalpsychologie Wundts. Experiment und Messung sind bis in die Gegenwart grundsätzlich strittige Methodentypen der empirischen Psychologie. Deshalb ist es lohnend, vor allem Wundts Einwände gegen Kants Urteil zu diskutieren und den beiden Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie nachzugehen: der *pragmatischen Anthropologie* als empirische Menschenkunde (Kant) und der *Psychologie als empirische Geisteswissenschaft* (Wundt). Trotz der fundamental klingenden Auffassungsunterschiede hinsichtlich einer experimentellen und messenden Psychologie, gibt es wesentliche und noch zu wenig gewürdigte Übereinstimmungen in ihren Absichten. Beide Programme fordern eine umfassende, nicht metaphysisch deduzierte, aber philosophisch geordnete und perspektivische Sicht des Menschen.

### **3 Wundts perspektivische Wissenschaftskonzeption einer einheitlichen Psychologie**

#### **Einleitung und Kontext**

Wilhelm Wundt (1832-1920) hat zunächst Medizin studiert und von 1853 an mehr als zwanzig Jahre in der Physiologie, u.a. bei Helmholtz, experimentell gearbeitet und publiziert. Im Jahr 1864 wurde er in Heidelberg auf eine außerordentliche Professur für Anthropologie und medizinische Psychologie berufen, 1871 überbrückte er die Vakanz nach der Wegberufung von Helmholtz. Seiner Neigung zur Philosophie folgte er 1874 durch Annahme eines Extraordinariats für Induktive Philosophie in Zürich. Die Berufung nach Leipzig 1875 ermöglichte ihm, einen eigenständigen Weg zwischen Philosophie und experimenteller Physiologie zu gehen. Er wandte sich zur Psychologie und gründete 1879 das erste Universitäts-Labor für experimentelle Psychologie, das international ein hohes Ansehen gewann. Im weiteren Verlauf seines langen und produktiven Lebens befasste er sich zunehmend mit der „Völkerpsychologie“ und mit Philo-

sophie, u.a. Erkenntnistheorie, Wissenschaftsmethodik und Ethik. In seiner 1920 veröffentlichten Autobiographie nehmen die physiologische Psychologie und die Experimentalpsychologie, durch die er berühmt wurde, einen erstaunlich geringen Raum ein.

Wundt bezieht sich in seiner eigenen Bildungsgeschichte u.a. auf John Locke und Gottfried Wilhelm Leibniz. Er berichtet von seiner Lektüre der *Kritik der reinen Vernunft*, auch von Kants Ethik, und äußert verschiedentlich seine Zurückhaltung gegenüber Kants Transzendentalphilosophie und gegen den Neukantianismus seiner Zeit. Herbart verdanke er nächst Kant am meisten in der Ausbildung seiner philosophischen Ansichten (1874, Vorwort). Die grundlegende Schrift Kants zur Anthropologie zitiert er selten und nur am Rande; es war jedenfalls keine nachhaltige Erinnerung. In Herbart sieht er den Schöpfer der mathematischen Psychologie. Maßgeblich für Wundts Wissenschaftskonzeption der Psychologie war nicht Kant, sondern Gustav Theodor Fechner, den er als Vater der Psychophysik bzw. der experimentellen Psychologie sieht. Wundt ist von dem mathematisch formulierten psychophysischen Gesetz beeindruckt, lehnt jedoch die pantheistischen Spekulationen Fechners ab. Herbarts Verdienste um die genaue psychologische Analyse der Vorstellungen würdigt Wundt, kritisiert jedoch deren Schematismus und die ontologische Begründung der Seelenvermögen.

Wundt definiert die Psychologie als empirische Disziplin. Die Aufgabe der Psychologie sei es, die Bewusstseinsvorgänge exakt zu analysieren, die elementaren Empfindungen zu messen, die zusammengesetzten Bewusstseinsvorgänge und komplexen Wechselwirkungen zu zergliedern, und die Gesetze jener Beziehungen aufzufinden. Dies ist der Inhalt der beiden Hauptwerke *Grundzüge der physiologischen Psychologie* (1874) und *Grundriss der Psychologie* (1896a). Weitere Hauptwerke sind, abgesehen von den philosophischen Schriften, noch die dreibändige *Logik* (hauptsächlich eine Wissenschaftslehre und Methodologie) sowie die zehnbändige *Völkerpsychologie*.

Das extrem umfangreiche Werk Wundts entstand im Laufe von sechs Jahrzehnten. Das umfassendste Werkverzeichnis des MPI für Wissenschaftsgeschichte hat mit allen Aufsätzen und allen Auflagen 578 Einträge im Zeitraum 1853 bis 1950 (Wundt, 2008; vgl. E. Wundt, 1927). Die innere Konsistenz von Wundts Werk seit 1862 – zwischen und innerhalb der Hauptwerke und ihren revidierten Auflagen – ist wiederholt diskutiert und unterschiedlich beurteilt worden. Ein tiefreichender Bruch der Wissenschaftskonzeption der Psychologie – wie im Werk einiger anderer Psychologen – kann für ihn *nicht* behauptet werden, wohl aber eine schrittweise Entwicklung und ein Wandel der Interessenschwerpunkte. Deswegen stützt sich die folgende Darstellung auf markante Formulierungen aus seinen zentralen Büchern und Aufsätzen, um *seine Konzeption insgesamt* nachzuvollziehen. Die meisten Wundt-Historiker befassen sich nur mit bestimmten Themen oder Phasen des Werks. <sup>(2)</sup> Viel wichtiger als die einzelnen Entwicklungsschritte ist die Frage, ob der perspektivische Zusammenhang gesehen wird. Wundts Psychologie ist ohne seine Epistemologie und Methodenlehre nicht zu verstehen, eben so wenig ohne seine wohl auch von Fechner angeregte, aber besondere Auffassung des psychophysischen Parallelismus.

Wilhelm Wundt gilt als bedeutendster Pionier der experimentellen Psychologie und er war zugleich ein Pionier der Völkerpsychologie bzw. Kulturpsychologie. Wundts Wissenschaftskonzeption der Psychologie ist originell; sie kann bis in die heutige Diskussion anregend sein, falls in seiner Methodenlehre auch das Bemühen um eine Ergänzung und Zusammenschau der wissenschaftlichen Perspektiven erkannt wird. Er postuliert einen sehr weitreichenden Geltungsanspruch der Psychologie und eine Vermittlerrolle zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Auch Wundts Methodologie ist anspruchsvoll; sie kann hier nur in den Hauptlinien nachgezeichnet werden, um zu erläutern, weshalb für ihn die Psychologie eine *empirische Geisteswissenschaft* ist (z.B. 1913a, S. 32). Welche Psychologen würden heute diese Überzeugung Wundts, des Gründervaters der *eigenständigen Disziplin* Psychologie, teilen?

### **Wundts Forschungsprogramm im Jahr 1862**

Die neue Psychophysik ergab eine logarithmische Funktion, nach welcher die ebenmerkliche Veränderung einer Empfindung den Intensitätszuwächsen der sensorischen Reize folgt. Diese Entdeckung schien der Beweis zu sein, dass die innere Erfahrung des Menschen experimentell untersucht werden kann. „Warum folgt die Psychologie nicht dem Beispiel der Naturwissenschaften?“ fragt Wundt. „Es ist eine Lehre, die auf jeder Seite die Geschichte der Naturwissenschaften uns einprägt, dass die Fortschritte jeder Wissenschaft innig an den Fortschritt der Untersuchungsmethoden gebunden sind“ (Wundt, 1862, S. XI). – Nach dieser Maxime gilt es, Wundts Wissenschaftskonzeption der Psychologie aus seinem Verständnis der Aufgabenstellung und der richtigen Methoden zu bestimmen.

„Es sind zwei Wissenschaften, die in dieser Hinsicht der allgemeinen Psychologie zu Hülfe kommen müssen: die Entwicklungsgeschichte der Seele und die vergleichende Psychologie. Jene hat die allmälige Ausbildung des Seelenlebens beim Menschen zu verfolgen, diese hat die Verschiedenheiten desselben darzustellen in der Thierreihe und in den Völkerrassen des Menschengeschlechts“ (1862, S. XIV). So werden wir, von welcher Seite wir auch eine psychologische Untersuchung in Angriff nehmen mögen, immer wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem wir ausgingen, auf die Verbesserung der Methodik“ (S. XVI). Wundt stimmt Herbarts Verwendung mathematischer Begriffe zu, sieht aber Herbarts Grundfehler im deduktiven, metaphysisch verankerten Vorgehen. Wundt möchte nachforschen, wie weit die Induktion, d.h. die empirischen Untersuchungen und insbesondere das Experiment, auch im rein psychologischen Gebiet reichen könnten, und gesteht zu, dass „vorerst die sinnliche Seite des Seelenlebens der experimentellen Untersuchung die weiteste Aussicht gewährt.“ Ein weiteres Vordringen würde sich dann von selber ergeben, „denn die psychischen Gebiete sind nicht so scharf abgegrenzt, dass nicht ein kontinuierlicher Übergang aus dem einen in das andere sich

fände. .... Die Sinnesreize sind um es kurz auszudrücken, für uns nichts anderes als experimentelle Hilfsmittel“ (S. XXIX).

Die im folgenden Jahr erscheinenden zweibändigen *Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele* (1863) enthalten bereits mehr oder minder ausführlich alle inhaltlichen Interessengebiete Wundts und jene Überlegungen, aus denen in der Folgezeit seine Methodologie im Zusammenhang mit seiner Auffassung des psychophysischen Parallelismus entstand.<sup>(3)</sup>

### Physiologie, physiologische Psychologie und Psychologie

Wundt will zwei Wissenschaften miteinander in Verbindung bringen. „Die Physiologie gibt über jene Lebenserscheinungen Aufschluss, welche sich durch unsere äußeren Sinne wahrnehmen lassen. In der Psychologie schaut der Mensch sich selbst gleichsam von innen an und sucht sich den Zusammenhang derjenigen Vorgänge zu erklären, welche ihm diese innere Beobachtung darbietet“ (1874, S. 1).

„Mit zureichender Sicherheit lässt sich wohl der Satz als begründet ansehen, dass sich nichts in unserem Bewusstsein ereignet was nicht in bestimmten physiologischen Vorgängen seine körperliche Grundlage fände“ (1874, S. 858). Der *physiologischen Psychologie* weist Wundt die Aufgabe zu: „erstlich diejenigen Lebensvorgänge zu erforschen, welche, zwischen äusserer und innerer Erfahrung in der Mitte stehend, die gleichzeitige Anwendung beider Beobachtungsmethoden, der äusseren und der inneren, erforderlich machen, und zweitens von den bei der Untersuchung dieses Gebietes gewonnenen Gesichtspunkten aus die Gesamtheit der Lebensvorgänge zu beleuchten und auf solche Weise wo möglich eine Totalauffassung des menschlichen Seins zu vermitteln“ (S. 2). „Das Attribut ‚physiologisch‘ will nicht sagen, dass sie ...[die physiologische Psychologie] ... die Psychologie auf Physiologie zurückführen wolle – was ich für ein Ding der Unmöglichkeit halte –, sondern dass sie mit physiologischen, d.h. experimentellen Hilfsmitteln arbeitet und allerdings mehr, als es in der sonstigen Psychologie zu geschehen pflegt, auf die Beziehungen der psychischen zu den physischen Vorgängen Rücksicht nimmt“ (1896b, S. 21). Das eigentliche Thema sei die Psychologie, doch sei das Rüstzeug der physiologischen Psychologie „gleichmässig beiden Mutterwissenschaften entliehen. Die psychologische Selbstbeobachtung geht Hand in Hand mit den Methoden der Experimentalphysiologie, und aus der Anwendung dieser auf jene haben sich als ein eigener Zweig der Experimentalforschung die psychophysischen Methoden entwickelt. Will man auf die Eigenthümlichkeit der Methode das Hauptgewicht legen, so lässt daher unsere Wissenschaft als Experimentalpsychologie von der gewöhnlichen, rein auf Selbstbeobachtung gegründeten Seelenlehre sich unterscheiden“ (1874, S. 2-3). Wundt hebt jene Lebensvorgänge, die der äusseren und der inneren Beobachtung gleichzeitig zugänglich sind, hervor, und nennt insbesondere zwei Hapterscheinungen, „wo die äussere nicht ohne die innere Beobachtung ausreicht“, die Empfindung und die Bewegung aus innerem Antrieb.

Psychologie befasst sich mit der „gesamten Erfahrung in ihrer unmittelbaren subjektiven Wirklichkeit“ (1896a, S. 14). Später ergänzt Wundt, dass eine Definition der Psychologie als Wissenschaft der inneren Erfahrung (1863, I, S. 1) deshalb unzulänglich ist, weil sie das Missverständnis erwecken kann, als habe sich diese mit Gegenständen zu beschäftigen, die von denen der sogenannten ‚äußeren‘ Erfahrung durchgängig verschieden seien“ (u.a. 1920a, S. 2). Der *Grundriss* (1874) enthält fünf Abschnitte: die psychischen Elemente, die psychischen Gebilde, der Zusammenhang der psychischen Gebilde, die psychischen Entwicklungen, die Prinzipien und Gesetze der psychischen Kausalität.

Ein zentraler Begriff für Wundts Psychologie ist die Apperzeption, d.h. das Eintreten eines Bewusstseinsinhaltes in das Aufmerksamkeitsfeld. Er sieht darin – im Unterschied zur einfachen Assoziationspsychologie – eine elementare Aktivität des Subjekts, also den Willensakt, einen Inhalt aufmerksam ins Bewusstsein zu rücken. Insofern diese Aktivität für alle psychischen Prozesse typisch ist, sei es möglich, seine Sicht als „voluntaristisch“ zu bezeichnen. Durch seine Forderung, psychische Vorgänge in ihre Elemente zu zergliedern, möchte Wundt keine reine *Elementenpsychologie* schaffen, denn die Elemente sollen zugleich aufeinander bezogen bleiben. Er beschreibt die sinnlichen Empfindungen mit den an sie gebundenen einfachen sinnlichen Gefühlen, Vorstellungen und Willensakten, und er erläutert Abhängigkeiten und Rückwirkungen, die z.T. ähnlich wie heutige Konzepte kognitiver Gefühlstheorien klingen. Sein Begriff Apperzeptionspsychologie bedeutet, dass er auf die komplexen Produkte des Seelenlebens mehr Wert legen möchte als auf die elementaren Funktionen.

Die Schlussbetrachtungen der *Grundzüge* beginnen: „Ueberall führt die psychologische Untersuchung auf metaphysische Probleme hinaus. Aber zu deren Lösung bildet der Zusammenhang empirischer Thatsachen und Gesetze, zu denen sie gelangt, nur einen Theil der Vorbedingungen. Das übrige müssen Naturphilosophie und Kritik der Erkenntnis hinzuthun. Denn die Begriffe der inneren Erfahrung sind durch die der äusseren mitbestimmt und verlangen mit diesen zusammen die Prüfung ihres Ursprungs und ihrer Berechtigung“ (1874, S. 858). Wundt schließt eine kurze Diskussion philosophischer Auffassungen an und widerspricht dem Dualismus und der Annahme von Wechselwirkungen, dem monistischen Materialismus sowie dem Idealismus. Er akzeptiert den Realismus, der verschiedenen Quellen der Erkenntnis gleichmäßig gerecht zu werden versuche.

### Methodologie

Durch Wundts Werk zieht sich der Grundgedanke, dass der wissenschaftlichen Psychologie zwei einander ergänzende Forschungswege möglich sind: das Experiment und die völkerpsychologische Methode. „Demnach verfügt die Psychologie, ähnlich der Naturwissenschaft, über zwei exakte Methoden: die erste, die experimentelle Methode, dient der Analyse der einfacheren psychischen Vorgänge; die zweite, die Beobachtung der allgemeingültigen Geisteserzeugnisse,

dient der Untersuchung der höheren psychischen Vorgänge und Entwicklungen“ (1920b, S. 30). – Sein Plädoyer für eine doppelte Methodik der Psychologie ragt aus den auch damals verbreiteten Kontroversen um den idealistischen und den materialistischen Monismus heraus, denn Wundt erreicht eine neue Stufe, indem er beides, Experiment und Interpretation, zu grundlegenden und unverzichtbaren Methoden der wissenschaftlichen Psychologie erklärt. Er ist mit beiden Methoden sehr gut vertraut und ist beiden Forschungswegen in ausgedehnten Vorhaben gefolgt. Dies ist ohne Vorbild.

Im Sinne seines Leitsatzes zur definitorischen Kraft der Methodenlehre hat Wundt zwar die Methodik der experimentellen Psychologie in vielen Kapiteln seiner Bücher und in speziellen Aufsätzen geschildert, aber dort nicht zusammenhängend mit der Methodik der *Interpretation* dargestellt. Dies geschah erst verhältnismäßig spät und hat deswegen wahrscheinlich zu einer oft einseitigen Rezeption seiner Methodenlehre geführt. Im Vorwort der 2. Auflage der *Logik* (1883a, II, S. VI; 1. Aufl. 1880) schreibt er entschuldigend, dass die allgemeine Methodenlehre, obgleich der systematische Zweck ihren Vortritt verlangte, dennoch fast zuletzt ausgeführt wurde, „da die Entstehungsweise seiner Arbeiten es so mit sich brachte“. Fast als Alterswerk, fügt er 1908 in die 3. Auflage seiner nun dreibändigen *Logik* (mit dem langen Untertitel *Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden Wissenschaftlicher Forschung. Band 3. Logik der Geisteswissenschaften*) ca. 120 Seiten über die allgemeinen Forschungsmethoden der Geisteswissenschaften (einschließlich der Psychologie) und weitere ca. 180 Seiten über die speziellen (experimentellen) Methoden der Psychologie ein (vgl. Meischner-Metge, 2006).<sup>(4)</sup>

### Das Experiment als Mittel der Selbstbeobachtung

Wundt äußert sich überzeugt, dass (in Analogie zur physikalischen Forschung) „die psychischen Funktionen an den Wirkungen gemessen werden, die sie hervorbringen.“ Die „große Menge der Seelenerscheinungen ist in sich so abgeschlossen, dass sie recht gut einer unabhängigen wissenschaftlichen Untersuchung fähig ist“ (Wundt, 1862, S. XII). Er behauptet *nicht*, dass die Psychologie eine Naturwissenschaft ist. Für ihn enthält das Experiment im Sinne von Francis Bacon – weit über die Naturwissenschaften hinaus – allgemeine Regeln der empirischen Wissenschaften. Das sich an die erklärende Naturforschung bzw. Physiologie anlehrende Experiment bedeute für die Psychologie eine entscheidende methodische Neuerung. Hier besteht das Experiment in der „willkürlichen und ... (...) ... quantitativ bestimmbar Veränderung ... (...) ... der äußeren, physischen Bedingungen der inneren Vorgänge“ (1874, S. 5). In dieser Zeit ist Wundt noch der Auffassung, dass *jedes* psychologische Experiment physiologischer Hilfsmittel bedürfe. Da mit Bewusstseinsvorgängen nicht direkt experimentiert werden könne, müsse das an deren Außenbeziehungen geschehen, d.h. an den Sinnes- und Bewegungsorganen, deren Funktionen zu den psychischen Funktionen in Beziehung stehen.

Die eigentliche Methode ist jedoch die Selbstbeobachtung. Der Wert eines Experiments hängt davon ab, in wie weit es gelingt, diese Selbstbeobachtung methodisch abzusichern. Zu diesem Zweck ist aber die weit verbreitete Methode der unmittelbaren willkürlichen Selbstbeobachtung der psychischen Erlebnisse völlig ungeeignet. Er bezeichnet sie als eine Quelle von Selbsttäuschungen und nennt sie obsolet. Wundt hält also nichts von den spontanen, erzählenden, ungeschulten Selbstberichten, nichts von Innenschau (Introspektion). Demgegenüber verlangt er eine durch die experimentelle Methodik geschulte Selbstbeobachtung.

Ein Experiment ist Wundt zufolge durch vier Eigenschaften definiert: „(1) Der Beobachter muß womöglich in der Lage sein, den Eintritt des zu beobachtenden Vorganges selbst bestimmen zu können. (2) Der Beobachter muß, soweit möglich, im Zustand gespannter Aufmerksamkeit die Erscheinungen auffassen und in ihrem Verlauf verfolgen. (3) Jede Beobachtung muß zum Zweck der Sicherung der Ergebnisse unter den gleichen Umständen mehrmals wiederholt werden können. (4) Die Bedingungen, unter denen die Erscheinung eintritt, müssen durch Variation der begleitenden Umstände ermittelt und, wenn sie ermittelt sind, in den verschiedenen zusammengehörigen Versuchen planmäßig verändert werden, indem man sie teils in einzelnen Versuchen ganz ausschaltet, teils in ihrer Stärke oder Qualität abstuft“ (Wundt, 1907, S. 301-360; siehe auch 1902-1903).

Die typische experimentelle Untersuchung geschieht – wie es heute heißt – „innerhalb der Person“ in langen Beobachtungsreihen mit Bedingungsvariationen und führt dann zum Vergleich zwischen Personen (damals noch ohne Bezug auf ein stichprobentechnisches Konzept). Selbstverständlich sieht Wundt, dass sich die experimentelle Psychologie an das Vorbild „vollkommener Experimente“ nur annähern kann, denn hier sind der Beobachter und der Untersuchungsgegenstand nicht unabhängig voneinander wie in den Naturwissenschaften. Er räumt durchaus ein, dass die Sicherheit der Ergebnisse durch verschiedene Einflüsse eingeschränkt ist: Schwierigkeiten bei der Wiederholung eines psychologischen Experiments und bei der Beobachtung der subjektiven Bestandteile des Seelenlebens, die Unsicherheiten der Auffassung und Mitteilung von Selbstbeobachtungen, die unbestimmte und veränderliche Beziehung der subjektiven Erlebnisse zu bestimmten objektiven Inhalten, die Unsicherheit des Gedächtnisses. – Die Aufzählung bleibt jedoch recht allgemein und präzisiert die Methodenprobleme weder so ausführlich wie es eine kritische Methodenlehre verlangt, noch so prägnant wie Kant in den wenigen Sätzen zu diesem Thema.

Wundt räumt also generelle Schwierigkeiten der Selbstbeobachtung ein und konzidiert auch, dass psychische Zustände und Vorstellungen untereinander so verbunden sind, dass eine isolierende Abgrenzung oft unmöglich erscheint. Doch solche Einflüsse könnten berücksichtigt werden. Eine wichtige Voraussetzung sei, dass die psychischen Vorgänge nicht spontan auftreten, sondern im Experiment wiederholt und planmäßig, z.T. mittels technischer Geräte, ausgelöst werden: Empfindungen durch Stimuli, Emotionen durch Ereignisse oder Aufgaben usw. Wundt empfiehlt, erfahrene Versuchsteilnehmer heranzuziehen und äußere Störbedingungen zu vermeiden. Als weitere Kontrollmöglichkeit nennt er die Verteilungskurve der erhaltenen Ergebnisse und folgt damit Fechner. Wundts Feststellung, es müssten „nicht

bloß das äußere technische Verfahren, sondern die eigentümliche subjektive Kunst der experimentellen Beobachtung erlernt und geübt werden“ (1921, S. 167), spricht für die eigenen Vorbehalte.

In den Wahrnehmungsexperimenten werden die psychophysischen Methoden (*Eindrucksmethoden*) verwendet mit genauer Messung der Reizintensitäten und mit den verschiedenen Skalierungsmethoden hinsichtlich der Empfindungen. Bei Experimenten über Aufmerksamkeit und andere Funktionen werden Reaktionszeiten und Zeitintervalle gemessen, und diese Chronometrie, die damals schon recht genau möglich war, scheint ein Ausweis der Messbarkeit und Exaktheit zu sein. Die notwendige Gewöhnung an die Untersuchung wird durch Wiederholung erreicht, etwaigen Erinnerungstäuschungen durch die möglichst geringen Zeitabstände zwischen psychischem Vorgang und dem Akt des Aufnehmens und Festhaltens vorgebeugt. In anderen Experimenten werden physiologische Messungen (*Ausdrucksmethoden*) verwendet, um psychische Veränderungen zu objektivieren (nicht um psycho-physischer Kausalzusammenhänge zu erforschen).

Wundt diskutiert die Eindrucks- und Ausdrucksmethoden hauptsächlich innerhalb der Gefühlsforschung (1902, II). Die unmittelbare Anwendung äußerer Reize ist die direkte Eindrucksmethode, in der Gefühlsforschung wird auch die indirekte Eindrucksmethode aufgrund einer durch den Reiz bedingten Vorstellungänderung verwendet. Dagegen wird die willkürliche Hervorbringung von Erinnerungsvorstellungen als Reproduktionsmethode bezeichnet (ähnlich Fechners Unterscheidung der Methode der Wahl bzw. der Methode der Hervorbringung (1902, II, S. 266). „Der Ausdrucksmethode fallen an und für sich alle psychischen Symptome zu, durch die sich Gefühle und aus Gefühlen zusammengesetzte Gemüthsbewegungen nach außen kundgeben“ (S. 267). Wundt scheint ausschließlich die physiologischen Ausdruckssymptome, d.h. Veränderungen der Atmung, des Herztätigkeit und der Blutgefäße zu meinen, und beschreibt diese Methoden sehr ausführlich mit Abbildungen der Geräte. Auf diese Weise sollen auch die Gefühlsrichtungen unterschieden werden, während man eine exakte Bestimmung der Intensitätsunterschiede kaum erhoffen könne. – Aber müssten nicht die Herstellbarkeit der zu beobachtenden Vorgänge, die Wiederholbarkeit und die isolierende Variation der äußeren Umstände je nach Aufgabenstellung, z.B. in der Psychophysik oder bei der Untersuchung von Gefühlszuständen, unterschiedlich eingeschätzt werden? Auf welche Bewusstseinsvorgänge bzw. auf welche der Untersuchungsgebiete wie Empfindung, Umfang des Bewusstseins, Aufmerksamkeit, Vorstellungen, sowie Gefühle, Affekte und Willensakte, können die typischen Eindrucksmethoden und Ausdrucksmethoden angewendet werden, und welche Kontrollen sind jeweils möglich? Die Adäquatheit von Methoden und Phänomenen auf diesen unterschiedlichen Gebieten wird nicht eingehend behandelt.

In den experimentellen Untersuchungen über das Gedächtnis bzw. das Vergessen wurde, u.a. von Hermann Ebbinghaus und auch in Wundts Institut, die sog. Treffermethode verwendet, d.h. die Anzahl der richtig reproduzierten oder wiedererkannten Silben gezählt. Die Treffermethode ist keine physiologische Ausdrucksmethode. Aber handelt es sich um eine Selbstbeobachtung im engeren Sinn? Hier bleibt die Methodenlehre unklar. Wären über die Psychophysik, die Chronometrie und bestimmte Ausdrucksmethoden hinaus auch die Ergebnisse der aufkommenden psychologischen Tests als Resultate von „Selbstbeobachtungen“ anzusehen? Oder muss hier eine neue Kategorie von nicht-verbale Verhaltensantworten definiert werden? Hier fehlen die innovative Begriffsbildung und Methodenentwicklung. Andererseits kritisiert Wundt scharf, dass Oswald Külpe, Karl Bühler u.a. den experimentalpsychologischen Ansatz modifizierten, um einen neuen Zugang zu Denkprozessen und anderen höheren Funktionen zu gewinnen. Wundt lehnt in diesem Zusammenhang auch die gerade auftauchende Fragebogenmethodik ab (siehe unten zur Methodenlehre).

Wenn jemand während des Problemlösens nach Selbstbeobachtungen gefragt wird, sind das für Wundt „Ausfrageexperimente“. Aus seiner Sicht sind diese Experimente gänzlich verkehrt, denn man examiniere beliebige Individuen auf ihre zufälligen Selbstbeobachtungen; dabei könnten auch die mit dem Denken assoziierten Gefühle stören, und es mangle an Wiederholbarkeit (Wundt, 1907, 1908). Inzwischen gibt es manche neue Argumente, die Wundts Einwände bestätigen. <sup>(5)</sup>

„Experiment“ ist ein mehrdeutiger Begriff geblieben. Wahrscheinlich genügt ein sehr großer Teil der heute publizierten psychologischen „Experimente“ nicht mehr Wundts strikter Definition und stützt sich entweder auf ungeschulte und deswegen zweifelhafte Selbstbeobachtung, auf Ausfragung und Fragebogen, oder auf Verhaltensdaten bzw. Verhaltensmessungen. <sup>(6)</sup>

Auf Kants spezielle Einwände gegen die Gültigkeit von Selbstbeobachtung und Experiment, d.h. auf die methodenbedingte Reaktivität, die Beobachtungstäuschungen, die verfälschenden Einstellungen der Untersuchten und die zweifelhafte Compliance unabhängig denkender Menschen, geht Wundt nicht Punkt für Punkt ein. Deshalb bleibt unklar, ob er alle Einwände für völlig widerlegt hält oder nur als relativiert ansieht. Wundt äußert sich überzeugt, dass eine *zuverlässige* („exakte“) Selbstbeobachtung von Bewusstseinsvorgängen möglich ist, falls eine Wiederholung mit geplanter Bedingungsvariation in methodisch kontrollierter Anordnung stattfindet. Er nennt hierfür weitere spezielle Bedingungen, unter denen die Mängel zu überwinden sind (1883c, 1902-1903).

Indem Wundt die *kontrollierte Selbstbeobachtung* zur zentralen Methode der Psychologie macht (Wundt, 1862, 1883c, sowie 1921, S. 163), geht er über Fechners „äußere Psychophysik“ der Beziehungen zwischen Sinnesreiz und Empfindung hinaus. Erst mit dieser Verallgemeinerung des experimentellen Forschungsansatzes auf alle psychischen Vorgänge beginnt für ihn eigentlich die experimentelle Psychologie. Später tendiert er sogar dazu, die Psychophysik der *Sinnesphysiologie* zuzuordnen (vgl. Heidelberger, 1993). Zunächst bleibt die Frage, wie im Jahr 1862, was die experimentelle Methodik jenseits der Sinnes-Psychophysik alles erreichen könnte. Bleibt die Methodik im wesentlichen auf die Analyse einfacher Bewusstseinsvorgänge begrenzt, vor allem auf das Gebiet der Empfindung und Sinneswahrnehmung, also Bereiche, die doch der Physiologie nahe stehen? (Eine Ausweitung auf die *Messung von Verhaltensweisen*

lag außerhalb dessen, was Wundt oder Kant als Gegenstand der empirischen Psychologie ansahen, trotz der durchaus vertrauten Verhaltensbeobachtungen in der sog. Erfahrungsseelenkunde und pragmatischen Anthropologie bzw. in der Völkerpsychologie).

Festzuhalten ist jedoch: Der Begriff *Experiment* meint hier nicht das kausalanalytische Experiment, sondern allgemein eine kontrollierte Untersuchungsanordnung, die mittels genauer Selbstbeobachtung systematische Zusammenhänge erkennen lassen soll. Deswegen wird in den folgenden Abschnitten vorzugsweise von *kontrollierter Selbstbeobachtung im Experiment* statt nur von Experiment gesprochen.

### **Zurückweisung von Kants Sicht der Psychologie als nicht exakte Wissenschaft**

In der Einleitung seines ersten großen Lehrbuchs, *Grundzüge der Physiologischen Psychologie*, setzt sich Wundt (1874) mit Kants Position auseinander. „Schon Kant hat die Psychologie für unfähig erklärt, jemals zum Range einer exacten Naturwissenschaft sich zu erheben. Die Gründe, die er dabei anführt, sind seither öfter wiederholt worden, ohne dass man sie durch neue vermehrt hätte. Erstens meint Kant, könne die Psychologie nicht exacte Wissenschaft werden, weil Mathematik auf die Phänomene des inneren Sinnes nicht anwendbar sei, indem die reine innere Anschauung, in welcher die Seelenerscheinungen construiert werden sollen, die Zeit, nur eine Dimension habe. Zweitens aber könne sie nicht einmal Experimentalwissenschaft werden, weil sich in ihr das Mannigfaltige der inneren Beobachtung nicht nach Willkür verändern, noch weniger ein anderes denkendes Subject sich unsern Versuchen, der Absicht angemessen, unterwerfen lasse, auch die Beobachtung an sich schon den Zustand des beobachteten Gegenstandes alteriere. Der erste dieser Einwände ist irrhümlich, der zweite wenigstens einseitig“ (1874, S. 6).

*Erstens* verweist Wundt auf die Gesetze der Psychophysik, die sich primär mit der Dimension der Intensität und nicht mit zeitlichen Verhältnissen befassen und die „Möglichkeit einer Anwendung mathematischer Betrachtungen in diesem Gebiet deutlich in's Licht gesetzt hat. Was Kant für seinen zweiten Einwand, dass sich nämlich die innere Erfahrung einer experimentellen Erforschung entziehe, beibringt, ist dem rein innerlichen Verlauf der Vorstellungen entnommen, für den sich in der That die Triftigkeit desselben nicht bestreiten lässt. Unsere Vorstellungen sind unbestimmte Grössen, welche einer exacten Betrachtung erst zugänglich werden, wenn sie in bestimmte Grössen verwandelt, d.h. gemessen sind“ (S. 6). Diesem zweiten Einwand Kants begegnet Wundt mit der Feststellung, dass die *experimentell kontrollierte Selbstbeobachtung* eine zuverlässige Grundlage der Messung bildet.

„Unsere psychischen Erlebnisse sind zunächst unbestimmte Grössen, die einer exacten Betrachtung erst zugänglich werden, wenn sie auf bestimmte Maßeinheiten zurückgeführt sind, die sich zu anderen gegebenen Größen in feste causale Beziehungen bringen lassen. Ein Hilfsmittel, solche Maßeinheiten und Beziehungen zu finden, besteht aber gerade in der experimentellen Beeinflussung des Bewusstseins durch äußere Einwirkungen. Sie gewährt den Vortheil, die psychischen Vorgänge willkürlich bestimmten Bedingungen zu unterwerfen, die sich entweder constant erhalten oder in genau zu beherrschender Weise variieren lassen. Wenn man daher gegen die experimentelle Psychologie eingewandt hat, sie wolle die Selbstbeobachtung verdrängen, ohne welche doch keine Psychologie möglich sei, so beruht dieser Vorwurf auf einem Irrthum. Die experimentelle Methode will nur jene vermeintliche Selbstbeobachtung beseitigen, die unmittelbar und ohne weitere Hilfsmittel zu einer exacten Feststellung psychischer Thatsachen glaubt gelangen zu können und dabei unvermeidlich den größten Selbsttäuschungen unterworfen ist. Im Unterschiede von einer solchen bloß auf ungenaue innere Wahrnehmungen sich stützenden subjectiven Methode will vielmehr das experimentelle Verfahren eine wirkliche Selbstbeobachtung ermöglichen, indem es das Bewusstsein unter genau controllirbare objective Bedingungen bringt. Uebrigens muss auch hier schließlich der Erfolg über den Werth der Methode entscheiden. Dass die subjective Methode keinen Erfolg aufzuweisen hat, ist gewiss, denn es gibt kaum eine thatsächliche Frage, über die nicht die Meinungen ihrer Vertreter weit auseinandergehen“ (1874, S. 7-8). Wundt zitiert zustimmend F. A. Lange aus dessen Geschichte des Materialismus und meint „Mit Recht ist bemerkt worden, dass man auf die Nachweisung auch nur einer unzweifelhaften Thatsache von Seiten dieser ganzen auf angebliche Selbstbeobachtung gegründeten Psychologie vergeblich einen Preis setzen würde“ (1902-1903, S. 9). Erst das Experiment mache überhaupt eine zuverlässige Selbstbeobachtung möglich.

Wundt geht auch an anderen Stellen auf Kants Beurteilung ein, die Psychologie bleibe „jederzeit von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt“. Er widerspricht Kants „dogmatischem Urteil“ im Hinblick auf die mangelnde Anwendbarkeit der Mathematik auf Bewusstseinsvorgänge: „Versteht man den Begriff des Exakten in dem üblichen Sinne, nach dem er eine besondere Genauigkeit und Zuverlässigkeit bezeichnen soll, so gibt es zweifellos naturwissenschaftliche Gebiete, wie z.B. viele Teile der Biologie, deren Exaktheit vieles vermissen lässt, während die philologische und teilweise auch die historische Methodik in ihrer Weise sehr wohl den Anspruch erheben dürfen, exakt genannt zu werden. Nimmt man aber den Begriff des Exakten im Kantischen Sinne, wonach jede Wissenschaft so genannt werden darf, auf die Mathematik angewandt werden kann, so ist es zwar richtig, dass solche Anwendungen in den Naturwissenschaften sehr viel häufiger vorkommen als in den Geisteswissenschaften, dass sie aber auch in diesen keineswegs ausgeschlossen sind, wie dies z.B. die Maßmethoden in der Psychologie und die statistischen Methoden in der Sozialwissenschaft zeigen“ (Wundt, 1906-1908, II, S. VIII).<sup>(7)</sup>



## Messung und exakte Begriffe?

Die Messung psychischer Vorgänge bezeichnet Wundt als die „Lebensfrage der experimentellen Psychologie“ (1883b, S. 251). Aktueller Anlass dieser Schrift war die Behauptung des Leipziger Philosophen Eduard Zeller, der die Annahme einer Messbarkeit psychischer Vorgänge für falsch erklärte. Grundsätzlich könnten Bewusstseinsvorgänge nur untereinander verglichen werden, ohne eine Maßeinheit, also nur als bloße Verhältnisbestimmung, die von Fall zu Fall wechsle und niemals in genauen Zahlenwerten auszudrücken sei, sondern nur als „ungefähre vergleichende Schätzungen“ (zitiert nach Wundt, 1883b, S. 253). Statt durch direkte Messungen wären die psychologischen Maßbestimmungen durch Schlussfolgerungen und durch Berechnung gefunden. In seiner energischen Erwiderung weist Wundt Zellers Urteil zurück, räumt jedoch ein, dass eine Messung nur bei den elementarsten psychischen Vorgängen erfolgreich und die Gewinnung absoluter Maße oder Konstanten unmöglich sei. Er erläutert die Maßmethoden zunächst am Beispiel der Sinnes-Psychophysik (ohne wirklich genau auf Fechners Messtheorie einzugehen) und der Chronometrie von komplexen Reaktionen. An anderer Stelle hatte er erklärt, was er unter Messung versteht: „Die Grundvoraussetzung aller Messbarkeit besteht nun in der Möglichkeit, die Größenverhältnisse auf Zahlenverhältnisse zurückzuführen“ (Wundt, 1919, S. 245). – Diese Formulierung klingt – in heutiger Terminologie – nach der Beziehung zwischen einem empirischem und einem numerischen Relativ im Sinne einer Intervallskalen-Messung mit *homomorpher Abbildung*, wobei die *Größenverhältnisse* invariant bzw. den semantischen Beziehungen abbildungstreu sind (vgl. Bortz & Döring, 2006; Bortz, Lienert & Boehnke, 2000; Orth, 1983). Dies wäre eine metrische Messung im engeren Sinn, d.h. im Unterschied zu einer größer-kleiner-Relation (Ordinalskala) ohne metrische Angabe der Intervalle.

Wundt schränkt ein: Psychische Größen sind nur unter der Voraussetzung exakt vergleichbar, dass sie „in annähernd unmittelbarer Sukzession und bei sonst gleichbleibendem Bewusstseinszustand der Beobachtung dargeboten werden“ (1921, S. 178) und nur wenn solche Verhältnisse ein bestimmtes und eindeutiges Urteil zulassen, z.B. wenn die Gleichheit zweier Empfindungen oder ein minimaler Unterschied festzustellen oder wenn die Mitte einer Empfindungsstrecke herstellbar ist. Anhand vieler einzelner Größenbestimmungen der Empfindungen können Häufigkeitskurven gebildet und die Genauigkeit der Größenschätzung beurteilt werden (S. 180). – Er versteht die Messprobleme vor allem als Messfehler, die methodisch weitgehend zu kontrollieren und zu reduzieren sind.

Die Messung der Empfindungsintensitäten aufgrund der Selbstbeobachtung im psychophysischen Experiment habe zu Webers Gesetz geführt, d.h. dem numerischen Ausdruck einer ganz allgemeinen psychologischen Gesetzmäßigkeit. Diese Maßmethoden wären nicht auf Intensitäten und quantitative Vergleiche beschränkt, sondern z.B. auf Farbeempfindungen, Kontraste, Klangverwandtschaften und andere Qualitäten anwendbar. Als zweites Feld erfolgreicher psychologischer Messungen beschreibt Wundt die chronometrischen Untersuchungen. Zuvor war es Helmholtz gelungen, die Leitungsgeschwindigkeit in peripheren Nerven, z.B. im Arm, zu messen. Diese neue Methodik regte an, auch andere Vorgänge zu analysieren. F.C. Donders, und dann auch Leipziger Psychologen, versuchten, die Reaktionszeiten bei verschiedenen Aufgaben in ihre Komponenten zu zerlegen: die Reizwahrnehmung, Verarbeitungszeit, Dauer der physiologischen Leitungs- und Bewegungsvorgänge, u.a. die motorische Vorbereitung und das Niederdrücken der Taste. Durch Subtraktion werden u.a. berechnet: die reine Dauer der Apperzeption einfacher und auch zusammengesetzter Vorstellungen, der zusätzliche Zeitaufwand bei Wahlreaktionen zwischen mehreren Reizen bzw. Reaktionsmöglichkeiten, aber auch „Unterscheidungs- und Willenszeiten“ bei der Assoziation von Vorstellungen. – Wundt lässt offen, ob allein mit der Messung bzw. Berechnung solcher Unterscheidungs-, Wahl- und Assoziationszeiten oder bei Entscheidungsaufgaben wirklich psychologisch adäquate, bedeutsame und erschöpfende Kennwerte dieser Bewusstseinsvorgänge zu gewinnen sind. Diese Methode der Chronometrie zur Differenzierung von Teilleistungs-Zeiten wird auch heute noch verwendet (Ulrich & Schröter, 2006), hauptsächlich in der perzeptiven und kognitiven Neurowissenschaft. Bei komplexen Reaktionsprozessen kann die Methode jedoch völlig inadäquat sein. Ein neueres Beispiel ist die verbreitete Fehlinterpretation von Libets Experimenten zum Thema „Willensfreiheit“. (vgl. u.a. Fahrenberg, 2008a).

Widersprechen also die Ergebnisse der neuen Psychophysik und Experimentalpsychologie dem Urteil Kants? Abgesehen von der speziellen Methodenkritik an der Selbstbeobachtung, verbleibt die Grundsatzfrage nach der Exaktheit, die mit der *notwendigen Isolierbarkeit* der Vorgänge und der mathematischen Begriffsbildung (und Messung) zusammenhängt. Kann die Selbstbeobachtung zu einem formal eindeutigen, sicheren und allgemeingültigen Wissen wie auf mathematisch-geometrischem Gebiet führen? Wundt möchte – wie Herbart – das Argument Kants, dass Bewusstseinsvorgänge, ohne voneinander isoliert werden zu können, nur in der Zeit und nicht im Raum ablaufen, mit dem Hinweis auf die Dimension der *Intensität* von psychischen Veränderungen abwehren. Damit wird jedoch der gemeinte kategoriale Unterschied kaum getroffen. Können die psychischen Prozesse genau gemessen werden, wenn die Vorgänge nicht zuverlässig isoliert, rekombiniert und exakt wiederholt werden können? Wie können sonst Begriffe eindeutig mathematisch konstruiert und exakte Messungen durchgeführt werden? Kants Forderung nach Gewissheit und Eindeutigkeit in der Konstruktion der Begriffe begegnet Wundt nicht direkt. An vielen Stellen seines Werks hat Wundt über die *Zergliederung* des Bewusstseins in seine Elemente, insbesondere in die nicht weiter zerlegbaren Empfindungen, über deren Aufeinanderfolge und deren Verbindung zu komplexen Vorstellungen und Willensakten geschrieben. Sein Vorhaben, zusammengesetzte Bewusstseinsvorgänge zu zergliedern, scheint Kants grundsätzlichen Einwand der *fehlenden Isolierbarkeit der Teilfunktionen* bzw. „Gedankenteilung“ zu reflektieren, aber wie überzeugend ist die Antwort?

Indem Wundt beschreibt, wie die Methodik der experimentellen Selbstbeobachtung zu verbessern ist, bewegt er sich vorwiegend auf der *praktischen Ebene* der Labormethodik, weniger auf Kants zugleich operational-methodenkritischer und *erkenntnistheoretischer Ebene*, und noch nicht auf der *empirischen Ebene* heutiger Methodenstudien bzw. auf der *Ebene der formalen Messtheorie* in der Psychologie. Die Frage, in wie weit die kontrollierte

Selbstbeobachtung gültige Daten liefert, führt noch heute tief in die methodologische Diskussion innerhalb der Psychologie und verlangt, die theoretischen Voraussetzungen und Begriffe, die Messtheorie sowie den Typ der intendierten Gesetzesaussage zu präzisieren. Diese Kontroversen können an dieser Stelle nicht ausführlicher dargestellt werden. <sup>(8)</sup>

Wundt betont häufig den empirischen Erfolg des neuen Forschungsansatzes in der Psychologie. Konnten vielleicht die Sinnes-Psychophysik und einzelne Anwendungen der elementaren Chronometrie nur deswegen überzeugen, weil diese Experimente jeweils durch eine physikalische bzw. physiologische Messung verankert und strukturiert werden? Kann aus diesem relativ schmalen Bereich von Fechners sensorischer Psychophysik (und einigen Teilgebieten der Sinnesphysiologie und der neurowissenschaftlichen Psychologie), falls dort hinreichende Messungen möglich sind, auf benachbarte Gebiete oder gar die Bewusstseinspsychologie schlechthin verallgemeinert werden? – Ist es heute nicht leichter, Bestätigungen für Kants Methodenkritik an der Selbstbeobachtung (und an der heutigen Interview- und Fragebogen-Methodik) oder an der verschwommenen psychologischen Begriffsbildung zu geben als Beispiele formal eindeutiger, reproduzierbarer und zwischen den Laboratorien bestätigter psychologischer Sachverhalte? Sind die gemeinten psychophysischen Beziehungen überhaupt eindeutig reproduzierbar? Wie steht es z.B. heute mit den Weber-Fechner-Beziehungen? Und was ist aus den von Ebbinghaus beschriebenen und dann oft als bahnbrechende Erfolge bezeichneten Vergessenskurven geworden? Die umfangreiche Forschung ist auch nach mehr als hundert Jahren noch nicht abgeschlossen, und wegen der großen Anzahl involvierter Faktoren ergeben sich viele empirische Inkonsistenzen. So müssen die Experimentalbedingungen, die Stimulus- bzw. Materialparameter, die Effekte von Instruktionsvarianten, das Versuchspersonen-Verhalten und die individuellen Unterschiede berücksichtigt werden. <sup>(9)</sup>

Bleibt die Messung psychischer Vorgänge die Lebensfrage der experimentellen Psychologie? Die Zitate belegen, dass der Gegensatz zwischen Kant und Wundt nicht so unbedingt oder allgemeingültig ist, wie es zunächst den Anschein hat und wie es gelegentlich referiert wird. Wenn von der elementaren Psychophysik (und eventuell einigen anderen Bereichen der physiologischen Psychologie) abgesehen wird, besteht eine *weitgehende Übereinstimmung*. Wundt hält zwar diese psychophysischen Maßmethoden für exemplarisch und erhofft eine breite Übertragung auf andere Gebiete, bestätigt jedoch, dass weite Bereiche der Bewusstseinsvorgänge sich der Messung entziehen.

## Prinzipien der psychischen Kausalität und Entwicklungsgesetze

In seinen Lehrbüchern entwarf Wundt eine Prinzipienlehre der experimentellen (Allgemeinen) Psychologie. Diese Prinzipienlehre enthält allgemeine theoretische Einsichten bzw. Heuristiken, welche die empirische Psychologie im Unterschied zur naturwissenschaftlich-physiologischen Forschung charakterisieren (1902-1903, III, S.756ff; 1921, S. 240ff). Wie lauten die Eigenschaften und Prinzipien, „welche die Verbindungen und Beziehungen jener unmittelbaren Erfahrungsinhalte, die wir seelische Vorgänge nennen, kennzeichnen“ und „gibt es eine psychische Causalität mit eigenartigen Gesetzen, in denen der Werth und die Bedeutung des seelischen Lebens und der auf ihm ruhenden geistigen Entwicklungen ihren Ausdruck finden, oder gibt es keine?“ (1902-1903, III, S. 777).

Wundt diskutiert den mehrdeutigen Begriff des Kausalprinzips. Er beschreibt ausführlich die mögliche Umkehrung der Betrachtung von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, auf der kausal-finalen Achse und erläutert, wie sich Formen kausaler und teleologischer Erklärungen ergänzen können. Er reserviert das Kausalprinzip als Natur-Kausalität für die physische Seite bzw. die Objektwelt und formuliert Erkenntnisprinzipien, nach denen sich das psychische Geschehen gegenüber der Naturkausalität betrachten lässt: 1. Das Princip der reinen Actualität des Geschehens, 2. das Prinzip der schöpferischen Synthese, und 3. das Prinzip der beziehenden Analyse“ (1894, S. 100). An anderen Stellen finden sich modifizierte oder erweiterte Entwürfe dieser Prinzipienlehre. In einem längeren Schlusskapitel der umgearbeiteten *Grundzüge* erläutert Wundt (1902-1903) u.a. am Beispiel der Willenshandlungen, was Kausalität und Teleologie der psychophysischen Lebensvorgänge bedeuten können. In der Psychologie der Willenshandlungen beschreibt er auch den Anwendungsbezug zur Ethik.

Die Prinzipienlehre soll die eigentümlichen Verbindungs- und Beziehungsformen der psychischen Elemente und Gebilde systematisieren, wobei jedes Prinzip nur eine einzelne Seite des psychischen Geschehens herausgreife. Wesentliche Grundsätze sind die Wertbezogenheit psychischer Vorgänge bzw. geistiger Erzeugnisse und die Entwicklungsgesetze, die in der Psychologie eine besondere Form haben.

Das Prinzip der *Schöpferischen Resultanten (Synthese)* bedeutet, dass bei der Verbindung psychischer Elementarvorgänge qualitativ neue und reichere Eigenschaften entstehen. Der einfachste Fall ist, dass in einem Klang mehr als die Summe der Teiltöne erlebt wird, oder in einem Affekterlebnis dissonanter Gefühle mehr als die Summe der Komponenten, umso mehr sei in den höchsten geistigen Leistungen das Ganze reicher als die Summe seiner Teile. Es entstehen neue, in den Elementen vorbereitete, aber nicht vorgebildete Erzeugnisse mit einem höheren „Werthcharakter“ (1902-1903, III, S. 778). Ein wichtiges Beispiel ist der aus Sinneseindrücken, Vorstellungen, Gefühlen, Absichten zusammengesetzte und zu einem neuen Gebilde vereinigte Willensvorgang.

Das *Prinzip der beziehenden Relationen* meint, dass die psychologische Zerlegung der Bewusstseinsvorgänge in ihre Elemente immer zugleich deren Beziehungen erschließen soll. Diese Verbindungen bestehen nicht in einer allgemeinen Relation schlechthin, sondern bilden „eine psychische Relation zwischen zwei vereinigten Gliedern“, z.B. im Falle des Weberschen Gesetzes, d.h. psychische Verbindungen existieren in der Erfahrung selektiv und differenziert.

Das *Prinzip der psychischen Kontraste* erscheint in den Gegensätzen von Unlust-Unlust, Erregung-Beruhigung, wie auch viele andere Entwicklungen nach Gegensätzen zu ordnen sind und sich in Gegensätzen entwickeln, u.a. zeigen

auch individuelle, geschichtliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Prozesse kontrastreiche Verläufe. In den sich steigernden Wirkungen entgegengesetzter Gefühle sei ein ähnlicher Vorgang gegeben.

Das *Prinzip der Heterogenie der Zwecke* sagt aus, dass Handlungsfolgen über den ursprünglich gesetzten Zweck hinaus reichen und neue Motive mit neuen Wirkungen hervorrufen. In den Willenshandlungen werden subjektive Zweckvorstellungen verwirklicht und im Verlauf einer Zweckreihe können „aus den ungewollten Nebenerfolgen um so mehr neue Motive zuströmen, je umfassender die Reihe ist“, denn die erfahrenen Diskrepanzen zu den Absichten bedingen weitere Handlungen. Beispiele für solche Veränderungen bzw. die Entstehung neuer Motivreihen sind auch bei Vorgängen im gesellschaftlichen Leben zu erkennen (S. 788).

Die *psychologischen Entwicklungsgesetze* unterscheiden sich von den Prinzipien der Naturkausalität durch „das schon dem einzelnen geistigen Vorgang und seinen Producten innewohnende Moment der Einordnung in eine geistige Entwicklung“ (S. 792). Hauptbeispiel ist die Sprachentwicklung. Charakteristisch für solche Entwicklungsgesetze sei ihre *psychophysische* Grundlage. Wie Darwin erblickt Wundt den Anfang der Sprache im emotionalen Ausdruck. Selbst wenn nur die psychologische Seite betrachtet wird, z.B. die geistige Entwicklung auf verschiedenen Lebensstufen, so könne von der körperlichen Seite (und der Naturumgebung, den materiellen Lebensfaktoren) nicht abgesehen werden. Die Entwicklung der einzelnen menschlichen Persönlichkeit gehöre der biologischen Reihe an, zugleich sei sie aber „die einfachste Form geschichtlicher Entwicklung“, da natürliches und geistiges Leben „Glieder eines Ganzen sind, das uns auf den unteren Stufen vor allem von seiner objectiven oder Naturseite, auf den oberen von der subjectiven, geistigen Seite aus, die ihre Resonanz in unseren eigenen inneren Erlebnissen findet, erkennbar ist“ (S. 793-794). Auf Darwin als Anreger der biologischen Entwicklungslehre weist Wundt verschiedentlich und mit hoher Anerkennung hin; seine eigene psychologische Perspektive unterscheidet sich aber kategorial.

Die Anwendungsbeispiele der Prinzipienlehre werden von Wundt viel zu kurz skizziert, um eine anschauliche und didaktisch hinreichende Darstellung zu erreichen, und seine Begrifflichkeit erschwert oft den Zugang. Zweifellos hat Wundt auch viele Anregungen anderer Autoren aufgenommen, so dass es reizvoll sein könnte, solchen Bezügen genauer nachzugehen. Viele seiner Überlegungen verweisen deutlich auf Konzepte, die auch in der heutigen Diskussion wichtig sind: u.a. Emergenzprinzip, Gestaltphänomene, spezielle Typen binärer und mehrstelliger Relationen, dialektisches Prinzip, Vielfalt der Mittel-Zweck (Grund-Folge-Beziehungen), Wertorientierung, multi-referentielle theoretische Konstrukte, Kontextabhängigkeiten, Einbettung in geistige Entwicklungen.

Robinson (1982) stellte fest: Wundts Psychologie ergab sich nicht einfach, sondern er stand in einem geistesgeschichtlichen Kontext der philosophischen Systeme von Leibniz, Kant, Fichte, Herbart und Hegel (und andererseits unter dem Einfluss von Bacon, Mill, Darwin u.a.). In einer Sichtweise, die in der deutschen Rezeption von Wundts Psychologie kaum anzutreffen ist, machte Robinson auf die Nachwirkungen Hegels aufmerksam.<sup>(10)</sup>

Nur ein Seitenblick ist hier auf die Frage möglich, wie Wundt mit der Idee eines überdauernden Ich bzw. Selbst umgeht. Seine Ablehnung metaphysischer Festlegungen und seine Auffassung vom Prozesscharakter (Aktualität) der Bewusstseinsvorgänge erlauben keinen Transzendenzbezug und keine Hypostasierung geistiger Vorgänge in Richtung eines Substanzbegriffs oder des Absoluten. „Selbst“ ist für ihn nicht mehr als unsere Bewusstheit des Zusammenhangs unserer Erfahrungen. Aus seiner Sicht bestimmt der durch persönliche Erfahrungen geformte Charakter des Menschen das Wollen und die Willkürhandlungen (vgl. die von Wundt eingeräumte Tendenz zum Voluntarismus). Für den Begriff der Persönlichkeit sei eine von selbstbewussten Motiven geleitete Willenseinheit wesentlich und erst der philosophisch erweiterte Begriff umfasst das frei, verantwortlich und autonom handelnde Einzelwesen (1863, II, 412 ff.; 1897, S. 624 ff; siehe Robinson, 1982).

## **Individualpsychologie und Völkerpsychologie**

Wundt unterscheidet zwischen der Individualpsychologie und der Völkerpsychologie. Der experimentellen Psychologie ist nur das Einzelbewusstsein zugänglich durch die unmittelbare Erfahrung der Bewusstseinsvorgänge und ihres Zusammenhangs. Diese Individualpsychologie ist also im heutigen Sinn die *Allgemeine Psychologie* der geistigen Funktionen. Was für die konkrete Gestaltung der Individualität wesentlich ist, bezeichnet er, wie damals üblich, als Charakterologie (Charakterkunde). Er geht verschiedentlich auf die Frage geistiger Anlagen und Charaktermerkmale ein, allerdings ohne die damals begonnen empirischen Untersuchungen zu referieren (1902-1903, III, S. 628ff.). An anderer Stelle weist er auf Emil Kraepelin, Francis Galton und William Stern hin, und nennt „die Ausbildung einer mit den Hilfsmitteln der experimentellen Psychologie ausgerüsteten Charakterologie ein dringendes Erfordernis“ (1921, III, S. 297). Er geht aber z.B. nicht auf Julius Bahnsens *Beiträge zur Charakterologie* (1867) oder dann auf Ludwig Klages *Prinzipien der Charakterologie* (1910) ein.

Der Bereich der höheren geistigen Prozesse umfasst: die Entwicklung des Denkens, die Sprache, die künstlerische Phantasie, Mythos, Religion, Sitte und andere Vorgänge bzw. Werke der „Gemeinschaftspsychologie“. Wundt wählt schließlich den Oberbegriff *Völkerpsychologie*, wobei er sich an Lazarus und Steinthal anlehnt (1911a, 1921, S. 160 ff, S. 223ff.). Es geht um die „Untersuchung derjenigen psychischen Vorgänge, die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte zugrunde liegen“ (1911b, S. 1). Demgegenüber gehört die Geschichte der *individuellen* geistigen Schöpfungen in Kunst und Wissenschaft nicht zur Völkerpsychologie. Die Völkerpsychologie soll die allgemeinen psychischen Entwicklungsgesetze aufzeigen und bedarf dafür ebenfalls objektiver methodischer Hilfsmittel, bleibt aber dem Experiment weitgehend unzugänglich. Beide Bereiche bilden das Ganze der Psychologie (1921, S. 225).

Gegenüber dieser Völkerpsychologie würden in nicht allzu ferner Zeit die experimentellen Gebiete der Psychologie in den Hintergrund treten. Wundts Unterscheidung einfacher und höherer Funktionen wird ergänzt und überlagert durch die Abgrenzung zwischen Einzelbewusstsein (Einzelseele) und geistiger Gemeinschaft (Volksseele); als weitere Perspektiven kommen das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft, die geistigen Werke sowie die geistige Umgebung und die Naturumgebung des Menschen hinzu. Ein strikter Methoden-Dualismus wird nicht behauptet, denn die „Völkerpsychologie“ kann sich durchaus der experimentell geschulten Selbstbeobachtung und statistischer Auswertungen bedienen (S. 137). Wundt betont jedoch den singulären Charakter der geschichtlichen Ereignisse und eines großen Teils der sozialen Ereignisse und spricht von der singulären und aktuellen Qualität der Willensakte und aller zusammengesetzten psychischen Funktionen.

Wie diese Völkerpsychologie – nach Möglichkeit – die Befunde der experimentellen Individualpsychologie einschließen könne, zeigt sich z.B. wenn Wundt das Thema der Phantasie innerhalb von Mythen und Religion schildert. Er empfiehlt die experimentelle Analyse der Phantasievorstellungen, auch in der kindlichen Entwicklung, und geht beispielsweise auf Kinderzeichnungen ein. Anschließend diskutiert er die Bedeutung der Phantasie in der Kunst und verwendet psychologische Begriffe und Befunde, z.B. um die räumliche Wahrnehmung und Farbwahrnehmung oder um subjektive und objektive Taktformen in der Musik zu interpretieren. Psychologische Entwicklungsgesetze versucht er z.B. im Band *Gesellschaft* aufgrund der Übergänge zwischen den Staatsformen der athenischen Demokratie, der Oligarchie, der Monarchie, der modernen Demokratie herauszuarbeiten. – Diese Ausführungen, auch über Rechtsstaat und Nationalstaat, bleiben jedoch verhältnismäßig abstrakt und eigentümlich blass angesichts seiner eigenen politischen Erfahrungen als liberal („freisinnig“) orientiertes Mitglied des Badischen Landtags von 1866 bis 1869.

Dass Wundts Begriff *Völkerpsychologie* aus heutiger Sicht etwas unglücklich gewählt war, ist verschiedentlich festgestellt worden. Er scheint den Begriff Soziologie auch wegen der Verwechslung mit philosophischer *Soziologie* abgelehnt zu haben, und kann sich nicht für Gemeinschaftspsychologie oder die ihm vielleicht zu politisch klingende *Sozialpsychologie* entscheiden (vgl. Jütteman, 2006a; Oelze, 1991). Verwandte Begriffe waren bereits belegt: Ethnologie als hauptsächlich deskriptive Völkerkunde und Anthropologie als überwiegend die Körperlichkeit betreffende Richtung. Da Wundt nicht speziell an dyadischer sozialer Interaktion oder an gesellschaftlichen Strukturen interessiert war, sondern an allgemeinen kulturellen Entwicklungsgesetzen, sollte der Begriff *Kulturpsychologie* aus der Sicht von Robinson (1982) passender sein, um die Verwechslung mit Sozialpsychologie oder Soziologie zu vermeiden. Auch der Begriff psychische Anthropologie stand zur Wahl.<sup>(11)</sup>

Die 10bändige *Völkerpsychologie* enthält eine immense Sammlung von Themen und Hinweisen, aber nur wenig über die Methoden. Diese hatte Wundt in Kürze schon 1883 und dann erst 1908 bzw. 1921 sehr viel ausführlicher im dritten Band der *Logik der Geisteswissenschaften* beschrieben (vgl. Meischner-Metge, 2006).

## Die Interpretationslehre

In seiner allgemeinen Methodenlehre der Geisteswissenschaften erläutert Wundt den Begriff *Interpretation* „Als die Hauptaufgabe der Wissenschaften, deren Objekte geistige Vorgänge und geistige Erzeugnisse sind, betrachten wir es, daß sie uns diese Objekt verstehen lehren. Die Methode aber, die ein solches Verständnis vermitteln soll, nennen wir die Interpretation. Nach ihrer ursprünglichen Bedeutung setzt diese, ebenso wie die synonymen Begriffe der Hermeneia und der Exegese, zwei erkennende Subjekte voraus, den Interpreten, der das Verständnis des Objektes besitzt, und den Hörer oder Leser, dem es durch jenen vermittelt wird. Indem die Aufgaben der Interpretation sich erweiterten und vertieften, mußte aber mehr und mehr der Schwerpunkt dieser vermittelnden Tätigkeit in die vorbereitenden Erkenntnisfunktionen des Interpreten verlegt werden, durch die dieser zunächst für sich selbst das Verständnis dessen gewinnt, was er dann nachträglich auch andere verstehen lehrt“ (1921, S. 78). Die Interpretationsmethodik ist nach Wundt durch eine eigentümliche Verbindung von induktiven und deduktiven Operationen zu einem einheitlichen Verfahren gekennzeichnet. Zu dem charakteristischen Verfahren der Geisteswissenschaften wird die Interpretation jedoch erst, wenn sie sich mit der Kritik verbindet.

Wundt bezieht sich durchaus auf die Tradition der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik, wobei er auch Friedrich Schleiermacher (1838) und dessen Begriff und Einteilung der philologischen Kritik erwähnt. Stärker scheint er sich jedoch an dessen Schüler, den Philologen August Boeckh (1877), sowie den Altertumswissenschaftler Friedrich Blass (1886) anzulehnen. – Wenn Wundt sich methodische Prinzipien der philologischen und historischen Hermeneutik zu eigen macht, vom hermeneutischen Zirkel und von hermeneutischen Problemen schreibt, will er zugleich darlegen, dass der Interpretationsprozess in seiner typischen Hin- und Herbewegung außer den logischen und fachspezifischen Elementen grundsätzlich auch psychologischen Prinzipien folgt. Die „Erkenntnisfunktionen des Interpreten“ sind zu analysieren.

„Als Interpretation bezeichnen wir daher allgemein den Inbegriff der Methoden, die uns ein Verständnis geistiger Vorgänge und geistiger Schöpfungen verschaffen sollen.“ Die Aufgabe der Interpretation besteht darin, „daß sie geistige Vorgänge und geistige Schöpfungen teils durch Subsumtion unter bereits vorhandene Erkenntnisse, teils durch die Ausdehnung dieser letzteren auf neue, ihnen analoge Inhalte zu erklären und zu verstehen versucht.“ Subsumtions- und Analogieschluss sind die beiden logischen Fundamentaloperationen des Interpretationsverfahrens (S. 84). Die Interpretation beginnt induktiv, geht von der psychologischen Analyse der inneren Struktur unserer psychischen Erfahrung aus und schreitet durch Analyse, Subsumtion, Analogie, Abstraktion und Deduktion fort mit dem Ziel des Erklärens *und* des Verstehens. Die Natur wollen wir erklären, die geistigen Vorgänge und Erzeugnisse nicht bloß erklären, sondern auch verstehen, begreifen wie sie untereinander zusammenhängen und wissen wie sie wirklich sind“ (S. 79). „Mögen nach

den besonderen Bedingungen der Untersuchung die Interpretationsmethoden noch so sehr abweichen, dadurch dass einzelne Bestandteile des allgemeinen Verfahrens ganz gegen andere zurücktreten, oder dass, wie bei der Herbeiziehung statistischer Vergleichen, Hilfsmethoden erfordert werden, daran ist stets das Objekt als ein den Geisteswissenschaften zugehöriges zu erkennen, dass die Untersuchung schließlich auf eine psychologische Analyse hinausführt, mittels deren allein der Endzweck jeder Interpretation, ein mit der Erklärung sich verbindendes Verstehen des Gegenstandes erreicht werden kann“ (S. 94).

Im Prinzip des *hermeneutischen Zirkels* sieht Wundt keine eigenständige Denkmethode, sondern die Kombination zweier Aufgaben, d.h. Subsumtion unter Bekanntes sowie Erkenntnis neuer Tatsachen, die sich in der Regel durchkreuzen (S. 83). Wundt besteht darauf, dass erklärende und verstehende Methodik logisch nicht grundverschieden sind, er weist deshalb Wilhelm Diltheys Version des methodologischen Dualismus zurück. Es ist falsch, dass Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften eine „total verschiedene logische Grundlage haben“ (S. 80). Ursprünglich hatte sich Dilthey (1883, S. 136; 1894) bei seiner Abgrenzung von *Erklären* und *Verstehen* auch durch Wundt angeregt gesehen. <sup>(12)</sup>

Die Interpretationsmethodik der Geisteswissenschaften wird von mehreren Prinzipien geleitet. Dazu gehört das *Prinzip der subjektiven Beurteilung*, d.h. im bewussten, planmäßigen Hineinversetzen des Subjekts in die Objekte, wobei die Fehler einer zu individualistischen Auffassung vermieden werden müssen, d.h. die „Neigung des Beobachters, seine eigene individuelle Persönlichkeit in die Objekte hineinzudeuten“ (Wundt, 1921, S. 28) und das unhistorische Anlegen von Maßstäben einer anderen Zeit. „Die psychologische Analyse objektiver geistiger Vorgänge und geistiger Erzeugnisse fordert daher neben dem Hinübertragen des eigenen subjektiven Bewußtsein stets zugleich ein Umdenken der eigenen Persönlichkeit nach den dem Beobachter entgegertretenden äußeren Merkmalen“ (S. 61). Das *Prinzip der Abhängigkeit von der geistigen Umgebung* verlangt, nach dem geistigen Medium, das die Erzeugnisse bzw. die handelnde Persönlichkeit umgibt, zu fragen, um Einflüsse, Geschehen und Handlungen der einzelnen wie der Gemeinschaften verstehen zu lernen. Die Beschäftigung mit Einzelpersönlichkeiten und die Biographien demonstrieren die mögliche „Vielfalt der Betrachtungsmöglichkeiten“ der „geistigen Umgebung“ (S. 23ff).

Wundt unterscheidet die *vergleichend-psychologischen* und die *historisch-psychologischen* Untersuchungsmethoden, ohne die Unterschiede dieser Ansätze prägnant zu definieren. Er legt auch nicht dar, wie sich die Prinzipienlehre seiner allgemeinen Psychologie mit der Interpretationslehre verbindet, sondern erläutert den Interpretationsprozess im allgemeinen. Die Interpretation erfordert psychologische Analyse und Synthese, Hineindenken in das psychische Objekt, die Aufstellung leitender Hypothesen und einen Prozess allmählicher Vervollkommnung der Interpretation durch Kritik. Die Kritik ist ein der Interpretation entgegengesetztes Verfahren, den hergestellten Zusammenhang durch psychologische Analyse zu zerlegen. Sie geht äußeren oder inneren Widersprüchen nach, sie soll die Echtheit geistiger Erzeugnisse bewerten und ist außerdem Wertkritik und Kritik der Meinungen. Die typischen Irrtümer der intellektualistischen, individualistischen und unhistorischen Interpretation geistiger Vorgänge, haben „sämtlich in der gewöhnlich der subjektiven Beurteilung zugrunde liegenden vulgären Psychologie ihre Quelle“ (S. 297).

Wundts Interpretationslehre enthält in der Kombination von Heuristik und Kritik zahlreiche Prinzipien und Einsichten, die auch heute zum Kern einer Darstellung der psychologischen Interpretationslehre gehören (z.B. Danner, 2006; Denzin & Lincoln, 2005; Fahrenberg, 2002; Flick, 2007; Jüttemann, 1989; Mayring, 2007). Doch seine Ausführungen bleiben meistens abstrakt statt eine praktische Interpretationslehre mit prägnanten Strategien und Regeln zu entwickeln. Noch fehlen wichtige Perspektiven, u.a. die Frage der Überzeugungskraft einer Interpretation, die Deutung latenter Sinnzusammenhänge, die Abgrenzung zur spekulativen Beliebigkeit, die möglichen strategischen Kontrollen, die Kommunikation von Interpretationsergebnissen und die wichtige Rolle der Interpretationsgemeinschaft. Für die wissenschaftlich gültige Selbstbeobachtung wurde die Schulung der Beobachter gefordert, doch wie steht es mit der Ausbildung der Interpreten? Die wichtige Idee, experimentell geschulte Selbstbeobachtung und interpretierende Methoden zu kombinieren, wird kaum vertieft oder zu einer Strategie ausgeformt.

Im Zusammenhang mit der Interpretationslehre taucht in der *Logik* wieder die originelle Prinzipienlehre Wundts auf, die er u.a. in den *Grundzügen* und im *Grundriss* formulierte. Er hat diese Prinzipienlehre jedoch nie wirklich ausführlich und systematisch dargestellt. Im Unterschied zur allgemeinen Interpretationslehre wird die Prinzipienlehre im Zusammenhang der *experimentellen* Psychologie geschildert, und es ist bemerkenswert, dass die Begriffe Interpretation und Interpretationsmethodik in den anderen Hauptwerken Wundts nicht behandelt werden (vgl. Wirth, 1903). Vielleicht wurde Wundt auch deshalb häufig nur als Experimentalpsychologe verstanden.

Die Prinzipienlehre und die Interpretationslehre sind im Kontext seiner Unterscheidung zwischen *psychischer Kausalität* und *Naturkausalität*, von Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften einzuordnen. Diese Fragen führen zu Wundts Position des *Psychophysischen Parallelismus*, ohne den seine Epistemologie, seine Methodologie und sein Menschenbild nicht zu verstehen sind.

### **Psychophysischer Parallelismus und monistischer Perspektivismus**

Nach Wundts Überzeugung ist das Geistige (Seelische) nicht strukturell oder gar substantiell zu bestimmen, sondern nur in der Aktualität zu erfassen, d.h. als „unmittelbare Wirklichkeit des Geschehens in der psychologischen Erfahrung“ (1920b, S. 393). Seele ist ein Ausdruck für die in beständigem Flusse befindliche innere Erfahrung. Das Leben ist ein einheitlicher, psychischer und physischer Ablauf, der auf unterschiedliche Weise betrachtet werden kann, um allgemei-

ne Gesetzmäßigkeiten, insbesondere die psychologisch-historischen und die biologischen Entwicklungsgesetze zu erkennen. Psychische Vorgänge sind als *Prozess* aufzufassen.

„Diese Zwischenstellung, welche die Psychologie durch ihre Methodik zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften einnimmt, ist wesentlich darin begründet, daß die psychischen Vorgänge nicht bloß untereinander, sondern daß sie immer zugleich mit physischen Vorgängen zusammenhängen, da sie allgemein betrachtet, nur einen Teil der Lebensvorgänge ausmachen, die in allen ihren Bestandteilen eng miteinander verknüpft sind“ (1921, S. 90). Psychische und physische Vorgänge laufen parallel ab, wobei die körperlichen Vorgänge einer durchgehenden, geschlossenen, naturgesetzlichen Kausalität von Ursache und Wirkung, die psychischen Abläufe einer eigenständigen „psychischen Kausalität“ (Gesetzmäßigkeit) folgen. Wundt postuliert, dass „das allgemeine Gesetz psychischer Kausalität der Satz des Grundes selbst ist“, d.h. die psychischen Vorgänge sind „in eine Beziehung gemäß dem Prinzip der Verknüpfung nach Grund und Folge zu bringen“ (S. 288). Dieses Prinzip erkläre den Reichtum und die Vielgestaltigkeit der Geistes-schöpfungen. Die innere Erfahrung (Bewusstsein) hat zwar ihre Grundlage in den Funktionen des Gehirns, aber es gibt keine körperlichen *Ursachen* psychischer Veränderungen. Psychische Zustände entstehen nur aus psychischen Zuständen.

Für die Position des *Psychophysischen Parallelismus* stellt sich seit Leibniz und Spinoza gewöhnlich die Frage nach dem Korrespondenzgesetz der beiden Abläufe, die Frage nach dem kausalen Zusammenhang innerhalb jeder Reihe und die weitergehende ontologische Frage nach den gedachten Trägern bzw. Seinsprinzipien der beiden Bereiche Geistigkeit und Natur (vgl. Hildebrandt, 1989; Heidelberger, 2000). Mehrfach stellte Wundt fest: Der Psychophysische Parallelismus ist nur ein empirisch-heuristisches Prinzip. „Ich halte den metaphysischen Parallelismus für genau ebenso unhaltbar und willkürlich wie den Cartesianischen Dualismus oder den Berkeleyschen Idealismus“ (Wundt, 1904, S. 361). Der psychische Parallelismus sei „auf die Vorgänge einzuschränken, für welche wirklich ein Parallelgehen physischer und psychischer Vorgänge nachweisbar ist“ (1894, S. 42), d.h. auf Bewusstseinsvorgänge im Gehirn. Der Parallelismus als heuristisches Prinzip habe zwei Grenzen: *Erstens* könne „keine Verbindung *physischer* Vorgänge je etwas über die Art der Verbindungen *psychischer* Elemente lehren; *zweitens* „sind die Werthunterschiede, die wir zwischen den verschiedenen psychischen Gebilden unmittelbar anerkennen, Attribute, die den geistigen Inhalten eigenthümlich sind, und denen auf der Naturseite die absolute Werthgleichheit alles Geschehens gegenübersteht“ (S. 44).

„Alle Vorstellungen sind in mehr oder minder ausgeprägter Weise mit Werthbestimmungen verbunden, zu denen auf physischer Seite jedes Analogon fehlt. Diese Werthbestimmungen, mögen sie nun sinnlicher Art sein oder zu den ästhetischen, ethischen, intellectuellen Werthen gehören, entbehren sammt den Einflüssen, die sie auf den Zusammenhang des geistigen Lebens ausüben, der parallel gehenden physischen Verhältnisse, da auf die physischen Vorgänge, wenn man sie ohne Rücksicht auf das Subjekt betrachtet, Werthprädikate nicht anwendbar sind“ (S. 46) „Das geistige Leben ist extensiv wie intensiv von einem Gesetz des Wachstums und der Werthe beherrscht, extensiv, indem die Mannigfaltigkeit der geistigen Entwicklungen fortwährend sich erweitert; intensiv indem die in diesen Entwicklungen entstandenen Werthe ihrem Grade nach zunehmen“ (1897, S. 304) Deswegen sind historische Ereignisse und menschliche Motive nicht nach Gesetzen der Naturkausalität zu erklären.

Wundt postuliert: „überall wo regelmäßige Beziehungen zwischen psychischen und physischen Erscheinungen bestehen, sind beide weder identisch noch ineinander transformirbar, denn sie sind an sich unvergleichbar; aber sie sind einander in der Weise zugeordnet, dass gewissen psychischen gewisse physische Vorgänge regelmäßig entsprechen oder, wie man bildlich ausdrückt, ‚einander parallel‘ gehen“ (1902-1903, III, S. 769). Er unterstreicht, dass „die beiden hier in Correlation gebrachten Erscheinungsgruppen“ absolut unvergleichbar sind wegen der zugrundeliegenden Abstraktionen“, d.h. der Substantialität der objektiven Naturerscheinungen und der nicht materiell zu denkenden Aktualität psychischer Prozesse. Wundt akzeptierte die u.a. bei Leibniz und Hegel zu findende Unterscheidung zwischen dem Kausalnexus der Natur und dem Finalnexus der Seele (des Geistes). Die Auffassung des Parallelismus, den er bereits 1862 kurz erwähnte, stammt bei ihm aus dem eigentlich monistischen Wunsch nach einer Einheit der Psychologie, die jedoch nicht in einem konsistenten System durch Integration, sondern nur als Zusammenschau zu leisten ist. Wundts psychophysischer Parallelismus ist also nicht ontologisch zu verstehen, sondern epistemologisch bzw. methodologisch – höchstens „formalontologisch“.

„Denn es ist lediglich eine Betrachtungsweise, welche die beiden einander ergänzenden wissenschaftlichen Standpunkte, den rein objectiven der Naturwissenschaft und den subjectiven der Psychologie, widerspruchslos miteinander zu verbinden erlaubt. Weil nun aber keiner dieser Standpunkte die volle Wirklichkeit enthält, so kann auch das heuristische Princip des psychophysischen Parallelismus keinen Anspruch darauf erheben, mehr zu sein als eben eine Maxime, die so lange unerlässlich ist, als es sich bloß darum handelt, die Ergebnisse der empirischen Naturforschung auf der einen und die der empirischen Psychologie auf der anderen Seite zu vereinigen. Indem das Princip beide Betrachtungsweisen ruhig nebeneinander bestehen lässt, so kann auch keine Rede davon sein, dass es irgendwie den Anspruch erheben könnte, dieselben auszugleichen. Vielmehr gibt es nur zwei Instanzen, vor denen eine solche Ausgleichung möglich ist. Sie liegen aber beide außerhalb der Sphäre des Parallelismusbegriffs. Die eine dieser Instanzen ist die praktische Lebensanschauung, für welche die Einheit von Leib und Seele als eine unmittelbare, nicht erst durch irgend eine Hilfsannahme herbeizuführende, trotz aller unserer wissenschaftlichen Abstraktionen und Analysen fortan unangetastet bestehen bleibt. Die andere Instanz ist eine metaphysische Betrachtung, die von dem Gegebenen ausgeht und es auf eine letzte, die in der Erfahrung auseinanderfallenden objectiven und subjectiven Glieder wieder verbindende Einheit zurückzuführen sucht“ (1902-1903, III, S. 773-774).

Wundt unterstreicht andererseits die „relative Unzulänglichkeit des heuristischen Parallelprinzips“, denn die Aufgabe erschöpfe sich ja nicht darin, nur den Zusammenhang der psychischen und der physischen Prozesse aufzuzeigen, denn die Hilfsmittel der Physiologie blieben nicht nur vorläufig, sondern grundsätzlich unzureichend für die Aufgabenstellung der Psychologie. Ein solches Beginnen sei sinnlos, „weil es dem Zusammenhang der psychischen Vorgänge selbst verständnislos gegenüberstehen würde, auch wenn uns der Zusammenhang der Gehirnvorgänge so klar vor Augen stünde wie der Mechanismus einer Taschenuhr“ (S. 777).

Die von Wundt entwickelte Position ist nicht ohne weiteres auf eine der bekannten „Lösungen“ des Gehirn-Bewusstsein-Problems (Leib-Seele-Problems) festzulegen (Carrier & Mittelstraß, 1989; Gadenne, 2004; Hastedt, 1988; Metzinger, 2007; Westermann, 2000). Sein methodologischer Pluralismus ist nicht durch einen ontologischen Dualismus von Geist (Bewusstsein) und Körper begründet.<sup>(13)</sup> Seine *Methodologie* ist auch nicht einfach gleichzusetzen mit dem heute verbreiteten *Dualismus* innerer gegenüber äußerer Erfahrung bzw. der sprachanalytischen Unterscheidung von Aussagen der *ersten* oder der *dritten* Person. Wundt lehnt metaphysische Festlegungen ab und folgt weder dem idealistischen noch dem materialistischem Monismus (oder heutigem Physikalismus); er spricht sich ebenso gegen die Annahme einer *psycho-physischen* Kausalität (den interaktionistischen Dualismus) aus. Von einem schlichten Epiphänomenalismus, Aspekt-Dualismus bzw. dem Zwei-Sprachen-Dualismus unterscheidet er sich deutlich, denn seine Methodologie betont die *unterschiedlichen Kategorien, Prinzipien und Erklärungsweisen* von Natur- und Geisteswissenschaften. Insofern argumentiert er sogar differenzierter als es in manchen Varianten des neueren, sog. nicht-reduktiven Physikalismus erscheint. Andererseits besteht Wundt darauf, dass erklärende und verstehende Methodik *logisch* nicht grundverschieden sind, weist also Diltheys (1883, 1894) Auffassung zurück (1921, S.80).

Die Psychologie dürfe nicht metaphysisch präjudiziert werden, nur der Standpunkt der Beobachtung unterscheide sie von anderen Erfahrungswissenschaften und als *rein empirische Wissenschaft* lasse sie den philosophischen Weltanschauungen freien Spielraum (1896b, S. 29). Er sieht sich als kritischen Realisten. Dies schließt nicht aus, dass er in seiner Prinzipienlehre und Interpretationslehre die wesentliche Rolle des Subjekts betont. Seine oft nachdrücklich geäußerte empiristische Haltung reflektiert gewiss auch die Abgrenzung von der zurückliegenden metaphysischen und nur „rationalen“ Psychologie sowie von der spekulativen und spiritistischen Psychologie vieler Zeitgenossen. – Hier diskutiert er nicht genauer, in wie weit erkenntnistheoretische Grundfragen mit den metaphysischen verwickelt sein könnten. Wirken sich solche Vorentscheidungen nicht doch auf die Methodenlehre und die Wissenschaftskonzeption der Psychologie aus, z.B. auf die heutigen neuro-philosophischen Kontroversen (vgl. u.a. Fahrenberg, 2008a; Roth & Schwegler, 1995)?

Offenbar ist Wundts Auffassung nicht leicht einzuordnen, und der Wechsel der Betrachtungsweisen irritiert, trotz seiner ausführlichen (und hier in Kernsätzen zitierten) Erläuterungen. So verstehen Sprung & Sprung (1980, S. 291) die „ethnologisch beobachtende Völkerpsychologie“ und die „experimentelle Physiologische Psychologie“ als ein „duales – wenn auch keinesfalls dualistisches, sondern komplementäres Credo, mit dem wir es inhaltlich und methodisch in seinem Psychologieverständnis zu tun haben.“ Kim (2006) sieht Wundt als „radikalen Empiristen“ und bezeichnet die Behauptung zweier sich wechselseitig ergänzender, irreduzibler Betrachtungsweisen des Lebens als „monististischen Perspektivismus“. Eine eingehendere Diskussion von Wundts Epistemologie ist in neuerer Zeit, zumindest in einigen Aspekten, nur bei Schmidt (1995, S. 72ff.) zu finden. Ihr Schema, in der Psychologiegeschichte generell einen nomothetisch-erklärenden und einen verstehend-geisteswissenschaftlichen Denkstil zu kontrastieren, erschwert jedoch gerade den Zugang zu Wundts perspektivischer Sicht. So spricht sie hier von einem dualen System, einer Zweiteilung bzw. Bifurkation, auch von einem „Komplementaritätsangebot“, bezieht sich aber nicht auf das analoge, moderne Komplementaritätsprinzip. Der wesentliche Zusammenhang zwischen Wundts psychophysischem Parallelismus, seiner Auffassung der eigenständigen psychischen Kausalität und der Methodologie wird kaum gesehen.

Auch Benetka (2002) versucht „Denkstile“ von Herbart, Wundt u.a. hervorzuheben. Er skizziert Kants Position, Herbarts Revisionen und Wundts Programm. Weiterhin diskutiert er ausführlich Wundts voluntaristische Tendenz, außerdem die Experimentalpsychologie und die – aus seiner Sicht – ahistorische Völkerpsychologie, geht jedoch kaum auf die Auseinandersetzung mit Kant und nicht auf den psychophysischen Parallelismus, die Prinzipien der psychischen Kausalität und die wesentliche Rolle der Interpretationsmethodik ein. Auf diese Weise sind weder Wundts Absichten noch sein perspektivischer Monismus oder seine Grundlegung der Psychologie als empirische Geisteswissenschaft zu erschließen. Der von Ludwik Fleck übernommene Begriff „Denkstil“ kann hier fast so klingen, als ob es nur um völlig zu relativierende „kognitive Stile“ ginge ohne die Frage der Angemessenheit hinsichtlich Erkenntnismethode und Resultaten. Vielleicht gelangen solche wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen zu einer anderen Auswahl von Themen und zu anderen Einschätzungen, weil sie nicht aus der Perspektive eigener empirischer Forschungsarbeit und Methodenerfahrung in diesen Bereichen geschrieben sind.

Wundt ist von der Einheit der inneren und der äußeren Erfahrung überzeugt. Dieser einheitliche Prozess in seinen verschiedenen Ansichten kann nur durch psychologische Analyse und Abstraktion getrennt werden. Nur aus heuristischen Gründen werden in wissenschaftlichen Untersuchungen zwei parallel laufende und nicht reduzierbare Ketten, einerseits Naturkausalität, andererseits psychische Kausalität von Grund und Folge, angenommen (Wundt, 1896a). Wundt vergleicht diese Perspektivität auch mit der physikalischen und der chemischen Sicht auf ein Kristall, erläutert dabei aber nicht das Problem dieser Analogie, die sich ja ausschließlich auf Kategorien der Naturwissenschaften bezieht und nicht Kategorien-Systeme übergreift.

Wundts Konzeption verlangt weder eine Reduktion von psychischen Phänomenen auf Hirnfunktionen noch eine Reduktion von Theorien, sondern bleibt *perspektivisch*. Keine dieser Perspektiven auf den einheitlichen Lebensprozess ist überflüssig. Der tiefere *methodologische* Dualismus besteht zwischen der naturwissenschaftlichen Physiologie und der empirisch-geisteswissenschaftlichen Psychologie, denn die Naturwissenschaften sehen vom Subjekt der Erfahrung ab, ihre Erkenntnisweise ist eine abstrakt begriffliche. „Die Psychologie hebt diese von der Naturwissenschaft ausgeführte Abstraktion wieder auf, um die Erfahrung in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit zu untersuchen.“ Ihre Erkenntnisweise ist „eine unmittelbare, und insofern die konkrete Wirklichkeit selbst, ohne Anwendung abstrakter Hilfsbegriffe... (1919, I, S. 123). „Jede Erfahrung enthält nur zwei in Wirklichkeit untrennbar verbundene Factoren: die Erfahrungsobjecte und das erfahrende Subject“ (Wundt, 1896, S. 11). Wundt unterstreicht, dass „die Psychologie eine der Naturwissenschaft koordinierte Erfahrungswissenschaft ist, und dass sich die Betrachtungsweisen beider in dem Sinne ergänzen, dass sie zusammen erst die uns mögliche Erfahrungserkenntnis erschöpfen“ (S.12).<sup>(14)</sup>

Die Definition der Psychologie als *empirische Geisteswissenschaft* schließt die andere Perspektive, d.h. die physiologische Erklärung des psychischen Vorgangs nicht aus (Wundt, 1874, S. 393). Wundt spricht zwar von den verschiedenen Standpunkten der Betrachtung und von der Arbeitsteilung zwischen Naturwissenschaft und Psychologie, doch ist sein fundamentales Streben nach Einheit und Widerspruchsfreiheit unübersehbar.

Wundts perspektivische Sicht der psycho-physischen Prozesse entspricht *in etwa* dem später von Niels Bohr hinsichtlich des Welle-Korpuskel-Dualismus des Lichts entwickelten *Komplementaritätsprinzip*, das von Bohr dann u.a. auf das Gehirn-Bewusstsein-Problem übertragen wurde: zwei in sich abgeschlossene, kategorial grundverschiedene, einander wechselseitig ergänzende und zum Verständnis des Ganzen unerlässliche Bezugssysteme, metaphysisch neutral, d.h. ohne letzte Aussage über Monismus oder Dualismus (vgl. Fahrenberg, 1979, 2007; 2008a; Hoche, 2007; 2008; Walach, 2005; Walach & Römer, 2000).

*Zusammenfassend* lässt sich Wundts Epistemologie so kennzeichnen: Der psychophysische Parallelismus ist nicht als metaphysisches, sondern als heuristisches Prinzip bzw. als ein methodologisches Postulat zu verstehen. Psychische Prozesse werden hinsichtlich ihrer psychischen Kausalität von Grund und Folge, physische Sachverhalte nach ihrer Natur-Kausalität analysiert.

### **Grundlegung einer neuen Methodenlehre der Psychologie**

Wundt hat in seiner Psychologie zwei Forschungsansätze weiterentwickelt und methodisch ausgestaltet: die experimentelle Strategie mit kontrollierter Selbstbeobachtung und die interpretative Strategie. Diese beiden eigenständigen Methodentypen sind, wenn möglich, zu kombinieren. In den dafür geeigneten Teilbereichen soll eine Zusammenschau und Korrelation mit den (neuro-) physiologischen Grundlagen angestrebt werden. „Vermöge ihrer Stellung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften verfügt in der Tat die Psychologie über einen großen Reichtum methodischer Hilfsmittel. Während ihr auf der einen Seite die experimentelle Methode zur Verfügung steht, bieten sich ihr auf der anderen Seite in den *objektiven Geisteserzeugnissen* zahlreiche Gegenstände einer vergleichenden psychologischen Analyse“ (1921, III, S. 51).

Schon sehr früh hat Wundt den großen Nutzen der Statistik für die Gesellschaftslehre und die *praktische* Psychologie erkannt. Als Beispiele nennt er die Statistik über Todesursachen sowie über die Altersverteilung bei Eheschließung und stellt fest, dass die Tatsachen der alltäglichen Beobachtung ein für die Psychologie nutzbares wichtiges Material sind, „dessen Bedeutung wir bis jetzt noch kaum zu schätzen vermögen“ (1862, S. XXVI; 1863, I, S. 21, und II, S. 409-413). Er hat seinen Ansatz nicht systematisch empirisch ausgebaut wie später Galton, Münsterberg, Binet oder Stern, die sich für die Variabilität von Eigenschaftsmerkmalen interessierten und statistische Analysen unternahmen. – Wundt begrenzt den Anwendungsbereich „Der eigentliche Zweck der *statistischen* Methode ist diese Elimination der singulären Einflüsse. Die Statistik ist in der Regel überflüssig, wenn die allgemeine Gesetzmäßigkeit schon in den einzelnen Erscheinungen hinreichend deutlich hervortritt, wie z.B. bei den Gesetzen der Sprache; sie ist gegenstandslos, wenn die singulären Einflüsse absolut überwiegen, wie bei den historischen Ereignissen, bei denen zwar gewisse allgemeine Bedingungen, wie Bevölkerungs- und Wirtschaftszustände, nicht aber die historischen Vorgänge selbst einer statistischen Untersuchung zugänglich sind. Sie findet dagegen ihre erfolgreichste Anwendung bei den sozialen Massenerscheinungen, wo eine Menge singulärer Einflüsse, die in verschiedenen Richtungen wirken, und eine kleine Anzahl relativ konstant bleibender Gesetze sich durchkreuzen“ (1921, S. 137).

Wundt lehnt die gerade auftauchende Fragebogenmethodik ab, da den sorgfältigsten und den unzuverlässigen Aussagen gleiches Gewicht beigelegt werde. „Man versendet Bogen mit einer Anzahl Fragen ... (...) ... an eine möglichst große Anzahl von Personen, sammelt die Antworten und sucht sie statistisch zu verarbeiten. Dass diese Methode lediglich die Mängel der gewöhnlichen, nicht experimentell kontrollierten Selbstbeobachtung durch die bei ihr unvermeidlichen Missverständnisse, die unterschiedslose Behandlung guter und schlechter, zuverlässiger und unzuverlässiger Beobachter ins Unberechenbare vergrößert, ist an und für sich einleuchtend. Darum sollte man wenigstens die Anwendung derselben auf solche äußere Fragen beschränken, zu deren Beantwortung überhaupt keine psychologischen Beobachtungen erforderlich sind“ (1902-1903, II, S. 275, vgl. 1907, 1908, 1921).

Zwischen der allgemeinen Methodenlehre Wundts und der speziellen Methodenlehre für bestimmte Anwendungsgebiete scheint eine Kluft zu bestehen. Mehrere Autoren des erwähnten Buches über Wundts „anderes Erbe“ beklagten das Fehlen einer prägnanten Methodenlehre. Dieser Eindruck wird dadurch gefördert, dass die Experimentalmethodik und die Interpretationsmethodik zusammenhängend *nur* in der dritten bzw. vierten Auflage der *Logik* dargestellt sind.



Die von Wundt auf hohem Abstraktionsniveau in der *Logik* beschriebenen Prinzipien sind kaum von Anwendungshinweisen begleitet; es fehlt die lebensnahe und anschauliche Fassung, z.B. als perspektivische Interpretation einer Biographie oder eines individuellen Motivationskonflikts. Beides entsprach allerdings nicht seiner allgemeinen Zielsetzung. Seine Prinzipien der psychischen Kausalität und die Interpretationsmethodik sind nur abstrakt dargestellt. Doch wo hätte er in seinem großen Werk ein wissenschaftlich herausragendes und didaktisch ausgearbeitetes Beispiel auswählen sollen, um die strategische Kombination, die Vorzüge und Nachteile sowie die typischen Fehlerquellen dieser Methoden eindringlich zu demonstrieren? Wie lassen sich die experimentell kontrollierte Selbstbeobachtung und die interpretierenden Methoden miteinander verbinden? Im Unterschied zu den prägnanten Abschnitten über psychophysische Maßmethoden mit den beachtlichen Geräten und physiologischen Registrierkurven in den *Grundzügen*, sind in der *Logik* die langen Kapitel über psychologische Methoden kaum als praktische Anleitungen zu lesen. Es gibt hier manche Widersprüche, die bei einem systematisch angelegten Lehrbuch gewiss ins Auge gefallen wären. Auch für seine zentrale Theorie und Methodik der Selbstbeobachtung fehlt eine ausführliche und systematische Darstellung. Wundt hat kein einheitliches Lehrbuch der Methodik mit Prinzipien, Beispielen und Anwendungsrichtlinien, kein systematisches Kompendium für Studierende und Forscher verfasst, wie es aus heutiger Sicht notwendig ist, jedoch damals unüblich war.

Im ersten Band der Völkerpsychologie *Die Sprache* (Wundt, 1900 bzw. 1911a) zeigt sich vielleicht am besten, wie er sich die perspektivische Ergänzung zu einem theoretischen System vorstellte. Von den ca. 1400 Seiten der beiden Halbbände sind ca. 330 Seiten den Themen Ausdrucksbewegungen, Gebärdensprache, Sprachlaute gewidmet bevor in den folgenden Kapiteln u.a. Wortbildung, Wortformen, Satzfügung und sprachlicher Bedeutungswandel in einer Kombination philologischer und psychologischer Aspekte dargestellt werden. Vor allem der Zusammenhang von Sprache und Gefühlsausdruck bildet ein vorzügliches Gebiet, elementare Befunde und allgemeinste Regelmäßigkeiten der psychischen Entwicklung zu betrachten. Vielleicht ist hier die programmatisch geforderte Kombination verschiedener Perspektiven und Methoden am ehesten zustande gekommen: die Selbstbeobachtung in einem Experiment über Gefühlsqualitäten, die psychologische Beobachtung der Gebärden, die Analyse typischer Affektverläufe und die Unterscheidung der drei Gefühlsdimensionen, die physiologische Meßmethodik zur Objektivierung der körperlichen Ausdruckserscheinungen, die Interpretation des erlebten Zusammenhangs und der formenden kulturellen Einflüsse. Die Psychophysiologie der Emotionen bildete eines der hauptsächlichen Arbeitsgebiete Wundts. Ein zweites herausragendes Thema ist die Willkürhandlung, und beide Gebiete wurden auch von späteren Autoren der Psychologie, der Psychophysiologie und der Psychosomatischen Medizin häufig ausgewählt, um die Kombination verschiedener Perspektiven bzw. Methoden darzulegen und das *Prinzip eines multi-referentiellen theoretischen Konstrukts* zu erklären.

Auf dem Gebiet der Methodenlehre gibt es die bereits geschilderten Inkonsistenzen. Am auffälligsten ist vielleicht die energische Zurückweisung von Kants Urteil, dass die Psychologie keine den exakten Wissenschaften vergleichbare Disziplin sein kann, und die allmähliche Liberalisierung der eigenen Methodenlehre. Zwar gilt das psychophysische Experiment weiterhin als Prototyp der genauen Methodik, doch erhalten auch die hermeneutischen Verfahren ihren Platz in der Psychologie. Müsste Wundt nicht rückblickend – von der sensorischen Psychophysik und anderen physiologisch zu verankernden Funktionen abgesehen – Kant schließlich zustimmen? Ein Bruch seines Leitgedankens braucht in dieser Entwicklung nicht gesehen zu werden: die Fortschritte der Psychologie sind an den Fortschritten der Methoden zu erkennen, d.h. den richtigen Wegen zu den interessierenden Phänomenen. Doch Wundts spätere Werke vermitteln nicht den Eindruck, dass er ein konsistentes System auszuformen vermochte. Von einer Zusammenschau der Betrachtungsweisen zu sprechen, kann nicht ausreichen, wenn die zu kombinierenden Methodentypen nicht noch genauer charakterisiert und abgegrenzt werden.

Wundt räumt ein: „Soll die Messung psychischer Vorgänge von Erfolg sein, so wird sie sich selbstverständlich nur auf die elementarsten Vorgänge beziehen können“ (1883b, S. 254). Wenn also weite Gebiete „der Anwendung der Zahl an und für sich unzugänglich sind“, interessieren die Grenzlinsen. Wundt definiert nicht genau, wann seine Voraussetzungen nicht mehr erfüllt wären. Eine einleuchtende Unterscheidung gibt es dagegen zwischen der unmittelbaren, ungeschulten Introspektion und der kontrollierten Selbstbeobachtung im psychophysischen Experiment. An manchen Stellen spricht er nur von Beobachtung, ohne dass immer deutlich wird, ob er die ungeschulte, spontane, fehlerbehaftete Beobachtung meint oder eine kritisch reflektierte Beobachtung. Wundt ist es noch nicht gelungen, zwischen den anderen möglichen Beobachtungsmethoden abzugrenzen, d.h. der Methodik der sog. „reinen“ Beobachtung von Objekten, der schlichten Beschreibung geistiger Werke oder der noch stärker in Interpretation übergehenden Beobachtung geistiger bzw. gesellschaftlicher Prozesse oder die Beobachtung anderer Personen (Fremdbeobachtung). Immerhin enthält die Interpretationslehre Hinweise, wie eine naive (vulgäre) von einer gültigen Interpretation zu unterscheiden ist.

Wundt war sich zweifellos bewusst, welche fundamentale Bedeutung die Kombination verschiedener Betrachtungsweisen und der Methoden-Pluralismus für die Konzeption der wissenschaftlichen Psychologie und deren Zukunft haben könnten. Umso merkwürdiger bleibt, dass er die eigentlich naheliegende und in dieser Originalität dringende *zweiteilige Methodenlehre* der Psychologie nicht schrieb. Hat ihn vielleicht gehindert, dass er keine überzeugende Strategie vorschlagen konnte, wie die Selbstbeobachtung in experimenteller Anordnung und die interpretativen Ansätze forschungsmethodisch kombiniert und theoretisch integriert werden könnten? Wurde ihm immer deutlicher, dass sich die Völkerpsychologie, aber auch weite Bereiche der Individualpsychologie keineswegs auf die geforderten „exakten“ Methoden zu stützen vermögen, also doch nicht als exakte Wissenschaften anzusehen sind? Weshalb ist er nicht zur experimentellen Sozialpsychologie oder von den physiologischen Messungen (Ausdrucksmethoden) zur experimentellen Verhaltenspsychologie gelangt? Wurde die Diskrepanz zwischen dem methodisch Erreichbaren und dem Anspruch unbefriedigend groß? Besteht nicht doch eine Tendenz zum methodologischen Dualismus mit der Aufteilung in einen

experimentellen und einen völkerpsychologischen Teil, wie es die weitere Entwicklung des Faches zu bestätigen scheint? Zum Verständnis Wundts müssen jedoch seine überdauernden Einstellungen erkannt und die zentralen Abschnitte der *Logik* einbezogen werden. Wundt fordert Perspektivismus und Methodenpluralismus, aber keinen dogmatischen, methodologischer Dualismus.

Zusammengefasst bedeutet dies: Experimentalpsychologie könnte zwar so verstanden werden als ob die Experimente im Stil der naturwissenschaftlichen Kausalforschung durchgeführt würden mit dem Ziel, die Ursachen zu isolieren und auf einfache Naturgesetze zu reduzieren. Solche Naturgesetze mit Ursache-Wirkungs-Beziehungen gelten nach Wundt ausschließlich für körperliche Vorgänge. Psychische Prozesse werden geisteswissenschaftlich in ihrer „psychischen Kausalität“ nach zureichendem Grund und Folge, geistigen Entwicklungsgesetzen u.a. Prinzipien beschrieben. Die kontrollierte Selbstbeobachtung im Experiment und die Interpretation geistiger Werke und geistiger Beziehungen sind die zwei hauptsächlichen Methoden. Erst durch deren Kombination kann die wissenschaftliche Psychologie ihrer Aufgabe entsprechen. Die Epistemologie Wundts entspricht in wichtigen Zügen dem verallgemeinerten Komplementaritätsprinzip Bohrs (siehe unten Kapitel III, 4).

Wundt verbindet einen *Methodologischen Dualismus* (Psychologie gegenüber Physiologie) mit einem *Methoden-Pluralismus* (innerhalb der Psychologie) und einem *perspektivischen Monismus* (ein Lebensprozess unter verschiedenen Perspektiven). Die Psychologie ist eine nach eigenständiger Prinzipienlehre verfahrenende *empirische Geisteswissenschaft*, die sich vor *allem auf die* kontrollierte Selbstbeobachtung im Experiment und auf die methodenkritische Interpretation geistiger Prozesse stützt – im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Physiologie. – Demnach war Wundt Experimentalpsychologe und Hermeneutiker zugleich.

### **Wundts Wissenschaftskonzeption der Psychologie**

Der Mensch ist ein historisches und kulturelles Wesen, andererseits ist er naturgesetzlich gesteuert. Die Psychologie befasst sich mit den allgemeinen Gesetzen psychischer Vorgänge der inneren Erfahrung sowie mit den Wechselwirkungen und Entwicklungsgesetzen der geistigen Gemeinschaften sowie mit den geistigen Erzeugnissen (Werken) in ihrem geschichtlichen Werden. Aus diesen Perspektiven entsteht das wissenschaftliche Programm einer umfassenden Allgemeinen Psychologie und Kulturpsychologie, und diese psychologische Forschung entwickelt sich nach eigenständigen Prinzipien und Methoden – ohne die physiologischen Grundlagen auszuklammern. Aber Wundt warnt: „Und noch weniger kann es erlaubt sein, dem Programm der Psychologie als Wissenschaft die von einigen Physiologen und Psychologen vertretene Auffassung zugrunde zu legen, die Probleme der Psychologie seien dadurch zu lösen, daß man die psychischen aus gewissen physischen Vorgängen als den ursprünglicheren und kausal bedingenden ableiten müsse. Diese Auffassung ist eine metaphysische Hypothese wie jede andere, und durch die allgemeine Erkenntnistheorie ist sie bereits mit zwingenden Gründen widerlegt worden...“ (1901, S. 72).

Wundts Wissenschaftskonzeption der Psychologie erschließt sich nicht leicht. Die Tradition sieht Wundt primär als Experimentalpsychologen, obwohl er gerade *nicht* die naturwissenschaftliche Kausalforschung meint. Die Völkerpsychologie wird als großes Werk erinnert, aber die in der *Logik* ausgeführte allgemeine Interpretationslehre der Geisteswissenschaften (einschließlich der Psychologie) wird kaum beachtet. Hinderlich ist immer wieder die Terminologie, wie es sich bis heute hinsichtlich der mehrdeutigen Begriffe Experiment, Beobachtung, physiologische Psychologie, psychophysischer Parallelismus und psychische Kausalität zeigt. Am größten scheint die Konfusion über Wundts Begriff der *physiologischen* Psychologie zu sein, trotz seines Versuchs mit der Kleinschreibung des Adjektivs genau das zu verhindern, was ihm noch heute von vielen unterstellt wird.

Wundts *methodenorientierte* Wissenschaftskonzeption der Psychologie ist in knapper Form so zu beschreiben: Die Psychologie ist eine empirische Geisteswissenschaft. Die experimentelle Methodik ermöglicht eine zuverlässige Selbstbeobachtung der elementaren Bewusstseinsvorgänge und erschließt deren Beziehungen und Prinzipien. Die interpretative Methodik führt durch Vergleich und Kritik zu den Zusammenhängen und Abhängigkeiten in den komplexen psychischen Prozessen, wie sie in der menschlichen Gemeinschaft und in der kulturellen Entwicklung zu erkennen sind. – Die Heuristik und die Geltung dieser Auffassung hängen davon ab, in wie weit Wundts Prinzipienlehre sowie die Unterscheidung zwischen den Ursache-Wirkungs-Ketten in der Neurophysiologie und den Grund-Folge-Zusammenhängen von Bewusstseinsvorgängen (und anderen geistigen Prozessen) überzeugen können.

Erstaunlich bleibt der extreme Geltungsbereich und der fast überwältigende Anspruch dieser Psychologie. Wundt ist von der dreifachen Stellung der Psychologie überzeugt: als Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung steht sie den Naturwissenschaften gegenüber, die sich auf mittelbare Erfahrungsinhalte beziehen und vom Subjekt abstrahieren; als Wissenschaft „von den allgemeingültigen Formen unmittelbarer menschlicher Erfahrung und ihrer gesetzmäßigen Verknüpfung ist sie die Grundlage der Geisteswissenschaften“; unter allen empirischen Wissenschaften ist sie diejenige, „deren Ergebnisse zunächst der Untersuchung der allgemeinen Probleme der Erkenntnistheorie wie der Ethik, der beiden grundlegenden Gebiete der Philosophie, zustatten kommen“ (1920b, S. 18f)

Die innere Konsistenz von Wundts Werk seit 1862 – zwischen und innerhalb der Hauptwerke und ihrer revidierten Auflagen – ist wiederholt diskutiert und unterschiedlich beantwortet worden. <sup>(3)</sup> Kontinuität besteht offensichtlich in den Grundsätzen: in der empirischen und empiristischen Haltung, in dem Bemühen, eine erkenntnistheoretisch-philosophisch geordnete, jedoch nicht metaphysisch fundierte empirische Psychologie zu schaffen und zu systematisieren, in einer experimentellen Psychologie, die nicht an einen Materialismus gebunden ist, und in der methodischen

Ausweitung der wissenschaftlichen Psychologie auf den ganzen Horizont der geistigen Welt. Auch der Geltungsanspruch der Psychologie als Vermittlerin zwischen Geistes- und Naturwissenschaften und als allgemeine Grundlage der Geisteswissenschaften blieb erhalten. Natürlich haben sich viele einzelne Inhalte seiner psychologischen Empirie während seiner langen Schaffenszeit verändert.

Der große Respekt vor Wundts weitem Horizont und vor seinem methodologischen Pluralismus darf nicht dazu führen, die Grenzen und die systematischen Lücken seiner Wissenschaftskonzeption zu übersehen. Deshalb muss auch an die Defizite erinnert werden. Damit ist jedoch keine Rückprojektion aus heutiger Sicht gemeint, indem z.B. seine enge Definition des Experiments zurückgewiesen, das Fehlen einer verhaltenswissenschaftlichen Perspektive kritisiert oder eine prägnantere Fassung der Sozialpsychologie innerhalb der Gemeinschafts- und Völkerpsychologie vermisst werden. Ungerecht wäre es auch, nach einer methodologisch prägnanten Fassung zentraler psychologischer Begriffe, z.B. der Affekte (Emotionen), explizit als multi-referentielle Konstrukte zu suchen, wie dies erst in neuerer Zeit nach der breiten wissenschaftsmethodischen Kritik der psychologischen Methodenlehre gefordert werden muss. Auch ein Teil der – an sich anregenden – wissensoziologischen und ideologiekritischen Interpretationen oder der wissenschaftstheoretischen Kritik aus nach-positivistischer Sicht scheint vor allem heutige Fragestellungen und Begriffe zu projizieren (u.a. Bruder, 1991; Oelze, 1991; Zitterbarth, 2006).<sup>(15)</sup>

Faire Kritik kann vor allem aufzeigen, wo Wundts Ansatz in wichtigen Linien hinter bereits bestehende „moderne“ Auffassungen und methodenkritische Einsichten zurückgefallen ist, wie er wesentliche Entwicklungslinien der entstehenden Psychologie ausklammerte, und welche systematischen Lücken in seiner Psychologie bestehen. Hier kann nur auf einzelne Aspekte hingewiesen werden. Wundt strebte eine *Allgemeine* Psychologie an: erstens Gesetze der elementaren psychischen Funktionen zu entdecken und zweitens Regelmäßigkeiten und Prinzipien der höheren psychischen Funktionen zu erkennen. Die individuellen Differenzen, die ihm bei jedem Experiment aufgefallen sein müssen, interessierten ihn kaum, obwohl er den Bericht über die „persönliche Differenz der Astronomen“ bei der Beobachtung von Stern-Durchgängen schon 1862 erwähnte. Ungleich wichtiger waren ihm die *Mittelwerte* der experimentellen Resultate, in denen sich das allgemeine Gesetz ausdrückt. – Diese Auffassung wird in der Physik gelten, kann jedoch bereits für biologische Sachverhalte zu eng sein. Bis heute zeigt sich ja, wie unzulänglich allgemeinspsychologische Formalisierungen bleiben, sofern sie keine Individualparameter in die theoretische Konzeption integrieren. – Vielleicht aus Befangenheit hinsichtlich der Differentiellen Psychologie fand Wundt keinen eigenen Zugang zur praktischen Anwendung des psychologischen Wissens, wie es sich als empirische Menschenkunde im Unterschied zur spekulativen Seelenlehre schon seit langem entwickelt hatte. Er schrieb zwar einen Aufsatz zum Thema *reine und angewandte Psychologie* und befürwortete die praktische Anwendung psychologischer Einsichten, insbesondere in der Pädagogik, zweifelte jedoch, ob es nicht noch zu früh sei, dies in wissenschaftlicher Form leisten zu können. Seine zeitweiligen Assistenten bzw. Mitarbeiter Emil Kraepelin, James MacKeen Cattell, Ernst Meumann und vor allem Hugo Münsterberg, waren ihm darin voraus, denn die Angewandte Psychologie ist grundsätzlich auf die Differentielle Psychologie angewiesen. In seiner Autobiographie schilderte Wundt oft menschliche Beziehungen, Freunde und Kollegen, und anschaulich auch Persönlichkeiten wie Helmholtz. Erst spät erwähnte er jedoch in seiner Methodenlehre das Anwendungsgebiet der Charakterologie (als Erneuerung der älteren Erfahrungsseelenkunde). Durch diese Begrenzung fiel Wundt deutlich hinter Kants Anthropologie zurück, die ja eine systematische deskriptive Menschenkunde und Angewandte Psychologie eröffnete.

Die Ausklammerung der *Differentiellen Psychologie* lässt auch besser verstehen, weshalb sich Wundt, trotz ihrer frühen Erwähnung im Jahr 1862, nicht noch stärker für die statistischen Methoden interessierte. Die Entwicklung der statistischen Forschungsmethodik hätte eigentlich von Anfang an gut in die Leipziger Experimentalpsychologie gepasst, fand dort jedoch, trotz interessanter Anfänge, nur geringe Aufmerksamkeit und wurde später vor allem von angloamerikanischen Psychologen entwickelt bzw. für psychologische Zwecke adaptiert. Vielleicht war Wundt wegen seiner Hochschätzung der Psychophysik eher an mathematisch formalisierten Gesetzen als an Statistik interessiert.

Wundts pluralistische Methodenlehre ist in vielerlei Hinsicht progressiv. In der Auseinandersetzung über die Mängel der Selbstbeobachtung und über die grundsätzlichen Schwierigkeiten „exakter“ Operationen und Begriffsbildung in der Psychologie schließt sie nicht ausreichend an die oft genaueren Argumente Kants an. Diese Diskrepanz wurde bereits geschildert.

Das umfangreiche Werk der Völkerpsychologie, das zudem im Kontext der Methodenlehre in der *Logik* gelesen werden muss, legt unterschiedliche Einschätzungen nahe. Wundt befasste sich mit einer immensen Vielfalt von Quellen, verstand deren Inhalte jedoch eher als Fakten und nicht als ihrerseits zu interpretierende Quellen (Mack, 2006; Zitterbarth, 2006). Diese Bewertung wäre jedoch durch einen Hinweis auf Wundts herausragende Kenntnis der Interpretationsmethodik zu ergänzen. Vielleicht hätte mehr eigene Erfahrung in der Feldforschung zu noch stärker ausgeprägten, methodenkritischen Betrachtungen geführt. Unter den zahlreichen in Leipzig betreuten Dissertationen ist keine, deren Titel deutlich ein völkerpsychologisches Thema anzeigt (vgl. Bringmann, Bringmann & Balance, 1980). Hier ist zu bedenken, dass in Wundts *Völkerpsychologie* solche im engeren Sinn völkerkundlichen Themen nur einen relativ kleinen Anteil haben. Mack (2006) urteilt, dass Wundt auf die kategoriale Eigenständigkeit des erkennenden Subjekts nicht eingeht bzw. dieses wie ein Objekt zu analysieren versucht. Wenn Wundt in der Einleitung zur Völkerpsychologie behauptete, dass „das Bestreben aller wahren Psychologie darauf gerichtet ist, die Thatsachen so zu erfassen, wie sie unabhängig von unserer subjektiven Beurtheilung beschaffen sind ...“ (Wundt, 1900, Band 1.1, S. 15-16), dann könnte dies fast nach einem naiven Realismus klingen (Zitterbarth, 2006, S. 109). – Doch Wundt weist in seiner kritisch gehaltenen

Interpretationslehre und an anderen Stellen durchaus auf *die besondere Rolle des erlebenden, erkennenden und handelnden Subjekts* hin (u.a. 1896, S. 15).

Die Phänomenologie erwähnt Wundt in seiner Autobiographie in einer Fußnote über neoscholastische Ansätze nur nebenbei und bezeichnet sie als eine Neuerung, von der für die Psychologie nichts zu erwarten sei (1920b, S. 192). Mit Franz Brentano und dessen Begriff der Intentionalität, der Gerichtetheit und Bezogenheit, als Kennzeichen psychischer Phänomene möchte er sich also nicht näher auseinandersetzen, obwohl heute Ähnlichkeiten auffallen, u.a. im Hinblick auf den Wertcharakter aller Bewusstseinsvorgänge. Wundt hält Brentanos Lehre für eine Anknüpfung an die Scholastik und rückt sie in die Nähe des logischen Intellektualismus und einer vulgären Interpretation der psychischen Vorgänge (1920a, S. 20). Wundt ging auch nicht auf Sigmund Freud ein, obwohl dessen zur Jahrhundertwende erschienene Traumdeutung (1900) eine wesentliche Erweiterung der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik bildete. Freuds originelle Idee, die Triftigkeit der Deutungen, d.h. der psychoanalytischen „Konstruktionen“, an ihren realen Wirkungen auf Verhalten und Symptomatik der Patienten zu überprüfen, ist nicht einmal sehr weit entfernt von Wundts Überzeugung, dass die Veränderung von Gefühlszuständen aufgrund ihrer körperlichen Symptome, d.h. durch die sog. Ausdrucksmethoden, im Experiment zu objektivieren sind. Sehr wahrscheinlich hat Wundt von diesen Publikationen erfahren – wie auch umgekehrt (Tögel, 1989). In seine Grundlegung einer Methodologie der Psychologie hat Wundt sie nicht einbezogen.

Nach dem Menschenbild in Wundts Psychologie zu fragen, liegt natürlich nahe. Vielleicht charakterisiert es ihn gut, dass weder in seinem Werk noch in seiner Autobiographie prägnante Formeln oder bekenntnisartige Mitteilungen zu finden sind. Wenn er zu philosophischen Themen Stellung nimmt, müssen seine entschiedeneren Aussagen – im Kontext der Zeitgeschichte – oft als Zurückweisung bestimmter Traditionen, d.h. der Metaphysik und der Spekulation, gelesen werden. An anderen Stellen, wie in seiner Autobiographie, ist seine Diskussion philosophisch-weltanschaulicher und religiöser Themen abwägend, diskutierend, argumentativ; er räumt Präferenzen und Erwartungen ein, aber häufig nicht als abschließende Urteile.

Die in seiner Autobiographie stehenden Hinweise auf eine religiöse Sichtweise und seine Erläuterungen der Gottesidee in transzendenter und immanenter Hinsicht sind eigentümlich vage, obwohl ihm eine theologische Erläuterung (gerade als Sohn eines lutherischen Pfarrers) möglich gewesen wäre. Die Reflexion der Gotteserfahrung bleibt mehrdeutig, so dass einerseits vermutet wurde, er sei ein tiefreligiöser Mensch, und andererseits, er sei eher atheistisch eingestellt (vgl. Lamberti, 1995). Auf Wundts Grabstein in Leipzig steht: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“

Einige Grundzüge von Wundts Menschenbild sind wesentlich deutlicher außerhalb der Psychologie zu finden, in seinem *System der Philosophie* insbesondere in seinem Buch *Ethik*, z.B. in den Abschnitten über die Willensfreiheit. Wundts Ethik versucht zwischen Kantischem Apriorismus und Empirismus und vermitteln: Die Sittengebote sind gesetzmäßige Erzeugnisse der universellen geistigen Entwicklung, doch weder starr fixiert, noch Folgen der wechselnder Umstände. Als Selbstzweck kann ihm allein das universelle geistige Leben erscheinen (1886, 1912). – Diese Thematik muss hier jedoch ausgeklammert werden, ebenso seine Interessen an der Geschichte der Philosophie und der Wissenschaften, an Logik, Ethik, Religion, Politik u.a. Themen.

### **Verbindung mit der Philosophie oder Trennung?**

Wundt betont wieder und wieder: Die Psychologie ist eine empirische Geisteswissenschaft, sie ist ein Teilgebiet der Philosophie, sie hat eine methodische Grenzstellung und damit auch Vermittlerrolle zwischen Geistes- und Naturwissenschaften. Die Psychologie ist die *allgemeine* Grundlagendisziplin aller Geisteswissenschaften (die Philologie ist die *spezielle* Grundlagendisziplin), denn durch psychologische Analyse und Abstraktion wird die Anwendung der vergleichenden Methode geregelt. Dementsprechend ist es *nicht* die Aufgabe der Psychologie, die Behauptungen der Einzelwissenschaften oder gar der Philosophie als wahr oder falsch zu beurteilen, sondern als Grundlagenwissenschaft aufzuzeigen, wie sich diese Disziplinen entwickelt haben. „Denn der Inhalt der Geisteswissenschaften besteht überall aus den aus unmittelbaren menschlichen Erlebnissen hervorgehenden Handlungen und deren Wirkungen. Insofern die Psychologie die Untersuchung der Erscheinungsformen und Gesetze dieser Handlungen zu ihrer Aufgabe hat, ist sie selbst die allgemeinste Geisteswissenschaft und zugleich die Grundlage aller einzelnen, wie der Philologie, Geschichte, Nationalökonomie, Rechtswissenschaft usw.“ (1920b, S. 18). Die Aufgabe der Philosophie sei nicht eine Grundlegung der Einzelwissenschaften, sondern deren Vereinheitlichung zu einem widerspruchsfreien System durch eine *Erkenntnislehre* und *Prinzipienlehre*.

An anderer Stelle äußert er eine fast positivistisch klingende Auffassung: „Man kann Physiker, Chemiker, Physiologe, oder auf der anderen Seite Jurist, Nationalökonom, Historiker sein, ohne dass jeder einzelnen Untersuchung anzusehen ist, welches die philosophischen Überzeugungen ihres Urhebers seien. Wenn die Psychologie wirklich den Charakter einer voraussetzungslosen empirischen Wissenschaft haben soll, so darf es sich mit ihr nicht anders verhalten. Man kann daher auch umgekehrt schließen: wo dies nicht so ist, wo man der Behandlung jedes einzelnen Problems den metaphysischen Standpunkt des Autors anmerkt, da handelt es sich nicht mehr um voraussetzungslose empirische Wissenschaft, sondern um eine metaphysische Theorie, zu deren Exemplifikation die Erfahrung dienen soll“ (1896b, S. 22). Hier erscheint wieder die anti-metaphysische Abgrenzung. Hält nicht die Diskussion bis heute an, ob solche philosophischen Vorentscheidungen – über die neurophilosophischen Kontroversen hinaus – wichtige Konsequenzen für die Methodenlehre und die Wissenschaftskonzeption der Psychologie haben?

Als Heinrich Rickert (1913) in Freiburg die "Erklärung von Dozenten der Philosophie in Deutschland gegen die Besetzung Philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie" initiierte, äußerte sich Wundt besorgt über das Schicksal der Psychologie, falls es zu einer Trennung der Fächer kommen sollte. „Jene allgemeineren und darum für die psychologische Bildung wichtigsten Fragen hängen aber so innig mit erkenntnistheoretischen und metaphysischen Standpunkten zusammen, daß gar nicht abzusehen ist, wie sie jemals aus der Psychologie verschwinden sollten. Eben das zeigt deutlich, daß die Psychologie zu den philosophischen Disziplinen gehört (...). Niemand würde daher unter einer solchen Trennung mehr leiden als die Psychologen und durch sie die Psychologie. Was heute, wie man wohl sagen darf, manche Philosophen irrtümlich gegen sie einwenden, sie sei mehr eine technische als eine rein wissenschaftliche Disziplin, das könnte in erschreckendem Maße zur Wirklichkeit werden“ (Wundt, 1913a, S. 24).

Bei der Berufung von Wundts Nachfolger, Felix Krüger, scheint es 1917 eine Rolle gespielt zu haben, dass dieser der Einzige war, der zumindest beide Richtungen der Psychologie, experimentelle Psychologie und Völkerpsychologie, weiterzuführen in der Lage schien. Nur sehr wenige in den folgenden Generationen werden Wundts breitem Interessen- und Methodenhorizont nahe gekommen sein. – Heute werden für die Berufung auf eine Professur im Fach Psychologie in der Regel weder Kenntnisse der hermeneutischen Methodik noch der Philosophie eine Rolle spielen.

Wundts Warnung vor einer einseitig beschränkten Psychologie hatte wohl auch pragmatische und institutionelle Gründe, muss jedoch im Kontext der 1904 in Gießen gegründeten „Gesellschaft für experimentelle Psychologie“ interpretiert werden. In dieser hatte der Göttinger Psychologe Georg Elias Müller (1850-1934) als erster Vorsitzender eine dominierende Rolle. Er war wegen seiner Publikationen zur Gedächtnisforschung und zur Psychophysik der Gesichtsempfindungen zeitweilig sehr angesehen, auch wegen seiner methodischen Verbesserungen, u.a. durch die Trennung der Rolle von Versuchsleiter und Versuchsperson. Gerd Lüer (2005, S. 170) spricht von Müllers „geradezu unduldsamer Bevorzugung der experimentellen Methodik“ und von seinem konsequenten Eintreten für eine naturwissenschaftliche Psychologie bzw. den Vorbildcharakter der Physiologie. Wundt war bei der Gründung der Gesellschaft nicht anwesend und wurde auch nicht Mitglied, vielleicht auch aus einem Konkurrenzleben. Aber Wundt, der seinen breiten theoretischen und methodologischen Horizont in jenen Jahren fast universell erweitert hatte, musste Müllers nur experimentalpsychologische Sicht sehr eng und pseudo-naturwissenschaftlich vorgekommen sein. Erst nach Müllers Ausscheiden als Vorsitzender wurde die Gesellschaft umbenannt: das Wort experimentell wurde gestrichen. Die Satzung der Gesellschaft verwies dann auf die „die Förderung der experimentellen Psychologie und aller verwandten methodisch-psychologischen Bestrebungen.“ – Die Trennungsgeschichte der Psychologie und Philosophie vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts an wird hier nicht weiter nachgezeichnet (siehe Benetka, 2002; Schmidt, 1995; Herrmann, 2004; Pongratz, 1984; Schönpflug, 2004).

## Rezeption

Wundts Hauptwerke hatten viele Druckauflagen. Das endete nach seinem Tode 1920 schnell (vgl. Jahnke, 1998). Vielleicht haben die Wirtschaftskrise und die Inflation im Jahr 1923 mitgespielt, doch könnte der Hauptgrund eher in dem Aufkommen anderer Strömungen zu suchen sein. Die Distanzierung spiegelt sich auch in der gegen Ende des 19. Jahrhunderts deutlicher werdenden Kritik seiner Schüler Külpe, Münsterberg und Meumann sowie auch seines Nachfolgers Krüger. Es ging hauptsächlich um erkenntnistheoretische und methodische Fragen (vgl. Wundt, 1904, siehe auch Jahnke, 1998; Meischner-Metge, 1998, 2003). Eine dominierende Rolle zu vermeiden, wird für Wundt kaum noch möglich gewesen sein: aufgrund seines breiten theoretischen Horizonts, seiner Kompetenz als spezialistischer Forscher und als sehr belesener Generalist, als Physiologe und auch als Kenner der philosophischen Grundlagen von der Erkenntnistheorie bis zur Ethik. Wundts Reaktionen und Rezensionen wirken heute autoritativ, belehrend und zurechtweisend. Diese Eindrücke stimmen kaum mit den Erlebnisberichten vieler seiner amerikanischen Studenten überein, denn dort wird er zwar als fachlich sehr engagiert, methodisch streng, wissenschaftlich dominierend, mit enzyklopädischem Wissen und hervorragendem Gedächtnis, beschrieben, aber auch als freundlich im näheren Umgang und verständnisvoll – ein Systematiker, ein „großer philosophischer Psychologe“, „der seinen Weg durch die Physiologie und Physik gemacht hatte (Baldwin, 1980). Der außerordentliche Respekt wird deutlich in der folgenden Erinnerung von Edward A. Pace (zitiert nach Baldwin, 1980, S. 287): „To see him, half an hour before his lecture, passing along the Promenade, no one would have suspected that he was among the foremost thinkers of his day. Few, even of the students, recognized him. He was not followed by a ‘Shadow of Providence’; and yet, as he went along, one thought, quite naturally, of a street in Königsberg.“

Oelze (1991) nennt mögliche Gründe, weshalb Wundts Völkerpsychologie im Vergleich zur aufkommenden Soziologie (Auguste Comte, Karl Marx, Émile Durkheim, Max Weber u.a.) sowie der Social und Cultural Anthropology wenig beachtet wurde. So habe er sich z.B. nur auf sekundäre Berichte von Reisenden gestützt, ohne eigene Erfahrungen in anderen Kulturen, mit einem Absolutheitsanspruch und ohne Anhänger von Format, zu stark dem Evolutionismus verhaftet, zu sehr auf eine interpretativ arbeitende Richtung festgelegt, während sich die Strömung den objektivierenden Methoden zuwandte, und schließlich wegen des Umfangs und des trockenen Stils der Bücher. Nun ist es wissenswert, dass die zehnbändige Völkerpsychologie gar nicht ins Englische übersetzt wurde, sondern nur das kleine Werk *Elemente der Völkerpsychologie* im Jahr 1916 (die dreibändige *Logik* nie). Dem Eindruck einer geringen Resonanz stehen andere Hinweise entgegen: Wundts Darstellungen, wie wichtig Ausdrucksbewegungen für soziale Interaktion sind, scheinen George Herbert Mead angeregt, und die Absichten der Völkerpsychologie den bedeutenden Kulturanthropologen Franz Boas beeinflusst zu haben (vgl. Eckardt, 1997; Stubbe, 2006). Auch Sigmund Freud zitierte in *Totem und Tabu* häufig Wundts *Völkerpsychologie*.

Wundt galt längere Zeit als Leitfigur der Psychologie in Deutschland. Sein perspektivischer Monismus und sein methodologischer Pluralismus wurden jedoch nur selten anerkannt, jedenfalls wurden sie nicht zum Vorbild für die folgenden Generationen der Psychologen. Es gibt jedoch einzelne Stimmen, die eine vielleicht überzeugendere und überdauernde Würdigung versuchten.<sup>(16)</sup> Wundts Prinzipienlehre und Interpretationslehre wurden jedenfalls nicht systematisch aufgenommen und in diesen Linien weiterentwickelt. Auch sein striktes Verständnis der kontrollierten Selbstbeobachtung setzte sich nicht durch. War Wundts besondere Auffassung des psychophysischen Parallelismus zu weit von dem zu seiner Zeit wahrscheinlich dominierenden metaphysischen Dualismus oder dem schlichten Materialismus entfernt? Waren das Programm und die Perspektivität viel zu umfangreich für die Professoren jener Zeit, in der erst allmählich Institute mit mehreren Abteilungen entstanden? Oder schüchterten der universelle Horizont Wundts und der geforderte Methoden-Pluralismus zu sehr ein? Gibt es noch andere Vorbehalte, welche die Rezeption bis in die Gegenwart behindern? (vgl. auch die Diskussion von Schmidt, 1995, und die aktuelle „Einladung zu einer Debatte“, Jüttemann, 2007b).

Weshalb Wundt bereits zu Lebzeiten deutlich an Einfluss verlor, ist oft diskutiert worden. Lag das an der allgemein zunehmenden Geltung naturwissenschaftlicher Forschung wie Jüttemann (2006b) annimmt oder an der fehlenden praktischen Psychologie? Mehrere Schüler und Mitarbeiter Wundts wurden zu Pionieren der Angewandten Psychologie. Andere Psychologen, wie Georg Elias Müller in Göttingen (siehe Haupt, 2001), forcierten dagegen die experimentelle Psychologie *als Naturwissenschaft*. Für viele Psychologen wird Wundts Methodenpluralismus zu anspruchsvoll gewesen sein. Wenn vor allem die Interpretationslehre übersehen wurde, könnte das außerdem noch den trivialen Grund haben, dass sie erst spät, in der 3. und 4. Auflage der *Logik*, publiziert wurde, und dass sie erst dort, wo sie nicht unbedingt zu vermuten ist, gefunden werden muss. Außerdem muss geläufig sein, dass er die Psychologie als Geisteswissenschaft ansieht und deswegen auch die allgemeinen Kapitel des Buches über die geisteswissenschaftlichen Methoden für die Psychologie grundlegend sind. Vielleicht hätte Wundts Wissenschaftskonzeption der Psychologie durch eine zusammenhängende lehrbuchartige Darstellung der neuen Methodenlehre eine nachhaltigere Wirkung entfaltet. Hat nicht Wilhelm Dilthey seine Ansicht über den methodologischen Dualismus von Erklären und Verstehen weitaus einprägsamer und wirkungsvoller vorgetragen, allerdings nur vom Schreibtisch und nicht auf eine eigene Forschungspraxis in beiderlei Bereichen gestützt?

Wundts wichtige Interpretationslehre, von der kein Reprint existiert, ist umfangreich und abstrakt; sie gehört mit der extrem ausgedehnten Völkerpsychologie/ Kulturpsychologie zu seinen späten Hauptwerken. Vielleicht liegen hier zusätzliche Gründe, dass Wundt für viele Spätere vor allem der Autor der *Grundzüge der physiologischen Psychologie* und der Gründer des ersten Labors der Experimentalpsychologie blieb. Wundt Interpretationslehre ist in der Psychologie zwar ohne Vorbild, doch sie scheint – mit wenigen Ausnahmen – bald in Vergessenheit geraten zu sein. Das gilt auch für sein Bemühen um eine Ergänzung und Zusammenschau der wissenschaftlichen Perspektiven.

Wenn die elementaren und die höheren psychischen Prozessen unterschiedliche methodische Zugänge verlangen, stellt sich die Frage, wie die behauptete Einheit des psychischen Prozesses bewahrt bzw. hergestellt werden kann. So wird nach Hinweisen auf ein integratives humanwissenschaftliches Modell, nach Unterbau und Überbau (Jüttemann, 1991, 2006a, 2006b, 2007a, 2007b) oder nach dem komplementären Verhältnis gefragt (Graumann, 2006). Nach Graumanns Ansicht hätten es weder Wundt noch einer seiner Nachfolger erreicht, die beiden disparaten Zweige der Psychologie in eine einheitliche Wissenschaft zu bringen. – Hat Wundt vielleicht mit seiner eigentümlichen perspektivischen Wissenschaftskonzeption die bisher größte Annäherung erreicht?

Die Rezeption Wundts ist ein Musterbeispiel, wohin es führt, wenn die zentralen epistemologischen Begründungen abgeschnitten werden. Aus solchen Einseitigkeiten oder Missverständnissen der originellen Methodologie Wundts entstanden Klischees, die sich – wie bereits Boring's (1950) inadäquate Geschichtsschreibung – festsetzen können (vgl. Jüttemann, 2006a; Rammsayer & Troche, 2005).

In dem repräsentativ gemeinten Rückblick auf *100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie* (Rammsayer & Troche, 2005) wird zwar im Namensregister am häufigsten Wundt genannt, doch wird er im Text der Buchbeiträge oft nur nebenbei und meistens unzutreffend oder bemerkenswert einseitig erwähnt. Liegt es an Wundts perspektivischem Monismus, dass er so unterschiedlich zitiert und aufgefasst wird oder war die Lektüre in dem überwältigend großen Werk zu kurz geraten (vgl. auch die notwendige Erinnerung an Wundts anderes Erbe, Jüttemann, 2006a). Bemerkenswert sind mehrere Beiträge, in denen ausschließlich von Wundts „naturwissenschaftlichem“ Standpunkt die Rede ist (z.B. Kluwe, 2005, S. 16). Dieter Frey nennt zwar Wundt den Vater der Sozialpsychologie, behauptet jedoch, Wundt habe betont, dass sozialpsychologische Fragen „nicht mit den Mitteln des Experiments angegangen werden dürfen“ (Frey, 2005, S. 102). – Auch andere Autoren haben unzutreffende Deutungen gegeben, wenn geschrieben wird, Wundt habe seelische Vorgänge auf der Grundlage physiologischer Veränderungen erklären wollen bzw. eine materialistische Position eingenommen (z.B. Nitsche, 1990).

Doch es gibt das „andere Erbe“ der Völkerpsychologie bzw. der Kulturpsychologie. Das Gesamtbild erneut zu rechtgerückt zu haben, ist das Verdienst einer Autorengruppe (hrsg. von Jüttemann, 2006a; sowie Jüttemann 2007a). Die anlässlich der Einführung des B.Sc.-Studiengangs erneut angeregte Kontroverse über die grundsätzliche Orientierung der Psychologie (Kanning et al. 2007) kommentierte Jüttemann (2007a): „Wundts Psychologiekonzeption ist nicht die Ursache, sondern die Lösung des Problems.“ Aus heutiger Sicht scheint eine allgemeine Tendenz zur verstärkten Orientierung an den Naturwissenschaften für das aktive Vergessen jenes anderen Erbes verantwortlich zu sein (vgl. Jüttemann, 2006b). Im Hinblick auf das Werk Wundts hat diese Hypothese viel für sich, doch ist auch daran zu erin-

nern, dass die Psychologie in Deutschland bis in das zweite Drittel des vergangenen Jahrhunderts überwiegend als *empirische Geisteswissenschaft* weiterexistierte – wenn auch nicht in Wundts breitem Verständnis. <sup>(17)</sup>

#### 4 Wundt und Kant

“Der Mensch selbst, nicht wie er von außen erscheint, sondern wie er unmittelbar sich selber gegeben ist – er ist das eigentliche Problem der Psychologie. Was diese auch sonst noch in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen mag, das Seelenleben der Tiere, das aus übereinstimmenden geistigen Anlagen entspringende gemeinsame Vorstellen und Handeln der Menschen, endlich die geistigen Erzeugnisse der einzelnen wie der Gemeinschaften – alles dies führt unvermeidlich auf diese erste Aufgabe zurück“ (Wundt, 1906b, S. 1). In seiner *Einleitung in die Philosophie* schrieb Wundt (1909, S. 83) von der Anthropologie in einem allgemeinen Sinn, d.h. einer „Lehre von der psycho-physischen Natur des Menschen, wo sie Physiologie und Psychologie voraussetzt und dadurch zugleich ein Übergangsglied zur Geistesphilosophie bildet.“

Die Anthropologie und die Wissenschaftskonzeptionen Kants und Wundts zueinander in Beziehung zu setzen, ist gewiss nicht einfach und muss sich hier auf wenige hauptsächliche Aspekte beschränken. Deshalb ist auch von dem wichtigen Kontext der Aufklärung und von der raschen Wissenschaftsentwicklung in jenem Jahrhundert abzusehen. – Der Mensch steht im Zentrum, nicht der Schöpfergott, die Seele, der Geist, das Sein, die Geschichte oder die Gesellschaft.

Bereits die biographischen Besonderheiten wären eine Studie Wert: dass sich Kant und Wundt in einem nahezu universellen Bildungs- und Wissenschaftshorizont bewegten, ortsansässig, aber im aufgeschlossenen Umgang mit Vertrauten, mit langer Schaffens- und Integrationskraft, unter stabilen inneren und äußeren Verhältnissen, jedoch ohne ihre zentralen Gedanken schließlich in einem einheitlichen System publiziert zu haben. – Es existiert noch keine adäquate Biographie Wundts!

Wundt widersprach Kants nüchterner Einschätzung der wissenschaftlich möglichen Psychologie und er nahm das Programm der *Pragmatischen Anthropologie* nicht als Vorbild an. Dennoch können die ausführlichen Zitate belegen, wie viele Übereinstimmungen bestehen und wie sich Wundt im Laufe der Jahre noch mehr annäherte. Wundt akzeptierte die Schlussfolgerung der kritischen Vernunft, dass die empirische Psychologie von Metaphysik frei bleiben sollte, aber nicht un-philosophisch angelegt, sondern erkenntnistheoretisch gründlich reflektiert sein muss. Kant hatte keineswegs der empirischen Psychologie generell Wissenschaftlichkeit abgesprochen, sondern die Psychologie von den eindeutig formalisierbaren Wissenschaften wie den exakten Naturwissenschaften grundsätzlich abgehoben.

Nur bei verhältnismäßig elementaren Funktionen kann die psychologische Forschung experimentell, oft nur quasi-experimentell und quasi-metrisch vorgehen, und nur in dem noch kleineren Teilbereich der sensorischen Psychophysik kann verhältnismäßig genau gemessen und mathematisch verfahren werden, denn hier ist eine physiologische Verankerung möglich. Kant hat sich für Fragestellungen der *physiologischen* Anthropologie nicht interessiert; zu seiner Zeit fehlte ohnehin die physiologische Messtechnik. Die Kontroverse wäre wohl weitgehend entschärft, wenn die Psychophysik (wie es heute vielfach gilt) der Sinnesphysiologie und Neurophysiologie zugeordnet würde. Wundt hat sehr restriktive Voraussetzungen der psychophysischen Maßmethoden genannt. Seinen Anspruch, Bewusstseinsvorgänge weithin experimentell und exakt untersuchen zu können, hat er zwar nicht ausdrücklich widerrufen, aber sehr deutlich abgeschwächt. Ähnlich wie bei Kant sind die grundsätzlichen Ausführungen zur Methodenlehre und Wissenschaftskonzeption der empirischen Psychologie über mehrere Werke verstreut, so dass die Rezeption erschwert wurde.

Die in der experimentellen Anordnung kontrollierte Selbstbeobachtung war Wundts primäre Methode. Er verteidigt sie nachdrücklich gegen Kant, versäumt es aber, gründlich auf dessen prägnante Methodenkritik zu reagieren oder systematisch innovative Ausdrucks- und Verhaltensmethoden zu entwickeln. Der Methodenkritik Kants ist nicht leicht zu begegnen, da der Gültigkeitsbereich der psychophysischen Maßmethoden sehr begrenzt ist. Dass Wundt seine Auffassung modifiziert, zeigt sich eher indirekt in der zunehmenden Verwendung der freien Beobachtung und der vergleichenden bzw. historischen Interpretation. Auch die Entwicklung der Prinzipienlehre und die Interpretationslehre sind im Zusammenhang dieser Kontroverse zu verstehen. Wundt sah sich als *empirischer Geisteswissenschaftler* und *Philosoph*, seine Experimente sind ausdrücklich keine der naturwissenschaftlichen Kausalforschung. – Unterscheiden sich die beiden Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie überhaupt so fundamental, wenn von der methodologischen Kontroverse um Messung und exakte Begriffe in der Psychophysik abgesehen würde? Die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen sind nicht gering!

Die Harmonisierung der Auffassungen soll nicht übertrieben werden, doch sind noch andere Ähnlichkeiten bemerkenswert. Die meisten Themen der *Anthropologie* sind auch in Wundts *Vorlesungen*, im *Grundriss* und in der *Völkerpsychologie* enthalten, sehr viel ausführlicher und anders gegliedert, natürlich erweitert durch Hirnphysiologie und Evolutionstheorie. Im Abstand von 100 Jahren war das psychologische Wissen extrem angewachsen. Allerdings ist es in der Regel kein gesichertes, sondern ein vorläufiges Wissen, und eindeutig reproduzierbare Sachverhalte und Gesetzmäßigkeiten wie in den Naturwissenschaften sind kaum vorzuweisen (das Grenzgebiet zur Physiologie erneut angenommen). – Der umfassende Ansatz von Kants Anthropologie und die Zentrierung auf den Menschen als „Grundfrage der Philosophie“ erscheint in ähnlicher Weise in dem hohen Geltungsanspruch von Wundts Psychologie als Grundlage aller Geisteswissenschaften. Die Anthropologie/Psychologie in ihren Verbindungen zur Ethik zu sehen, ist beiden wichtig, wobei sich auch hier Kants Einfluss zeigt.

Die Vielfalt der Befunde und Überlegungen zu gliedern, verlangt über den breiten Methodenkanon hinaus neue Ordnungsversuche in der Psychologie. Wundt ist der Erste, der beide Methodentypen und Denkweisen, d.h. das Experiment und die Interpretation, vielseitig verwendet und außerdem methodisch weiterentwickelt hat. Seine Wissenschaftskonzeption verlangt unterschiedliche, aber einander komplementär ergänzende Perspektiven. Dieser wissenschaftstheoretische Ansatz ist originell und auch heute noch als explizite Strategie unüblich. Wundts nicht-reduktionistischer Systematisierungsversuch der Psychologie scheint in der Fachwelt weitgehend vergessen oder abgelehnt zu sein und teilt damit das Schicksal von Kants pragmatischer Anthropologie.



## II Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie in der Gegenwart

### 1 Die Auffassung der Deutschen Gesellschaft für Psychologie: Psychologie und der Bachelor of Science.

#### Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie

Die Einführung des Bachelor-Studiengangs für Psychologie mit dem Abschluss eines Bachelor of Science soll das Studium im Vergleich zum bisherigen Diplom-Studiengang straffen und schon nach drei Jahren einen ersten berufsqualifizierenden Abschluss bringen. Von einem Schmalspurstudium zu sprechen, wäre ungerecht, wenn nicht eine Vorstellung von der fachadäquaten Breite der theoretischen und praktischen Ausbildung bestünde. Diese Studienreform ist folglich von einer grundsätzlichen Diskussion begleitet. Gerade das Fach Psychologie mit seiner *unklaren Identität im Grenzgebiet vieler Fakultäten* kann der überdauernden Frage nach der eigenen Wissenschaftskonzeption nicht ausweichen, und diese Fragen führen unvermeidlich zu den primären Überzeugungssystemen, d.h. auch zur Psychologischen und Philosophischen Anthropologie. Über die möglichen Implikationen solcher Vorentscheidungen wird nur selten gründlich diskutiert: Dass es heterogene Auffassungen gibt, ist bekannt, doch ist kaum einzuschätzen, wie viel Zustimmung z.B. das experimentell und naturwissenschaftlich orientierte Wissenschaftsverständnis der Psychologie bei den Professoren und Studierenden findet. Akzeptieren die praktisch tätigen Diplom-Psychologinnen und Psychologen nicht viel eher die Strategie und Denkweise der Interpretationsmethodik, die in der *formalen Methodenlehre-Ausbildung* an der Universität nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt? Über die Verbreitung bestimmter Wissenschaftskonzepte der Psychologie bzw. über die pragmatischen Mischformen gibt es keine empirischen Untersuchungen. Werden sich die künftigen B(Sc.) wirklich mit der *Science* in der Bedeutung von Naturwissenschaft identifizieren können oder vielleicht nur mit dem allgemeinen Prinzip der Wissenschaftlichkeit? Welche differentiellen Effekte könnten unterschiedliche Menschenbilder haben? Einige dieser Fragen werden hier aufgenommen.

#### Fakultätszugehörigkeit und unklare Identität der Psychologie (in Deutschland)

Die Psychologie ist wie kein anderes Fach widersprüchlich definiert worden: Seelenwissenschaft, Geisteswissenschaft, Sozialwissenschaft, Naturwissenschaft, Biologische Wissenschaft, Verhaltenswissenschaft. Die wechselvolle Zuordnung des Fachs Psychologie zu einer Fakultät demonstriert, wie unsicher und auch willkürlich solche Einordnungen sind: Auch heute gibt es an deutschen Universitäten zahlreiche Varianten: das Fach Psychologie ist der Naturwissenschaftlichen Fakultät bzw. der Biologie zugeordnet, es gibt Psychologie als eigenständige Fakultät, häufiger Psychologie zusammen mit Erziehungswissenschaft und Sportwissenschaft, und seltener mit Sozialwissenschaften, nur einmal auch – in Freiburg – sogar mit den Wirtschaftswissenschaften. Nur an wenigen Universitäten besteht eine Fakultät der empirischen Humanwissenschaft, an der die Psychologie ihren Platz finden könnte. In der Medizinischen Fakultät taucht das Fach Psychologie mit einer Ausnahme nie auf. Dies ist aus zwei Gründen bemerkenswert. Die deutsche Diplom-Prüfungsordnung für das Fach Psychologie wurde im Jahr 1941 sehr weitgehend als Analogie zum Medizinstudium entworfen; eine noch stärkere Anlehnung scheiterte damals am Einspruch der Medizinischen Fakultäten. Heute bilden die Klinische Psychologie und Psychotherapie einschließlich der Gesundheitspsychologie den mit Abstand größten Bereich der universitären Psychologie und der Berufspraxis. Dennoch blieben die traditionellen Fakultätsgrenzen und berufsständischen Überzeugungen stärker als die Einsicht in die inhaltlichen Überlappungen. Für die Studierenden der Medizin wurde der fragwürdige Kompromiss der „medizinischen Psychologie und Soziologie“ gefunden. Die noch heute komplizierten Einstellungen und Beziehungen zur Medizin hatten sich schon vor 100 Jahren gezeigt (Ash, 1980; Külpe, 1912).

Psychologie ist nach verbreitetem Verständnis die empirische Wissenschaft vom Erleben und Verhalten des Menschen oder vom (menschlichen) Verhalten und Handeln und dessen innerer Begründung. Die biologischen Grundlagen des Erlebens und Verhaltens werden nicht immer ausdrücklich genannt, doch zumindest einige neurowissenschaftliche Informationen werden in allen Studienplänen auftauchen. Die Biopsychologie umfasst aber nicht allein die gegenwärtig sehr hervortretenden Neurowissenschaften, sondern die Humangenetik und Verhaltensgenetik, Evolutionsbiologie, Soziobiologie und Ethologie, insbesondere Primatenforschung, Physiologie des Menschen einschließlich einiger medizinischer Aspekte (im Sinne einer Medizin für Psychologen).

Über die „richtige“ Psychologie ist viel gestritten worden, oft auch ironisch und selbst-kritisch über die Krisen, Wenden und Kehren (z.B. Graumann, 1988; Grawe, Hänni, Semmer & Tschan, 1991; Herrmann, 1979, 2004). Nicht wenige werden die überdauernde Selbstreflexion der eigenen Disziplin zwar als typisch, aber als unergiebig und langweilig ansehen. Die gegensätzlichen Auffassungen und ihre Traditionen sind ein Charakteristikum dieses Grenzgebiets zwischen verschiedenen Fächern, es macht den Reiz, aber auch die Schwierigkeiten des Faches aus. Der Pluralismus der Theorien und Methoden und die tiefreichenden Meinungsverschiedenheiten über das adäquate Verständnis verlangen Toleranz, wahrscheinlich mehr als in den meisten empirischen Disziplinen. Fachinterne Gründe können im Aufkommen neuer Forschungsgebiete und Berufsfelder oder im Generationenwechsel erkannt werden. Noch vor fünfzig Jahren waren viele der deutschen Psychologie-Professoren von Haus aus Philosophen, lehrten überwiegend eine empi-

risch-geisteswissenschaftliche Psychologie und nur eine Minderheit forschte mit experimentellen und statistischen Methoden. <sup>(17)</sup> Die fortbestehenden Widersprüche geben immer wieder den Anlass, eine Krise des Fachs zu sehen. Nachhaltige Kontroversen werden ausgelöst, wenn die von den Ministerien, d.h. von außen, induzierten Studienreformen die alten Kompromisse aufheben und für die neuen Studienpläne zu einer operationalen Definition der Ziele zwingen.

### Definition der Psychologie durch die Fachgesellschaft und die Studienpläne

Die Deutsche Gesellschaft für Psychologie definiert: „Im Mittelpunkt des Psychologie-Studiums stehen das Erleben und Verhalten des Menschen. Allgemeine Gesetzmäßigkeiten menschlichen Erlebens und Verhaltens sind ebenso Gegenstand der Psychologie wie Unterschiede zwischen Menschen und Unterschiede zwischen „normalem“ und abweichendem Erleben und Verhalten. Die Psychologie bearbeitet zum einen grundlagenwissenschaftliche Fragestellungen, die Gegenstand der sogenannten Grundlagenfächer des Studiums sind. Sie beschäftigt sich ebenso mit praktischen Problemen und Fragestellungen aus den zahlreichen Anwendungsfeldern, die vor allem Inhalt der sogenannten Anwendungsfächer innerhalb des Studiums sind. Eine nähere Beschreibung der Studieninhalte geht aus den Teildisziplinen oder Teilfächern der Psychologie hervor. Die Psychologie ist eine empirische Wissenschaft und vereint Elemente der Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften“ (Studienführer der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, 2007).

Bemerkenswert ist, dass in der Aufzählung die Begriffe Gehirn oder Neurobiologie nicht vorkommen und unter den „Elementen“ der Begriff Verhaltenswissenschaft vermieden wird. Diese aktuelle Definition ist ergänzungs- und interpretationsbedürftig. Vor allem bleibt jedoch zu untersuchen, ob diese pluralistisch klingende Sicht auch im normierten Curriculum zu erkennen ist. In der Gegenwart sind nicht wenige Stimmen zu hören, welche die *primär naturwissenschaftliche Orientierung* der heutigen Psychologie betonen. <sup>(18)</sup> Dabei bleibt nicht selten unklar, was damit – von den Begriffen Experiment und Messung abgesehen – in epistemologischer und wissenschaftstheoretischer Hinsicht gemeint ist. Ist die psychologische Forschung tatsächlich „naturwissenschaftlich“ und ebenso die Praxis? Oder könnte überwiegend an eine Abgrenzung von anderen Strömungen der Psychologie und von Nachbar-Disziplinen, vielleicht an einen höheren Curricularwert oder an mehr Prestige in dem Wort *Science* gedacht sein? Welche Absichten hatten die Entscheidung geleitet, einen B.Sc. statt eines B.A. für Psychologie einzuführen oder etwa zwischen zwei unterschiedlichen, nur teilweise überlappenden Studiengängen wählen zu lassen?

Zweifellos existieren neben den experimentell arbeitenden Psychologen andere Strömungen und Schulen der Psychologie mit anderen Voraussetzungen, Absichten, Methoden und Anwendungen, u.a. eine empirisch-geisteswissenschaftliche Psychologie im Sinne Wundts, eine psychoanalytisch-tiefenpsychologische, eine phänomenologisch orientierte und eine betont sozialwissenschaftlich orientierte Psychologie und gewiss auch eine neurowissenschaftliche Richtung. Dem breiten Methodenhorizont und den wissenschaftlichen Interessen Wundts sind in den folgenden Generationen wohl nur wenige nahe gekommen. – Die zitierte Definition im Studienführer der DGPs hat jedoch einen besonderen Status, da sie als „offizielle“, wenn auch nur kurze, Begriffsbestimmung angesehen werden kann.

Über die tatsächliche Verbreitung der unterschiedlichen Wissenschaftskonzeptionen bleiben nur Vermutungen, denn es existieren auch heute noch keine repräsentativen Daten über die grundsätzlichen Überzeugungen und fachlichen Einstellungen der Psychologenschaft an den Universitäten und in den Berufsfeldern. Weshalb die im Übrigen sehr vielfältige, teils sogar redundant wirkende psychologische Forschung über Einstellungen und Werthaltungen gerade das eigene Fach ausklammert, ist kaum verständlich. Weshalb sollte für diese Überzeugungen der Psychologenschaft ein Tabu gelten oder ein systematisches Desinteresse? Zumindest die Studierenden, Diplomanden und Doktoranden wären relativ leicht zu erreichen und wahrscheinlich zur Teilnahme motiviert.

Das Theorie-Praxis-Problem wird hier nicht weiter ausgeführt, denn es gibt neuere Darstellungen und Kontroversen (siehe Kanning, 2001; Schönplflug, 2004, 2008). <sup>(19)</sup> In einem Diskussionsforum hat sich eine Gruppe von Vertretern der verschiedenen Bereiche der Angewandten Psychologie zum Wissenschaftsverständnis der Psychologie und zum neuen Curriculum geäußert (Kanning et al., 2007).

Die *Deutsche Gesellschaft für Psychologie* nannte Elemente der Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften. Wie bildet sich diese Definition in dem neuen Curriculum für den Abschluss B.Sc. ab, der als Grundstudium auch für das anschließende Studium zum M.Sc., wo es mehr Freiheitsgrade und lokale Besonderheiten geben soll, vorgeschrieben ist? Wie ist in dieser Hinsicht der normierte Studienplan (Erdfelder & Geisberger, 2007) zu interpretieren?

Im normierten B.Sc.-Curriculum sind 180 ECTS-Einheiten vorgesehen, je 48 für Methodik, Grundlagen und Anwendungen (mit geringem Variationsspielraum), außerdem 16 credits für ein nicht näher erklärtes „Nebenfach“ sowie weitere credits für Praktikum und schriftliche Arbeit. Innerhalb der Methodenlehre werden genannt: Einführung in die Psychologie und ihre Geschichte (4 ECTS), Einführung in die Forschungsmethoden (4), statistische Methoden, computer-unterstützte Datenanalyse, empirisch-wissenschaftliches Arbeiten und empirisch-experimentelles Praktikum (26), Einführung in die Grundlagen und Anwendung der Diagnostik (14). Das Wort „Nebenfach“ erscheint im B.Sc. Curriculum der DGPs nur als leerer Platzhalter in einer Tabelle und wird im Gesamtplan nicht mehr erwähnt. So bleibt in diesem Curriculum unklar, ob es sich auch um die Vertiefung eines der vorhandenen Teilfächer oder immer um ein nicht-psychologisches Nachbarfach im früheren Sinn handelt. Auch in den aktuellen Diskussionsbeiträgen und Diskussionsforen in der Psychologischen Rundschau spielt das Nebenfach keinerlei Rolle; die Inhalte und deren Intentionen scheinen also wirklich „Nebensache“ zu sein. Erst die Prüfungsordnung zählt dann mögliche Fächer anderer Fakultäten auf.

Die Methodenlehre hat also einen relativ großen zeitlichen Anteil am Gesamtaufwand. Zwar sind lokale Abweichungen möglich und die einzelnen Inhalte der Lehrveranstaltungen sind natürlich nicht festgelegt, doch ist die Annah-

me begründet, dass die experimentell-statistischen Methoden eindeutig dominieren werden, am verlangten Arbeitsaufwand gemessen sogar noch wesentlich stärker. Im Master-Studiengang setzt sich diese spezielle Richtung der Methodenlehre umfangreich fort. Die Forschungskompetenz wird immer wieder herausgestellt. Wer wollte dies nicht für wünschenswert halten? Doch welche Probleme sind mit dieser Gewichtung verbunden? Sollte es nicht zögern lassen, dass eine eigenständige Forschungskompetenz im Medizinstudium keineswegs diesen Stellenwert hat?

Die curricularen Festlegungen repräsentierten die vorherrschende Wissenschaftskonzeption der Fachgesellschaft und deswegen liegt es nahe, den bereits zitierten Aussagen nachzugehen und zu betrachten, was mit den Elementen der Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften gemeint sein könnte. Dabei liegt es nahe, sich auf das normierte Curriculum zu beziehen, ohne zu vergessen, dass die *Inhalte* nicht normiert sind und vielleicht hier und da von den Bezeichnungen abweichende Inhalte oder andere Gewichtungen vorkommen werden. Deswegen ist auch ein Seitenblick auf die verbreitetsten der einführenden Lehrbücher zweckmäßig, ohne jedoch hier eine systematische und detaillierte Inhaltsanalyse vorzunehmen.

## 2 Psychologie als Naturwissenschaft, Sozialwissenschaft und Geisteswissenschaft

### Psychologie als Naturwissenschaft?

Einige Gebiete bzw. Fragestellungen der Psychologie reichen in die Naturwissenschaften, genauer gesagt, in die Biologie und Physiologie hinein: vor allem die Untersuchung der hirnhysiologischen und biochemischen Grundlagen des Verhaltens und Bewusstseins, auch die entsprechende Analyse sensorischer, motorischer und vegetativer Funktionen, die Verhaltensgenetik und Evolutionsbiologie.

Doch wie unterscheidet sich die biologisch-naturwissenschaftlich Methodik von den sozial- und geisteswissenschaftlichen Methoden? Die biologischen Wissenschaften befassen sich mit den Lebensvorgängen, mit der Theorie der Organismen und mit der Vielfalt der einzelnen Lebensformen, jedenfalls nicht mit dem Bewusstsein des Menschen, den geistigen und geschichtlichen Traditionen. Der fundamentale Unterschied besteht in der Sicht „von außen“, in der objektivierenden Methodik, die sich auf Beobachtung, stützt und alle Subjektivität ausklammert. Die Selbstbeobachtung und Selbstbeurteilung von Bewusstseinsphänomenen oder die Selbstberichte über das erlebte Verhalten sind gewiss keine naturwissenschaftlichen Methoden.

Je wichtiger Selbstauskünfte, Selbstbeurteilungen und Erlebnisschilderungen für die Forschung sind, desto weniger kann von einem biologisch-naturwissenschaftlichen Ansatz gesprochen werden. Deswegen sind die meisten Gebiete der Psychologie eindeutig *nicht* naturwissenschaftlich konstituierbar. Dies gilt bei genauerer Betrachtung auch für viele *biopsychologische Untersuchungspläne*, in denen *Selbstberichte* den wichtigen Status der unabhängigen oder abhängigen Variablen haben. Unter dieser Perspektive ist auch eine technisch beeindruckende Untersuchung in einem Kernspin-Tomographen kaum als naturwissenschaftlich anzusehen, wenn es im Wesentlichen darauf ankommt, dass die Untersuchungsteilnehmer über ihre Gefühle oder Vorstellungen berichten. Dieser Einwand gibt ebenso für Untersuchungen, in denen Zustandsänderungen durch psychologische Instruktionen induziert werden sollen, denn diese Instruktionen müssen von den Teilnehmern subjektiv verstanden und auch sozialpsychologisch interpretiert werden. Eindeutige Abgrenzungen mögen gelegentlich schwierig sein, doch würde ein Verzicht auf die wissenschaftsmethodische Unterscheidung zwischen den Selbstberichten/ Selbstbeurteilungen und den inter-subjektiven Beobachtungen fundamentale erkenntnistheoretische Einsichten völlig verschwimmen lassen. Empirische Psychologie kann demnach höchstens in den schmalen Grenzbereichen zur Physiologie als *quasi-naturwissenschaftliche* Disziplin gelten. – Wenigstens an zwei Beispielen sind diese allgemeinen Einschätzungen zu erläutern, wobei Themen aus dem eigenen Forschungsbereich ausgewählt werden: Ein sehr elementarer Lernvorgang und die psychophysiologische Stress-Forschung.

Zeitweilig galt die *Konditionierung des Lidschlag-Reflexes* beim Menschen als das geeignetste experimentelle Paradigma für einen elementaren Lernprozess, u.a. in Hans-Jürgen Eysencks Persönlichkeitsforschung. Wer sich genauer damit beschäftigt, wird sehen, dass dieses Lernen zwar als klassische Konditionierung nach Pawlow interpretiert werden kann, darüber hinaus jedoch Komponenten des operationalen Lernens im Sinne Skinners enthält und, drittens, sogar bewusste und benennbare Mediationsvorgänge. (Hier ist daran erinnern, dass die zeitweilig sehr einflussreiche Lerntheorie Clark L. Hulls gerade wegen der Einsicht in diese Mediationsprozesse zusammenbrach.) Die Untersuchungsteilnehmer erwarten den Luftimpuls auf das Auge (und versuchen ihn u.U. willkürlich zu vermeiden), antizipieren den Signalton und bewerten natürlich diese Stimuli und Zeitintervalle subjektiv und interpretieren den gesamten situativen Bedeutungskontext. So entsteht ein vielschichtiger Prozess und keinesfalls nur eine experimentell isolierte Reiz-Reaktions-Verbindung. Dieses Beispiel führt noch zu einer anderen Besonderheit.

Wäre diese Forschungsrichtung naturwissenschaftlich orientiert, müsste selbstverständlich an der genauen Replikation solcher experimentellen Befunde als *cross-laboratory replication* gearbeitet werden. Dies setzt die exakte Vergleichbarkeit der experimentellen Anordnung der beteiligten Laboratorien voraus, d.h. eine quantitativ möglichst genaue Definition der wesentlichen Parameter des akustischen Reizes und des Luftstoßes, der exakten Zeitintervalle, der Instruktion und der wichtigen Randbedingungen. Hier können nur einige der wichtigen Details genannt werden: Die realistische Messung des dynamischen Drucks des auf die Cornea einwirkenden Luft-Impulses ist physikalisch nicht einfach, bei der Definition des akustischen Stimulus müsste außer Frequenz, Pegel, Anstiegsflanke und Dauer auch die individuelle Hörschwelle berücksichtigt werden, die Stimulusintervalle müssen in einer Größenordnung von 50 Millise-

kunden genau gemessen werden, und die Registrierung sowie die reliable Parametrisierung des Lidschlags sind problematisch, weil es mehrere Varianten gibt. Die für Laborvergleiche unerlässliche Konvention hinsichtlich der Messoperationen ist folglich aus verschiedenen Gründen schwierig, existierte auch in Eysencks Londoner Labor am Maudsley Hospital (wie ein Laborbesuch ergab) nur unzureichend und scheint auch von anderen Forschern nicht angestrebt worden zu sein.

Der populäre Begriff *Stress* ist fachlich kaum zu definieren. Die psychophysiologische bzw. nur psychologische Laborforschung über sog. Stressphänomene hat gezeigt, dass es keine standardisierten Reizbedingungen oder Aufgaben gibt, die einigermaßen zuverlässig eine „Stress-Reaktion“ auslösen. Die als Tests ausgewählten Belastungen werden individuell zu unterschiedlich bewertet: starker Lärm während einer Serie von Rechen- oder Denkaufgaben, eine schrittweise schwieriger werdende Konzentrationsaufgabe oder die Aufforderung, eine spontane Rede vor Zuschauern zu halten. Breit angelegte Untersuchungen lehrten, dass die subjektiven Einschätzungen „im Stress“ zu sein, extrem divergieren und nur geringfügig oder überhaupt nicht mit den messbaren körperlichen Veränderungen (Herzfrequenz, Blutdruck, Atmung, Cortisol u.a.) zusammenhängen; es können sogar große Diskrepanzen auftreten (siehe u.a. Fahrenberg & Myrtek, 2005; Fahrenberg, Leonhart, & Foerster, 2002). Eustress oder Distress werden durch die *individuelle Bewertung* der Belastung definiert. Die wegen gesundheitlicher Folgen medizinisch interessante chronische Überforderung kann im Labor ohnehin nicht untersucht werden, weil derart intensive Belastungen nicht zugemutet werden dürfen. Das Wort „Stress“ sollte folglich in ernsthaften Fachdiskussionen nicht ohne sehr ausführliche Erläuterungen des Gemeinten, d.h. der wesentlichen Aspekte von Belastungs-Beanspruchungs-Prozessen und der fragwürdigen „Indikatoren“ verwendet werden (vgl. eine frühere Darstellung, Fahrenberg, 1967). – Stress ist kaum mehr als die Bezeichnung für ein Problemfeld. Schon vor vierzig Jahren konnten die Einsichten der Labor- und Feldforschung pointiert zusammengefasst werden: Was Stress ist, bestimmt das Subjekt!

Die beiden Beispiele zeigen, dass psychologische Forschungsrichtungen, die auf den ersten Blick eindeutig experimentell, verhaltens- bzw. naturwissenschaftlich zu sein scheinen, in zentraler Weise durch die individuelle Bewertung der Stimuli, der Laboraufgabe und des sozialen Kontexts beeinflusst sind. Die Interpretation der „objektiven“ Messungen ist grundsätzlich entweder auf die „zutreffenden“ Selbstbeurteilungen der Personen oder auf ihre uneingeschränkte, aber nicht kontrollierbare Bereitschaft zur psychologischen Compliance im Sinne der vom Experimentator beabsichtigten Induktion psychischer Veränderungen angewiesen. Die Selbstberichte durch non-verbale Reaktionsformen zu ersetzen, ändert im Grundsatz nichts an den notwendigen mentalen Vermittlungsprozessen, an der unvermeidlichen Reflexion und Interpretation der Situation sowie an den möglichen verzerrenden Effekten des Versuchspersonen-Verhaltens. Diese Einwände sind seit Kant im Prinzip bekannt. Die notorische Inkonsistenz von Forschungsergebnissen auf vielerlei Gebieten hat hier wahrscheinlich ihren wichtigsten Grund. Die Fachliteratur ist mit Bilanzierungsversuchen der inkonsistenten Ergebnisse zu bestimmten Themen gefüllt; oft geht dann zumindest zeitweilig das Interesse an diesen Themen verloren bis ein neuer Anfang gemacht wird – nicht selten ohne den früheren Stand zu beherzigen.

In der naturwissenschaftlichen Forschung ist die Kontrolle und Absicherung wichtiger Befunde durch andere Laboratorien bzw. Beobachter selbstverständlich. Interessante Entdeckungen werden methodisch möglichst genau reproduziert, um dieses neue Wissen zu sichern und sich anzueignen. Dagegen spielen systematische, möglichst identische Replikationen in der psychologischen Forschung und in den Lehrbüchern offensichtlich nur eine sehr geringe Rolle (Schweizer, 1989); die Literaturbanken ergeben zu „experimental replication“ eher statistische Überlegungen und kein strategisches Denken über den systematischen Aufbau von Theorien (vgl. Smith & Harris, 2006). Echte Replikationen können auch durch die einfacheren statistischen Metanalysen prinzipiell nicht ersetzt werden.

Der Grad des Interesses an Replikationen und an den dafür zwingend erforderlichen Konventionen (Guidelines) ist wahrscheinlich ein guter Index für die Ausprägung des naturwissenschaftlichen Denkstils. Einige solcher Guidelines wurden z.B. von der *Society for Psychophysiological Research* von international besetzten Kommissionen in oft sehr mühseliger Arbeit formuliert und sind zumindest als Teilerfolge anzusehen, die allerdings bei fortschreitender Erfahrung regelmäßige Revisionen erfordern. Im Bereich der Medizin existieren zahlreiche Initiativen zur Normierung und Standardisierung bzw. sog. Konsensus-Konferenzen. In der Methodik der Psychologie sind über die Standardisierung psychologischer Tests hinaus kaum *Guidelines* für komplizierte Strategien der Datenerhebung oder Laborforschung zu nennen. Anscheinend gilt es im Fach Psychologie weithin als verdienstvoller, neue theoretische Varianten und Interpretationen zu produzieren oder Methoden abzuändern (Replikationen gelten vielleicht als unoriginell oder langweilig?). Die Qualitätskontrolle durch Replikation zwischen Laboratorien funktioniert kaum. Zwar gibt es einzelne mutige Untersucher, die sich den Aufwand leisten, eine möglichst identische Replikation wenigstens ihrer eigenen Befunde anzustreben. In einigen Fällen haben sie es wohl bereut. – Kann auf diese Weise ein offensichtlich wachsender Fundus relativ gesicherter Befunde entstehen, so überzeugend dass es sich überhaupt lohnt, Erklärungshypothesen zu entwickeln oder gar Theorien zu bilden? Dementsprechend scheinen sehr viele psychologische „Theorien“ kaum mehr zu sein als ein sehr vorläufiger gedanklicher Entwurf ohne eine formale Gliederung in prägnant strukturierte Aussagensysteme mit den zentralen Voraussetzungen, den Basisannahmen und den speziellen Ableitungen, die anhand klarer methodologischer Konventionen prüfbar sind und tatsächlich mit übereinstimmenden Befunden verschiedener Untersucher geprüft wurden.

Aus fachlichen Diskussionen ist gelegentlich durchaus der Eindruck zu gewinnen, dass ein induktives Vorgehen, das „nur“ von einer Idee, aber nicht von einer „Theorie“ geleitet wird, wenig gilt. Prägnante Hypothesenprüfungen in einem Experiment sind zwar erstrebenswert; andererseits könnte dem Entwicklungsstand vieler Bereiche der Psychologie ein gründliches induktives Vorgehen angemessener sein, wie es sich in den Anfängen der Naturwissenschaften als

außerordentlich fruchtbar erwiesen hat. Die Geringschätzung der induktiven Strategie scheint verbreitet zu sein. Wer das hypothetisch-deduktive bzw. „theoriegeleitete“ Vorgehen einseitig favorisiert, könnte übersehen, dass es sich bei vielen der sogenannten psychologischen Theorien noch um solche vorläufigen Entwürfe handelt. Andernfalls müsste ja ein systematisches, durchdringendes, gemeinsames und konvergierendes Arbeiten an zentralen empirischen Sachverhalten und an den theoretischen Gebäuden stärker sichtbar sein. Es gab solche metatheoretischen Versuche, hauptsächlich von Madsen für Theorien der Motivation und der Persönlichkeit (Madsen, 1974, 1977, 1988) sowie Rekonstruktionsversuche von Festingers Theorie der kognitiven Dissonanz, Skinners Verhaltenstheorie und Eysencks Theorie der Extraversion (Brocke & Battmann, 1985; Westermann, 1989; Westmeyer, 1989, 1992). Diese Konstruktionen und Rekonstruktionen verliefen ziemlich frustrierend.

Welche Teilbereiche der Psychologie sind überhaupt so weit gediehen, dass systematische Falsifikationsstrategien aufgrund prägnanter Hypothesen und einer mehrheitlich akzeptierten Konventionen über die Prüfstrategien, einschließlich der Operationalisierungen und Kriterien, stattfinden könnten? Wo sind solche eindeutig reproduzierbaren psychologischen Sachverhalte präzise definiert, wenn gerade die wissenschaftlichen Zeitschriften aus Platzmangel solche fundamentalen Informationen seit langem nicht mehr ausführlich geben können? Frühere Herausgeber (u.a. Düker und Metzger) waren der festen Überzeugung, dass ein Aufsatz so genau verfasst sein müsste, dass jeder Leser in die Lage gesetzt würde, die beschriebene Untersuchung zu reproduzieren.

Würden Naturwissenschaftler nicht auf ein nachdrückliches Bemühen um die Definition/Explication zentraler Fachbegriffe dringen? Wären die nicht selten vorgebrachten grundsätzlichen Einwände *gegen operationale Definitionen* in der Psychologie und gegen systematische Operationalisierungsstudien nicht zugleich Argumente *gegen* die Behauptung eines verbreiteten naturwissenschaftlichen Denkens in der Psychologie? Eine biologisch-naturwissenschaftliche Psychologie im strengen Sinn müsste behavioristisch sein, d.h. den Bewusstseinsvorgängen höchstens eine heuristische, aber keine wissenschaftskonstituierende Funktion zusprechen. Skinner hat diese Bedingung deutlich genug dargelegt. Sind nicht die bekannten Einwände gegen den Behaviorismus zugleich die Gründe für die *strukturelle Subjektivität der experimentalpsychologischen Forschung*? Durch statistische Prozeduren oder durch Computersimulationen ist dieses Problem sicher nicht zu bewältigen. Diese Einschätzung darf natürlich nicht übergeneralisiert werden, denn es gibt Grenzgebiete der psychologischen Forschung, in denen das Design durch physiologische Messungen oder pharmakologische Effekte verankert ist. Die Psychophysik allerdings ist heute eher ein Teilgebiet der Neurophysiologie statt – wie zu Beginn – ein Thema der Bewusstseinspsychologie.

Diese Einschätzungen, die bereits Kant und Wundt in ähnlicher Weise formulierten, münden in die These ein, dass auf den traditionellen Gebieten der Kognition, Emotion und Volition – jeweils von elementaren neurobiologischen Grenzbereichen abgesehen – solche *gesicherten* Sachverhalte kaum vorzuweisen sind. Die Psychologie in ihrem Programm und ihrer Methodik als eine vorwiegend naturwissenschaftliche Disziplin sehen zu wollen, ist einfach unrealistisch, hinsichtlich der Berufspraxis sogar eine völlige Fehleinschätzung. Erwähnenswert ist, dass in einem Diskussionsforum mehrere biologisch orientierte Psychologen ihre Forschung gerade *nicht* als integralen Bestandteil des Faches Psychologie empfanden, sondern für die Zukunft durchaus eine Trennung bzw. einen Übergang in die Neurowissenschaften oder die Medizin für möglich hielten (Born et al., 2003).

### **Exkurs zum Verständnis von Naturwissenschaft**

Gewiss wird es ein Meinungsspektrum geben, wie das heterogene Gebiet der *Naturwissenschaften* von anderen empirischen Wissenschaften abzugrenzen ist. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Begriff „Kausalforschung“ nicht hinreicht. Einerseits ist der Begriff „Naturkausalität“ nicht eindeutig als nomologische/reduktive Strategie zu definieren, andererseits sind einige Gebiete, z.B. der Biologie, eher deskriptiv und (noch) nicht erklärend. Als allgemeines Ziel gilt jedoch, dass die einzelnen theoretischen Gesetzesaussagen, zu einem auch formal konsistenten System konstruiert werden mit dem Leitbild einer vereinheitlichenden Theorie.

Ein sehr weitgehender Konsens ist jedoch hinsichtlich der folgenden Definitionsmerkmale anzunehmen: (1) Es wird ein systematisches, möglichst eindeutiges Wissen über die notwendigen und hinreichenden Bedingungen für das Eintreten eines Ereignisses angestrebt; (2) die Gesetzesaussagen gelten unabhängig von einem Subjekt und der Subjektivität der Forscher oder von „Individualparametern“ des Untersuchungsgegenstandes; (3) die Gesetzesaussagen stützen sich auf eine empirisch gut gesicherte Basis von Beobachtungen oder Experimenten; (4) fundamental ist die Sicherung empirischer Sachverhalten (zwischen verschiedenen Untersuchern bzw. Laboratorien) und deswegen die systematische (identische) Replikationen von Sachverhalten; (5) das Auftreten von Diskrepanzen zwischen empirischen Befunden stimuliert die gründliche Klärung der Gründe und verlangt dafür eine naturwissenschaftliche Ausbildung und klare Konventionen der Beobachtungsmethodik. Unterschiede zwischen den einzelnen Untersuchungsobjekten einer Klasse oder Population sind von geringem Interesse bzw. werden – wie in der Biologie – durch spezielle Gesetze, z.B. genetische und adaptive Mechanismen oder Kausalgesetze der Selbstorganisation erklärt. Wissenschaftsmethodisch dominiert die Absicht der Reduktion auf die zugrundeliegenden Prinzipien und Mechanismen.

Offensichtlich passt die *Allgemeine Psychologie* zumindest in ihrem weit überwiegenden Erscheinungsbild *nicht* unter diese Definition, denn hier bestehen: (1) eine Dominanz von statistischen Gesetzesaussagen statt Aufklärung der notwendigen und hinreichenden Bedingungen für das aktuelle Eintreten eines psychischen Zustands, eines Bewusstseinsvorgangs, einer Verhaltensweise, einer Handlung; (2) die große Mehrzahl der empirisch-psychologischen Forschungsansätze weist – bei methodisch genauerer Analyse – eine *strukturelle Subjektivität* auf, die durch die subjektive

Repräsentanz der psychologischen Experimentalbedingungen, sehr häufig außerdem noch durch die Eigenart der verwendeten Selbstberichte und Selbstbeurteilungen bedingt ist; (3) es ist kaum möglich, gesicherte psychologische Sachverhalte zu inventarisieren, es mangelt außerdem an exakt definierten Begriffen; (4) die Versuche zur identischen Replikation von wichtigen Ergebnissen spielen im Wissenschaftsbetrieb und in den Publikationen der Psychologen ausweislich der Literaturlisten eine völlig untergeordnete Rolle; (5) faktische Diskrepanzen bleiben als „Inkonsistenzen“ bestehen und werden höchstens metaanalytisch, aber nicht in Entscheidungsexperimenten bearbeitet.

Die typischen Untersuchungsstrategien und Modellierungen der Allgemeinen Psychologie vermögen vielfach auch deswegen nicht so zu überzeugen bzw. realistische und nützliche Vorhersagen zu leisten, weil die oft unerlässlichen Individualparameter weder theoretisch noch strategisch integriert sind. Die wahre (reliable) Varianz experimenteller Ergebnisse enthält in der Regel einen höheren Anteil an *interindividueller* Varianz als die Varianzquelle der eigentlich untersuchten Effekte ausmacht. Die zuvor erwähnten Nachuntersuchungen zu den historischen Beispielen der Weber-Fechner-Beziehungen und der von Ebbinghaus beschriebenen Vergessenskurve haben die Hoffnung auf paradigmatische Sachverhalte stark reduziert, denn die Effekte der vielen maßgeblichen Bedingungen und die Effekte der individuellen Unterschiede wurden weit unterschätzt. <sup>(1)</sup> Aus der traditionellen „psychologischen“ Psychophysik ist überwiegend eine neurophysiologische Analyse der differentiellen Kennlinien der verschiedenen sensorischen Systeme bzw. der Prinzipien der kortikalen Verarbeitung geworden. Insofern ist deren Messung heute nicht mehr unbedingt auf Skalierungen der *subjektiven* Empfindungsintensitäten angewiesen.

Zusammenfassend ergibt sich, dass nicht „die Psychologie“ als „naturwissenschaftlich“ angesehen werden kann, sondern höchstens einige physiologisch verankerte Teilbereiche, d.h. Themen der Biologischen Psychologie. – Diese Behauptung wird kaum auf Zustimmung jener rechnen können, welche die Psychologie als Naturwissenschaft definieren möchten oder zumindest viele „Elemente“ der Naturwissenschaft sehen (z.B. Lüer, 2005; vgl. auch DGPs Studienplan der Psychologie). Ein Beispiel für diese Auffassung sei hier zitiert; sie wird nicht untypisch sein, da sie in der *Psychologischen Rundschau* publiziert wurde.

In seinem Kommentar zu den „Visionen“ einiger Autoren der Biologischen Psychologie versucht Mausfeld (2003; vgl. Born et al., 2003) seine Sicht der naturwissenschaftlichen Psychologie darzulegen. In den folgenden Anmerkungen wird hier nicht erörtert, ob Mausfeld den Argumenten jener Biologischen Psychologen wirklich gerecht wird, und ob seine Polemik gegen das „neuroreduktionistische Credo“ das Gemeinte wirklich trifft. Interessant sind hier Mausfelds eigene Überzeugungen.

„Eine naturwissenschaftliche Psychologie wird *alles* an Daten heranziehen, was sie als interessant und relevant für die Bildung von Theorien über die Struktur des Mentalen ansieht. Hierzu gehören neurophysiologische Daten ebenso wie phänomenologische Beobachtungen, entwicklungspsychologische Beobachtungen zur Wahrnehmungs- und Denkentwicklung bei Säuglingen, Beobachtungen bei Läsionen des Gehirns, introspektive Berichte der Versuchspersonen etc. Es gibt indes keine Rechtfertigung, neurophysiologischen Daten eine Superiorität zuzuschreiben oder sie gar als einzig relevante Daten anzusehen“ (S. 189). .. (...) ... „Wir können durchaus unsere Theoriebildung in geeigneten psychologischen Termini formulieren – auch wenn wir oftmals geeignete Konzepte erst noch zu entwickeln haben – und dennoch erfolgreiche explanatorische Theorien nach den Prinzipien der Naturwissenschaft konstruieren“ (S. 190). ... (...) ... „Was also die Naturwissenschaft seit jeher antreibt ist keineswegs die Reduzierung auf eine grundlegende Wissenschaft, sondern die Entwicklung phänomenadäquater Theorien und die explanatorische Vereinheitlichung der Prinzipien, auf denen unterschiedliche Klassen von Theorien beruhen“ (S. 190).

Mausfeld verwendet auch im Text Begriffe wie „Mentales“ (was er nicht „metaphysisch“ zu meinen versichert), „autonome Analyseebene“, phänomenologische und introspektive Daten, explanatorische Vereinheitlichung, phänomenadäquat – ohne diese zentralen Begriffe hinreichend zu erläutern. So bleibt völlig offen, wie aus phänomenologischen und introspektiven Datenquellen naturwissenschaftlich verstandene Theorien und Vorhersagen von Ereignissen gewonnen werden können. Falls eventuell eine heuristische Funktion gemeint ist, müsste schon erklärt werden, was „Heuristik“ im Hinblick auf kategorial verschiedene Daten bzw. in ebenen-übergreifender Weise bedeuten könnte. Wenn Mausfeld von der „Anerkennung gleichberechtigter autonomer Analyseebenen“ schreibt, bleibt unklar, welches die *spezifische psychologische* Zugangsweise ist. Interessant wäre eine Erläuterung der „autonomen“ Erkenntnisprinzipien, einschließlich des Problems der Kategorienfehler und der Intersubjektivität bzw. der intersubjektiven Prüfbarkeit dieser vielfältigen Datenquellen. Wie könnte das „Mentale“ definiert und von der Hirnphysik abgehoben werden, ohne auf die eine oder andere Weise ontologische Vorentscheidungen zu implizieren? Bedeutet „explanatorische“ Theorie nur, dass statistische Gesetzmäßigkeiten ausgesagt werden oder können jeweils auch die notwendigen und hinreichenden Bedingungen des Effektes präzisiert werden?

Wundt hatte behauptet, dass sich die Psychologie zwar naturwissenschaftlicher Hilfsmittel (physiologische Messung, Experiment, Statistik) bediene, aber keine Kausalforschung im engeren Sinn leisten könne, folglich keine Naturwissenschaft, sondern eine empirische Geisteswissenschaft ist. Wundt hatte grundsätzlich, epistemologisch und methodologisch, und auf intensive Forschung in beiden Bereichen gestützt zwischen Neurophysiologie und Psychologie unterschieden. Wie lauten die Gegenargumente? Hatte Wundt vielleicht diese Erkenntnisprobleme besser durchdacht als manche heutige Autoren?

### **Psychologie als Verhaltenswissenschaft?**

In Deutschland wird die Psychologie an den Universitäten fast ausschließlich als Psychologie des *Menschen* verstanden. Es gibt zwar eine biologische Psychologie, die jedoch heute weithin auf die Neurowissenschaften beschränkt ist. Dage-

gen werden Ethologie (Tierpsychologie) und Primatologie in der Regel dem Fach Biologie zugeordnet und in der Psychologie selten gelehrt. Nur sehr wenige Außenseiter befassen sich mit der allgemeinen und differentiellen Psychologie der Menschenaffen, und der typische Studierende der Psychologie erfährt in Deutschland wahrscheinlich so gut wie nichts über das Verhalten der am nächsten verwandten biologischen Spezies.

Die Verhaltensforschung an Primaten hatte bis zur Gründung des Wolfgang Köhler Max-Planck-Instituts für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig im Jahr 1997 nur eine minimale Tradition. Dies ist umso merkwürdiger, weil Wolfgang Köhler mit seinen Intelligenzprüfungen an Anthropoiden (1913-1917; siehe Köhler, 1921) als der Pionier der psychologischen Primatenforschung gilt, jedoch von Teneriffa zurückgekehrt, an seinem Berliner Institut unweit des Berliner Zoos keine nachhaltige Forschung unternahm oder anleitete. Dabei hat Köhler auch nach 1917, d.h. bis 1925, über dieses Thema geschrieben. Die Primatenforschung und die experimentelle Tierforschung sowie die Ethologie blieben in der Universitäts-Psychologie Randthemen bzw. Forschungsgebiete an nur sehr wenigen Instituten. Dieser Sachverhalt kann dazu anregen, nach möglichen Gründen zu suchen und nicht allein die sehr *starr*en historischen Fakultätsgrenzen hervorzuheben (über die bereits Kant an der Königsberger Universität klagte).

Wie sich Wundt zu den behavioristischen Verhaltensexperimenten, die ohne Annahmen über Bewusstseinsvorgänge auskommen möchten, gestellt hätte, ist nur spekulativ zu vermuten. Wahrscheinlich hätte er solche Verhaltensmessungen und Verhaltensexperimente zur Physiologie (Verhaltensphysiologie) und Humanbiologie gerechnet (wie ja auch heute nicht wenige Psychologen).

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die eigentümliche Rezeptionsgeschichte der amerikanischen Verhaltenswissenschaft (Behaviorismus) von Watson, Hull, Skinner u.a. Die Ablehnung betraf vor allem Frederick Burrhus Skinner. Wie diese Ressentiments kulturell vermittelt werden, ist nur spekulativ zu vermuten. Die in den 1970er Jahren gängige Polemik, z.T. im Verbund mit den Themen der Studentenbewegung, hatte prominente Vorläufer unter Philosophen und Psychologen und sie kann nur dann fortwirken, wenn sie in verbreitete Überzeugungen eingebettet ist. Über Jahrzehnte hinweg hatten bereits einige Studienanfänger eine krass negative Einstellung zur Person und zum Werk Skinners. (Im Vergleich dazu schienen die sich im NS-Staat kompromittierenden Psychologen kaum von Interesse zu sein.) Eindrucksvoll war, wie sich nach der Lektüre zentraler Textstellen, einschließlich Skinners Utopie *Walden Two*, das diffus ablehnende Vorurteil in ein differenziertes Bild von Skinners Pragmatismus, humanen Absichten, seiner Tendenz zur pädagogischen Manipulation und Weltverbesserung wandelte. Die Auseinandersetzungen erinnern an jene um Freud, weil sie oft einen emotionalen Stil annahmen statt ein Menschenbild und die entsprechende Forschungsrichtung pluralistisch – in ihren deutlichen Grenzen – gelten zu lassen. Die Behauptungen Freuds und Skinners bedeuteten zweifellos größte Provokationen der herkömmlichen Menschenbilder (vgl. Fahrenberg, 2004a; 2007).

Ist die Annahme zu weit hergeholt, dass sich in den skizzierten Einstellungen und Ressentiments auch implizite anthropologische Überzeugungen ausdrücken? Noch heute ist in der deutschen Fachwelt eine untergründige Reserve gegen eine *Verhaltenswissenschaft* spürbar. Im Jahr 2000 wurde in den USA unter wesentlicher Beteiligung der *American Psychological Association* die *Decade of Behavior* ausgerufen, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Verhaltenswissenschaften zu lenken und auch die Bereitschaft zur Finanzierung zu fördern. Im Kern geht es um eine praxisbezogene Verhaltens- und Sozialwissenschaft zur Verbesserung von Gesundheit, Sicherheit und Erziehung. Es ist kaum vorzustellen, dass in Deutschland, falls es überhaupt zu einer ähnlichen Idee käme, noch der Begriff *Verhalten* gewählt würde, um zahlreiche Fachverbände zu einer Aktion zu vereinen. Hier blieb diese wichtige Initiative so gut wie unbeachtet, zumindest in Publikationen – wie die Literaturbanken ausweisen. Demgegenüber fand die vorausgegangene, Ende der 1990er Jahre initiierte *Decade of the Brain* eine starke Resonanz in Deutschland, auch bei einem Teil der Fachwelt der Psychologie.

Ein in das geschilderte Einstellungsmuster passendes Beispiel bietet auch die neue Richtung der *Alltagsnahen Psychologie*, die sich computer-unterstützter Methoden bedient, um psychologische und auch physiologische Daten im Alltag bzw. unter kontrollierten Alltagsbedingungen zu erheben. Diese Methodik wird in der Medizin seit Jahrzehnten routinemäßig eingesetzt, z.B. zur Diagnostik des Bluthochdrucks oder zur Messung von Bewegungsaktivität und Bewegungsstörungen. Demgegenüber hat diese Methodik in der psychologischen Forschung und Praxis, trotz mancher Initiativen, noch kaum Resonanz gefunden (vgl. Fahrenberg, Myrtek, Pawlik & Perrez, 2007). Das Ambulante Assessment hat viele Vorzüge gegenüber der Fragebogenmethodik und die Befunde können in der Regel eine ökologische Validität im Vergleich zu Laboruntersuchungen beanspruchen, aber diese Methodik ist etwas schwieriger und sie ist verhaltenswissenschaftlich ausgerichtet. Diese Eigenschaften scheinen diesen innovativen Ansatz für Psychologen bisher nicht attraktiver zu machen.

Die Diskussion über Psychologie als Verhaltenswissenschaft ist oft missverständlich, da der Begriff Verhalten (wie z.B. auch in dem erwähnten Ambulanten Assessment) als pragmatische Bezeichnung für alle „offenen“ Verhaltensaussagen einschließlich der verbalen Aussagen über innere Zustände verwendet wird. Wahrscheinlich werden sich heute nur sehr wenige Fachvertreter als konsequente Verhaltenswissenschaftler im genauen theoretisch-behavioristischen Sinn definieren. Selbst für die vergangenen Jahrzehnte, in denen angeblich (aus Sicht mancher Psychologen und Journalisten) der Behaviorismus die deutsche Psychologie und Anthropologie bedrohte, wird es nicht leicht fallen, Fachvertreter (außerhalb des sehr kleinen Gebiets der experimentellen Biologischen Psychologie) auszumachen, die eindeutig in dieser Kategorie unterzubringen wären, z.B. als „Skinnerianer“. – Haben also in Deutschland doch die geisteswissenschaftlichen, „verstehenden“ bzw. auch tiefenpsychologischen, oder die sozialwissenschaftlichen Richtungen dominiert? Diese Hypothese passt offensichtlich *nicht* auf den gegenwärtigen Mainstream, der zumindest

im Grundstudium, eine bestimmte Wissenschaftskonzeption vermittelt, weithin auf experimentell-statistische Methodenlehre ausgerichtet ist, und die Studienpläne entsprechend prägt, so dass Widerspruch entsteht.

### **Psychologie als Sozialwissenschaft?**

Psychologie ist auch Sozialwissenschaft. Dies ist natürlich am deutlichsten auf dem Gebiet der Sozialpsychologie, doch gibt es in fast allen anderen Teilgebieten eine markante sozialpsychologische Perspektive. Die Sozialpsychologie ist konstituierend für das Fach Psychologie. Sie untersucht nicht nur die soziale Formung des Individuums, sondern auch die dyadische Interaktion sowie andere Prozesse der sozialen Dynamik in Gruppen, die Eigenschaften von Gesellschaften und Kulturen (Kulturpsychologie). Zum Methodenkanon der Sozial- und Kulturpsychologie gehören Interviews, Verhaltens- (Interaktions-) Beobachtungen, teilnehmende Beobachtung, Umfragen mittels Fragebogen, Feldforschung, Interpretationsmethoden. Zwar kann die Sozialpsychologie nicht ausschließlich auf die Perspektive des „Individuum im soziokulturellen Kontext“ reduziert werden, doch gibt es deutliche Unterschiede zur *Soziologie* und *Gesellschaftstheorie*. Die empirische *Soziologie* befasst sich primär mit den gesellschaftlichen Institutionen, deren Strukturen und Funktionen, mit Gesellschaft und Gemeinschaft, Handlungstheorie und Normen.

Bemerkenswert ist der verzögerte Beginn der Sozialpsychologie. Wilhelm Wundt hatte mit seiner Völkerpsychologie ein großes Vorbild gegeben (und die Völkerpsychologie stand auch als Prüfungsfach in der ersten Diplom-Prüfungsordnung). Wundts Arbeitsprogramm scheint jedoch in der akademischen Psychologie der folgenden Generationen und im Vergleich zu einer spekulativen Kulturphilosophie nur wenig Interesse gefunden zu haben. Zwar hatte Hugo Münsterberg schon 1896 und 1897 an der Universität Freiburg Vorlesungen über „Psychologie mit Einschluss der Socialpsychologie“ gehalten (siehe Fahrenberg, 2006d, Fahrenberg & Stegie, 1998; Schmitt, 1988), doch wurde das moderne Programm der Sozialpsychologie erst nach dem zweiten Weltkrieg aus den USA übernommen – wie auch die empirische Kultur- und Sozialanthropologie. Diese Entwicklungsstörung der Sozialpsychologie ist vor allem durch die NS-Herrschaft von 1933 bis 1945 verursacht wie es u.a. an der Unterdrückung der wichtigen Projekte von Erich Fromm, von Else Frenkel-Brunswik, Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld u.a. zu sehen ist. Auch nach dem Krieg fiel die Erinnerung schwer wie eine einschlägige „Fallstudie“ zum Thema „Autoritäre Persönlichkeit“ lehrt. Dieses für die neuere Geschichte Deutschlands nicht unwichtige Thema wird übrigens in der Mehrzahl der Lehrbücher über Sozialpsychologie nur sehr kurz und meist inadäquat dargestellt. Sogar die Mitglieder der *Frankfurter Schule* vermieden es, den wesentlichen Anteil Erich Fromms zu erwähnen und überschätzten die Rolle T.W. Adornos bei weitem (siehe Fahrenberg & Steiner, 2004). Aber wie breit war überhaupt in den 1920er und 1930er Jahren das Interesse deutscher Psychologen und Soziologen an einer empirischen Sozialforschung, an Sozial- und Kulturanthropologie im Unterschied zu einer philosophischen Anthropologie gewesen?

In der gegenwärtigen Sozialpsychologie scheinen kognitionswissenschaftliche Ansätze und computer-gestützte Modellierungen ein herausragendes Interesse zu finden. Die Lehrbücher und Fachzeitschriften vermitteln den Eindruck, dass alltagsnahe Themen und praktische Anwendungen nur eine vergleichsweise geringe Rolle spielen und tendenziell eher den anderen Teildisziplinen überlassen werden. Wenn auch innerhalb des Faches gelegentlich von der gegenwärtig als nur gering eingeschätzte Außenwirkung die Rede ist – ausgenommen natürlich die Psychotherapie – bleibt das Selbstverständnis der Sozialpsychologie ein wichtiges Thema. Die tendenzielle Akademisierung der Sozialpsychologie, die zumindest zeitweilige Schwäche der Pädagogischen Psychologie und Schulpsychologie, der weitgehende Verlust so wichtiger Ausbildungsrichtungen wie der Arbeitspsychologie (Industriepsychologie) und der Forensischen Psychologie werden vermutlich unterschiedlich beurteilt. Der Eindruck, dass die Institution und die Mitgliedschaft der DGPs ein zu geringes Engagement bei der Förderung emanzipativer Interessen sowohl der Einzelnen als auch der Gesellschaft aufbrachten, führte zu der umstrittenen Gründung der *Neuen Gesellschaft für Psychologie e.V.* Diese NGFP versteht sich als ein „Zusammenschluss von wissenschaftlich und praktisch tätigen Psychologinnen und Psychologen sowie von Wissenschaftlern und Praktikern aus Nachbarprofessionen, die sich mit Psychologie-nahen Fragestellungen befassen. Ihr gemeinsames Ziel ist die methoden- und gesellschaftskritische Auseinandersetzung mit psychologischen Themen. Zu diesem Zweck bemüht sich unsere Gesellschaft um eine fächerübergreifende Zusammenarbeit sowie um die Überwindung der Spaltung von Wissenschaft und Praxis.“ Die Hoffnungen auf eine allmähliche Konvergenz haben sich nicht erfüllt. In dem Rückblick auf 100 Jahre *Deutsche Gesellschaft für Psychologie* war diese Spaltung bzw. der Kontrast zwischen den beiden Wissenschaftskonzeptionen kein besonderes Thema (Rammesayer & Troche, 2005).

Welche Elemente der Sozialwissenschaften könnten in einem Grundstudium der Psychologie erwartet werden? Gibt es eine Einführung in die Soziologie, um den grundlegend verschiedenen Ansatz dieses Faches verstehen zu können? In wie weit werden die empirische Sozial- und Kulturanthropologie bzw. die Kulturpsychologie (kulturelle Normen, interkulturelle Perspektive, Religionspsychologie usw.) in den Lehrveranstaltungen repräsentiert? In wie weit werden nicht nur abstrakte Interaktionen und Normen, sondern konkrete gesellschaftliche Lebensbedingungen und Verantwortungen diskutiert? Werden die Prinzipien der speziellen Methodenlehre vermittelt, d.h. die Feldforschung, die Analyse von Gruppen-Interaktions-Prozessen, die Methodik sozialwissenschaftlicher Umfragen und sozialwissenschaftlicher Forschungsinterviews, die Interpretationsmethodik (bzw. die sogenannten qualitative Methoden der Sozialforschung)?



## Psychologie als Geisteswissenschaft?

Ihrem Ursprung nach ist Psychologie Seelenwissenschaft und Geisteswissenschaft. Aus der Beschreibung der Bewusstseinsvorgänge folgten Gliederungsversuche der Seelenvermögen, d.h. Denken, Fühlen, Wollen, und es entstanden die Anfänge einer Erfahrungswissenschaft und einer praktischen Menschenkunde. Diese Ursprünge sind nicht nur in vielen traditionellen Begriffen und überdauernden Fragestellungen zu erkennen; auch der Methodenkanon der Geisteswissenschaften lebt in der Methodenlehre der Psychologie fort. Für Wundt war die Psychologie eine empirische Geisteswissenschaft.

Die geisteswissenschaftliche Methodik, insbesondere die Hermeneutik und Kritik, dienen allgemein der Interpretation von Texten, Werken und anderen „Objektivierungen des menschlichen Geistes“. Darüber hinaus rückt in der Interpretationslehre der Psychologie auch die Person des Autors ins Zentrum des Interesses. Für Psychologen sind, im Unterschied zu den meisten Fragestellungen der Geisteswissenschaften, die Autoren oft zu erreichen und einzubeziehen, zumal wenn aus den Werken diagnostisch und prognostisch auf Eigenschaften und Verhalten der Person rückgeschlossen wird, indem biographische Informationen und Interviews interpretiert und Testergebnisse gedeutet werden. Die psychologische Interpretationslehre folgt einerseits den allgemeinen *Prinzipien der Hermeneutik*, andererseits den Strategien der intersubjektiven Kontrolle, die hauptsächlich aus einer anderen Tradition stammen, d.h. der statistisch fundierten Methodik psychologischer Tests. Das hermeneutische Verfahren akzeptiert, dass ein individuelles Vorverständnis eines Textes, und – über individuelle Färbungen hinaus – auch Schulunterschiede, Richtungen und Parteilichkeiten der Interpretation existieren. Der Prozess des Interpretierens und Verstehens ist ohne solche persönlichen und zeitgeschichtlichen Anteile kaum vorstellbar. Es gibt keine eindeutigen, "richtigen" Übersetzungen. Doch wie werden solche Voreingenommenheiten im Interpretationsprozess berücksichtigt, d.h. erkannt und kritisch einbezogen?

In der geisteswissenschaftlichen Tradition wird an das Sinnverständnis appelliert. Wir können den Sinn des Textes verstehen, weil wir an einer gemeinsamen geistig-kulturellen Welt teilhaben. Die Interpretationslehre in den Geisteswissenschaften und die Psychoanalyse stimmen darin überein, dass Bedeutungen nicht sofort oder nicht an der Oberfläche hervortreten, sondern aktiv gesucht werden müssen. Aus tiefenpsychologischer Sicht, sind die dynamisch-unbewußt-verdrängten Bedeutungen die wichtigsten, während die geisteswissenschaftliche Hermeneutik anderen Prinzipien folgt. Vor allem in der biographischen Persönlichkeitspsychologie, in der psychologischen Beratung und in einigen Richtungen der Psychotherapie sind Sinnsuche, Sinnstiftung und die "personale Geschehensordnung" wichtige Kategorien. Hans Thomae (1968) sprach von *Daseinsthemen* und meint damit die motivational-kognitiven Orientierungssysteme, in denen Individuen ihre Sinnsuche zentrieren: Was beschäftigt mich und wie beschäftigt es mich?

Welches könnten die Elemente der Geisteswissenschaften im Grundstudium der Psychologie sein? Diese Frage ist im Hinblick auf die Theorienentwicklung der Psychologie zu allgemein, um leicht beantwortet zu werden. Konkreter ist die Frage, wie eine geisteswissenschaftliche Orientierung zu erkennen wäre. Diese Perspektive würde sich zunächst im ausdrücklichen Interesse am Kontext und an der Entwicklungsgeschichte eines Fachbegriffs und einer speziellen Theorie, an der Vielfalt der Richtungen psychologischer Wissenschaft zeigen. Dazu gehörte natürlich auch das Interesse an der Geschichte der Psychologie, an der Anthropologie als allgemeiner Lehre vom Menschen und am Bezug zu anderen Humanwissenschaften, eine Nähe zu philosophischen Fragen, zu Erkenntnistheorie, Ethik u.a. Themen.

Wesentlich sind die Fokussierung auf das Subjekt des Bewusstseins und Handelns, auf Subjektivität und Intentionalität und – auch als mögliche Kontrolle zu verstehen – die generelle Reflexivität des Interpretieren bzw. Untersuchers in diesem Prozess. Geisteswissenschaftliche Elemente würden sich konkret darin zeigen, dass bereits im Grundstudium die grundlegenden Methoden der Geisteswissenschaften, d.h. die Interpretationslehre von Texten und Werken, sowie eingehend auch die biographische Methode, unterrichtet werden. Tatsächlich dominieren in der Ausbildung zum B.Sc. eindeutig die experimentalpsychologischen und statistischen Pflichtveranstaltungen. Gelegentlich werden diese vielleicht ergänzt durch eine übersichtsartige Vorlesung oder ein Methodenpraktikum, das jedoch über Demonstrationen hinaus kaum einen Kompetenzerwerb in den allgemeinen Prinzipien, Strategien und Qualitätskontrollen der psychologischen Interpretation vermitteln kann. <sup>(20)</sup> Diese systematische Einengung des Methodenpluralismus ist auch in den hauptsächlichsten Lehrbüchern (u.a. Bortz & Döring, 2006; Kerlinger & Lee, 2000) zu erkennen, denn wenige Seiten über sog. qualitative Methoden reichen dafür nicht aus. Auch in anderen gängigen Einführungen in das Studium der Psychologie sind die genannten Themen kaum repräsentiert, sie sind sogar weitgehend eliminiert. Ihr Fehlen kann später durch ein u.U. im Hauptstudium bzw. Master-Studiengang zu wählendes Modul über „Kulturpsychologie“ nicht kompensiert werden.

## Elemente oder Perspektiven

Die Redeweise von den „vereinten Elementen“ ist nach den vorausgegangenen Überlegungen noch fragwürdiger geworden. Statt von Elementen, also einzelnen Bestandteilen zu sprechen, wäre es konstruktiv, die wichtigsten Perspektiven zu unterscheiden und wenigstens in einem Satz dieses Studienplans der DGPs die notwendige Gewichtung und die Zusammenschau zu betonen. Die aus epistemologischen und methodologischen Gründen wesentliche *Perspektivität* wird nicht zum Thema.

Gute Gründe für die Studienreform sind auf vielen Ebenen vorzubringen. Die wahrscheinlichen Konsequenzen der B.Sc.-Ausbildung laufen jedoch der These zuwider: Gerade die Psychologie als ein zentrales Gebiet der Humanwissenschaften verlangt einen breiten Horizont, Übersicht, Offenheit und die Bereitschaft, vielfältige Perspektiven einzu-

nehmen, gute Ausbildung auch in anderen als den experimentell-statistischen oder den nur bereichsspezifischen Methoden (Testdiagnostik, Psychotherapie) zu gewährleisten.

Der Eindruck, die heutige Psychologie sei vorrangig naturwissenschaftlich, statistisch bzw. computerwissenschaftlich eingestellt, hat manche, u.a. auch institutionelle und soziale Funktionen im Wettstreit der fachlichen Strömungen und Schulen. Die weitere Entwicklung der Disziplin Psychologie ist kaum abzusehen, denn die Konkurrenz der Wissenschaftskonzeptionen der DGPs und der GFNP werden durch die Institutionalisierung an den Universitäten mit der einheitlichen Prüfungsordnung und durch die davon mitbestimmte Professionalisierung überlagert.

Die Berufspraxis der Psychologie findet jedenfalls ganz überwiegend im interpretativen und nicht im experimentell-messenden Paradigma statt. Diese These lässt sich durch die – leider nur kleine Zahl – von Umfragen stützen: Welche diagnostischen Methoden werden bevorzugt angewendet? Welche psychotherapeutischen Verfahren dominieren? Welche Psychologen werden von anderen Psychologen, von Professoren oder von Wissenschaftshistorikern der Psychologie, als historisch wichtig und maßgeblich eingestuft? Diese Ergebnisse können an dieser Stelle jedoch nicht referiert werden (vgl. Fahrenberg, 2004a).

Im Folgenden werden die schwierigen Unterscheidungen und Perspektiven noch unter anderen Leitbegriffen erörtert, wobei in diesem Kontext einige der Argumente noch einmal vorkommen werden.

### 3 Typische Kontroversen der Methodologie

#### Experiment und Messung

Die Kontroversen um die Wissenschaftskonzeption der Psychologie kreisen oft um die Begriffe Experiment und Messung sowie um das missverständliche Begriffspaar quantitativ – qualitativ. Mit dem Entstehen der experimentellen Psychologie werden seit Fechner und Wundt häufig die experimentelle Versuchsplanung und die Messung psychischer Merkmale als Unterscheidungskriterien zur älteren Psychologie herausgestellt. Wer jedoch allein diesen Methodenkanon gelten lässt, begibt sich in einen Gegensatz zu Wundt und dessen Überzeugung, dass Psychologie einen Methodenpluralismus erfordert.

Gewiss gibt es in der psychologischen Forschung *Messungen* im engeren Sinn, d.h. auf sog. metrischen Intervall- und Verhältnisskalen, wenn etwa Reaktionszeiten in Sekunden oder Parameter der sensorischen Reize physikalisch gemessen werden. Dies sind jedoch eher seltene Ausnahmen, denn die Datenbasis besteht gewöhnlich aus Selbstauskünften, die meist durch Fragebogen, Selbstbeurteilungsskalen oder Interviews gewonnen werden. Zu den Selbstberichten gehören z.B. auch die Antworten auf aktuelle Fragen während eines computer-gestützten Experiments, das laute Denken in Untersuchungen zum Problemlösen oder Ergebnisse von „Ausfragungen“. Außerdem werden verbale oder motorische Verhaltensreaktionen, die Ergebnisse psychologischer Tests, seltener Verhaltensbeobachtungen und noch seltener physiologische Messungen verwendet. Insgesamt dominieren heute – so kann behauptet werden – die verschiedenen Formen der Selbstberichte eindeutig über alle anderen Datenquellen. Einen eigentümlichen Status haben die erwähnten psychologischen Bedingungsvariationen und Instruktionen, die als „unabhängige Variablen“ verwendet werden, um bestimmte Zustände wie Aufmerksamkeit oder Emotionen herzustellen oder kognitive Leistungen, z.B. bestimmte Teilprozesse des Arbeitsgedächtnisses auszulösen.

Wer z.B. mittels fMRI-Technik differentielle Aktivitätsmuster von Emotionen oder kognitiven Leistungen nachweisen möchte, muss voraussetzen, dass die untersuchten Personen erstens die Instruktionen verstehen, zweitens subjektiv bereit sind, diesen zu folgen, drittens die intendierten Zustände tatsächlich realisieren und viertens möglichst an nichts anderes denken und nichts anderes fühlen. Wer diese Annahmen als ziemlich realitätsfern ansieht, wird den nur summarisch als Mittelwert über alle Personen dargestellten Ergebnissen dieser bildgebenden Verfahren skeptisch begegnen (vgl. u.a. die von Peper, 2006, genannten Aspekte).

Statistische Verfahren auf Selbstbeurteilungsdaten anzuwenden ist technisch möglich und wird weithin praktiziert. Weshalb sollten nicht auch diese Informationen nach Häufigkeiten beschrieben oder nach zufälligen oder überzufälligen Beziehungen ausgewertet werden? Auch mit biographischen Daten, mit Ergebnissen von Textinterpretationen, mit klinischen Symptomen usw. ist das sinnvoll. Viele der verbreiteten statistischen Prozeduren machen jedoch wesentlich mehr formale Voraussetzungen als die Eigenart solcher Selbstberichte hergibt. So lange die Befunde dieser statistischen Analysen nur als vorläufige Ordnungsversuche oder erste Annäherungen gesehen werden, mag das zu vertreten sein, sofern das kritische Methodenbewusstsein hinsichtlich der Pseudo-Quantifizierung erhalten bleibt.

Bei Selbstbeurteilungsdaten ist weder ein direkter Vergleich mit den inneren Zuständen anderer Menschen möglich noch besteht in der Regel ein methodisches Training der Befragten. Ob die Einstufungen faktisch wiederholbar sind oder ob eine Beurteiler-Übereinstimmung besteht, kann grundsätzlich nicht geprüft werden. Diese subjektiven Interpretationen von Zuständen sind semantisch fragwürdig, ohne klares messtheoretisches Rationale, konstruiert nach sog. Alltagstheorien, d.h. persönlichen Annahmen, sozialen Stereotypen usw. Grundsätzlich handelt es sich also um subjektive Schätzverfahren hinsichtlich nicht direkt messbarer Zustände und Reaktionen, also Schätzungen mit unbekanntem numerischen Relativ, vermutlich von Individuum zu Individuum unterschiedlich, und eventuell auch von Deskriptor zu Deskriptor und von Situation zu Situation mit wechselnden, pseudo-numerischen Bezugssystemen. In der psychologischen Testmethodik und Forschung ist es eine weit verbreitete Gewohnheit, auch diesen Selbsteinstufungs-Daten den

Status von metrischen Intervall-Skalen zuzubilligen, obwohl sie oft noch nicht einmal der typischen Ordinalskala entsprechen.<sup>(21)</sup> Die großen Vorteile liegen in der Anwendung der parametrischen statistischen Tests, deren Rechenoperationen Intervallskalen voraussetzen sowie in der anscheinend besseren "Informationsausschöpfung". Die Interpretation von Ordinalskalen-Daten als Intervall-Messungen ist besonders auffällig, wenn sehr anspruchsvolle statistische Strukturanalysen und Modellierungen gerade anhand metrisch sehr zweifelhafter Selbstbeurteilungen in Fragebogen unternommen werden – unter Einschluss aller zusätzlichen retrospektiven Verzerrungen u.a. Mängel. Nicht selten ist in Fachpublikationen ein extremes Missverhältnis zwischen komplizierten mathematisch-statistischen Rechenprozeduren, den statistischen Strukturanalysen oder zeitaufwendigen Modellierungen und den verwendeten, *metrisch ungeeigneten* Daten zu erkennen. – Mathematisch-statistische Verfahren anzuwenden ist also noch kein grundsätzlicher Ausweis naturwissenschaftlicher Forschungsmethodik. Der Aufwand an publizierten statistischen Berechnungen oder Modellierungen darf also nicht darüber hinwegtäuschen, dass die zugrundeliegenden "Messwerte" in den allermeisten Fällen keine Daten objektiver (intersubjektiv prüfbarer) Beobachtung sind.

Die Diskussion über Messungen und Mathematisierung in der Psychologischen Forschung ist darauf angewiesen, dass die Voraussetzungen hinreichend erläutert werden. Das gilt auch für jene Entwürfe einer mathematisch formalisierten Beschreibung von Funktionszusammenhängen oder für Programmierungen, die „Modelle“ bestimmter Verhaltensweisen oder kognitiver Leistungen geben sollen. Sie bleiben weitgehend beliebige Schreibtisch-Spekulationen, falls nicht explizit mitgedacht und kriterienbezogen erklärt ist, wie die Anpassung an die Realität, d.h. die Vorhersageleistung und – wenn möglich – auch der Entscheidungsnutzen, genau geprüft und schrittweise verbessert werden können.

Auch der unterschiedlich gebrauchte Begriff „Experiment“ erleichtert hier Missverständnisse. Häufig ist mit experimentell nicht ein isolierendes Laborexperiment mit hochentwickelter interner Validität des Designs und der Operationalisierungen gemeint, sondern nicht viel mehr als "erfahrungsbezogen". In diesem Sinne sind auch das biographische und das interpretative Verfahren, alle Selbstauskünfte, Fragebogen und Interviews "empirisch". Zweifellos gibt es streng experimentell forschende Psychologen, hauptsächlich dort wo es – wie bei den psychophysischen Gesetzen Fechners – um eine der Physiologie nahe Forschung oder um biologische Verhaltensexperimente geht. Teile der Psychologie könnten ja heute auch als neurobiologisch fundierte Verhaltenswissenschaft aufgefasst werden.

Wundts strikte Definition eines psychologischen Experiments und seine Auffassung, dass es nur ein Hilfsmittel zur Kontrolle der Selbstbeobachtung sei, hat sich nicht durchgesetzt. Diese auf einen Katalog von Bedingungen gestützte, prägnante Definition wurde bereits von Külpe, Bühler u.a. aufgegeben und andererseits von G.E. Müller u.a. grundsätzlich umgedeutet – als ob eine strikt naturwissenschaftliche Kausalforschung über Empfindungen u.a. Bewusstseinsvorgänge geben könne.

In der Folge entwickelte sich eine ausgedehnte Typologie von Untersuchungsstrategien, z.B. unterschieden Isaac und Michael (1974) neun typische Strategien: (1) Historische Studien, (2) Beschreibende Studien, (3) Entwicklungsstudien (Zeitreihen, Verlaufsstudien), (4) Einzelfall- und Feldstudien, (5) Korrelationsstudien, (6) Kausalanalytische oder "ex post facto"-Untersuchungen, (7) Echte Experimente, (8) Quasi-experimentelle Untersuchungen, (9) Aktionsforschung (ähnlich auch neuere Lehrbücher von Bortz & Döring, 2006; Kerlinger & Lee, 2000). Die Besonderheiten psychologischer Untersuchungsstrategien im Unterschied zur biologisch-naturwissenschaftlichen Forschung werden in diesen Büchern mehr oder minder ausführlich beschrieben: Zumutbarkeit, methodenbedingte Reaktivität bzw. Effekte aufgrund der bewusst erlebten und bewerteten Teilnahme, Compliance, Versuchspersonen-Verhalten, fragliche Laborfeld-Generalisierbarkeit bzw. mangelnde ökologische Validität u.a. Dagegen fehlen in der Regel Themen wie Inkonsistenz der Operationalisierungen, Überlegungen zur strukturellen Subjektivität eines großen Teils der Datenbasis, Strategien zur Bewältigung der notorischen Inkonsistenzen der Forschung (abgesehen von Metaanalysen), Prinzipien der Replikation von Sachverhalten, die Rolle von Konventionen, die formale Konstruktion von expliziten Bereichstheorien.

## Quantitative und Qualitative Verfahren

Der Gegensatz zwischen *quantitativen* und *qualitativen* Methoden ist heute fast zu einem fundamentalen Einteilungsprinzip der Psychologie und Sozialwissenschaften geworden. Bis in die Buchtitel und Projektbezeichnungen ist die Dichotomie "qualitativ – quantitativ" populär und sie kann durchaus polemische Nuancen gewinnen. Die Begriffe sind mehrdeutig und missverständlich, insbesondere wenn der Unterton mitschwingt, "qualitative" Methoden wären im Grunde besser als alle anderen Methoden. Nicht selten klingt auch ein nicht unberechtigter Vorwurf mit, dass diese *neue* Richtung benachteiligt sei oder durch ein anderes Wissenschaftsverständnis unterdrückt wurde.

Zunächst ist der verbreiteten Auffassung zu widersprechen, dass mit den interpretativen und biographischen Strategien ein neuer Ansatz in der Psychologie und in den Sozialwissenschaften entstanden sei. Sind es denn nicht nur vergessene Traditionen? Zur Erinnerung muss angemerkt werden, dass die interpretativen Methoden früher auch an den Universitäten in Forschung und Ausbildung sehr weit verbreitet waren. Diese These ist anhand von Vorlesungsverzeichnissen und Lehrbüchern bis in die 70er Jahre hinein zu belegen. Zweifellos haben die interpretativen Methoden in der Psychologie eine sehr lange Tradition. Allerdings wird in vielen dieser Verfahren, z.B. in Projektiven Tests, Traumdeutung, Graphologie, heute nicht mehr ausgebildet. Auch die Biographik und die gründlich angeleitete praktische Ausbildung in der Interview-Methodik sind eher selten geworden. Heute interessieren in der „qualitativen“ Forschung eher die verschiedensten sozialpsychologischen und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen im Unterschied zur traditionellen psychologischen Diagnostik und Begutachtung. Insgesamt kann jedoch behauptet werden, dass die grundlegenden methodischen Prinzipien der Interpretationslehre eine lange und zum Teil nur vergessene Tradition haben.

Aber es trifft sicher zu, dass die meisten Felder der Berufspraxis – vereinfacht gesagt – sich primär am interpretativen und nicht am experimentellen Paradigma orientieren, z.B. in der Personalpsychologie, Schulpsychologie, Klinische Psychologie. Auf den schlichten Gegensatz universitärer Grundlagenforschung gegenüber alltäglicher *Berufspraxis* lässt sich dieses Missverhältnis gewiss nicht bringen. Wer kann sich vorstellen, dass Biologen u.a. Naturwissenschaftler während ihres Studiums in einer bestimmten Methodik ausgebildet werden, aber in ihrer Praxis als Wissenschaftler vorwiegend nach einem weitgehend verschiedenen Methodentypus arbeiten?

Wer Ausbildung und eigene Erfahrung in beiden Bereichen hat, in der experimentell-statistischen Methodik nach dem Vorbild der Naturwissenschaften und in der Interpretationsmethodik der Geisteswissenschaften, wird dem Methodenpluralismus Wilhelm Wundts wahrscheinlich zustimmen können. Wenn in der heutigen Diskussion über Wissenschaftskonzepte der Psychologie in wiederkehrender Weise eine adäquate Gewichtung des „experimentellen Paradigmas“ und des „interpretativen Paradigmas“ verlangt wird, dann führt dies zu Wundts Konzeption zurück.

Die psychologische Interpretation hat in methodologischer und in professioneller Hinsicht eine Sonderstellung gegenüber der geisteswissenschaftlichen Textinterpretation und den typischen sozialwissenschaftlichen Untersuchungsansätzen. So sind oft noch zusätzliche Informationen zu integrieren oder die Interpretationshypothesen können oft in einem direkten Interview weiterentwickelt und überprüft werden. In der Regel gibt es einen praktischen Zweck, wobei die berufliche Kompetenz und Qualitätskontrolle wegen möglicher Konsequenzen einer vorschnellen Interpretation ein größeres Gewicht haben als in akademischen Studien.

Mit den speziellen Verfahren scheinen jedoch viele der damals erarbeiteten Prinzipien und Regelsysteme der Interpretationslehre in Vergessenheit geraten zu sein, außerdem die Gründe für den teilweisen Niedergang dieser Diagnostik (Fahrenberg, 2002, 2003). Waren es die zunehmenden Zweifel an deren empirischer Validität oder lag es an dem unverhältnismäßig hohen Aufwand für die Ausbildung und für die kompetente Anwendung? Die von Methodikern gelegentlich geübte, vielleicht überkritische Bewertung der "qualitativen" Verfahren rührt wohl auch daher, dass die Darstellung und die Diskussion der methodischen Kontrollen unterentwickelt sind und erstaunlicherweise kaum neuere empirische Untersuchungen zur kritischen Evaluation interpretativer Verfahren oder konkrete Auseinandersetzungen über die Adäquatheitsbedingungen solcher Qualitätskontrollen publiziert werden. Auch die praktische Lehr- und Lernbarkeit der Interpretationsmethodik findet zur Zeit wenig Interesse. Vorschläge zu curricularen Bausteinen und geeignetes Übungsmaterial (wie in der großen Flut der Statistik-Lehrbücher) wären ja die ersten Schritte, um die Interpretationslehre im Studienplan der Psychologie und der Sozialwissenschaften verankern zu können, und dem interpretativen Paradigma den gebührenden gleichberechtigten Platz bereits im Grundstudium (wieder) zu gewinnen. Ein kleines Modul zur Einführung könnte allerdings kaum vermitteln, welche möglichen kreativen Leistungen, welche Heuristiken und methodischen Raffinessen in diesem Methodenkanon verborgen sind. Zumindest kann hier das psychologische Denken in multireferentiellen Beziehungen und die methodenkritische Beschränkung der divergenten Produktivität des psychologischen Interpretierens durch mehrstufige Kontrollstrategien geübt werden wie auf keinem anderen Gebiet.

Die Diskussion über die *zweitrangige Frage der Skalenniveaus* (metrisch versus ordinal versus nominal) überlagert auf unglückliche Weise die ungleich wichtigere Auseinandersetzung über das *Basisproblem der allgemeinen Interpretationslehre*. Wie können Interpretationstiefe und hermeneutische Vielfalt mit den Forderungen nach innerer Konsistenz und intersubjektiver Überzeugungskraft vereint werden? Wie sind methodische Kompromisse zu erreichen, die auch für andere Personen als den Interpreten überzeugend und darüber hinaus für die praktische Anwendung nützlich sind? Diese strukturelle Subjektivität psychologischer Interpretationen ist offensichtlich. Wie können in Ausbildung und Forschung Standards erreicht und eine Qualitätssicherung geleistet werden? Vergleichend ist hier unter anderem zu fragen und zu bewerten: Inwieweit geschieht die Interpretation nach deutlichen Strategien und Regeln? Bleibt dieser Prozess durchsichtig und nachvollziehbar? Gibt es auch eine theoretische Analyse der Diskrepanzen und der Fehler? Wird die Überzeugungskraft der Interpretation im Kontext, im interaktiven Verfahren oder in einer Interpretationsgemeinschaft geprüft? Oder ist das Vorgehen eher sprunghaft, in den Urteilen undurchsichtig und durch andere Interpreten nicht reproduzierbar?

Eine andere Frage ist, weshalb der Begriff „psychologische Interpretation“ durch das so missverständliche Wort „qualitativ“ verdrängt wurde, wobei „qualitativ“ nicht selten der Immunisierung gegen die Forderung nach *Qualitätskontrolle* zu dienen scheint. Oder ist die Hypothese berechtigt, dass diese neue Strömung primär aus der sozialwissenschaftlichen Tradition stammt und nicht im gleichen Maße von der Methodologie der Psychologie und den bitteren Erfahrungen der Validierungsversuche belastet ist? Steht nicht „qualitativ“ oft für „Subjektivierung“, ohne jedoch den Gegenbegriff der *intersubjektiven Prüfung* zu provozieren und ausdrücklich am Prinzip der (adäquaten) Überprüfbarkeit aller wissenschaftlich gemeinten psychologischen Aussagen festzuhalten?

## **Methodenlehre und Forschungskompetenz**

Wenn das Medizinstudium zumindest strukturell hinsichtlich der Grundlagenfächer bis zum Vordiplom (Physikum) und den Anwendungsfächern mit Pflichtpraktika bis zum Diplom (Staatsexamen) ursprünglich das Leitbild der Prüfungsordnung war, entwickelte sich schrittweise ein wichtiger Unterschied. Das Grundstudium der Psychologie erhielt neben der Einführung in die Grundlagenfächer in zweites Ziel in der Methodenlehre-Ausbildung. Dieser Bereich wurde durch Experimentalpraktika, Statistik, Testtheorie schrittweise ausgedehnt, und die Kompetenzen hinsichtlich Untersuchungsplanung, Datenerhebung, Experiment, Statistik, Abfassen von Projektberichten sollten später in der selbständigen Diplomarbeit unter Beweis gestellt werden.

Die allermeisten Diplom-Psychologinnen und Psychologen sind in verschiedenen Einrichtungen und psychosozialen Diensten tätig, u.a. im Bereich Personalpsychologie, Gesundheitspsychologie, Klinische Psychologie, Psychotherapie, Beratung, Unterricht in Erziehungs- und Weiterbildungsinstitutionen. Die Behauptung ist deswegen nicht allzu gewagt: die große Mehrzahl wird in ihrem Praxisfeld keine experimentell-statistische Forschungskompetenz benötigen. Nur in wenigen Bereichen und in begrenztem Umfang wird überhaupt eine selbständige Forschungskompetenz gefragt sein. Das Gegenargument lautet, dass diese Ausbildung, trotz ihrer z.T. abschreckenden Wirkung auf Studienanfänger, unverzichtbar ist, damit zumindest ein nachhaltiges kritisches Methodenbewusstsein entsteht und aktuelle Forschungsergebnisse des eigenen Tätigkeitsbereichs verständnisvoll gelesen werden könnten, z.B. Mitteilungen über neue Methoden und Anwendungen sowie Ergebnisse von Evaluationen und Qualitätskontrollen. Zweifellos ermöglicht die experimentell-statistische Ausbildung ein vorzügliches Training im kritisch-hypothesenprüfenden Denken; sehr zweifelhaft ist dagegen der Transfer in eine andersartige Berufspraxis. Die gewünschte wissenschaftliche Grundeinstellung kann nicht nur im experimentellen Paradigma trainiert werden, sondern auch im interpretativen Paradigma, das in der Praxis weitaus dominiert. Eine entsprechend gründliche Ausbildung scheint allerdings an den meisten Instituten zu fehlen.

Das Leitbild der forschungskompetenten Psychologen ist eine anspruchsvolle und attraktive Idee, konnte aber nur auf Kosten einer starken Beschränkung anderer Ziele angenähert werden. Hätten nicht mehr Bausteine der experimentell-statistischen Forschungsmethodik in den Bereich des Master-Studiengangs verlagert werden können, um das Grundstudium zur Horizonterweiterung zu nutzen, zumindest um auch anderen Methodentypen mehr Raum zu geben?

### **Wertorientierungen**

Nur selten wird innerhalb des Faches die Frage nach dem möglichen Einfluss metaphysisch-religiöser Überzeugungen in systematischer Weise als Untersuchungsprogramm aufgeworfen. Ebenso wie politische Parteilichkeiten würde vielleicht ein gelegentlicher Einfluss auf die Wahl der Forschungsthemen oder auf die individuelle Ausrichtung der Berufspraxis eingeräumt, dann jedoch anschließend in der Tradition von Max Weber bis Karl Popper eine weitgehende Wertneutralität der rationalen Forschungstätigkeit unterstellt werden. Die „Weltanschauung“ ist (oder sie sollte) für die ausgeübte wissenschaftliche Forschungs- und Berufspraxis unwichtig sein. Individuelle Darlegungen des Menschenbildes sind unüblich, solche „Bekanntnisse“ würden als überflüssig angesehen und befremden (siehe die in dieser Hinsicht meist unergiebigsten Selbstdarstellungen von Psychologen (siehe Abschnitt IV, 2). Doch es gibt verschiedene Ausnahmen.

Als Beispiele für philosophisch oder theologisch beeinflusste Themen können hier angeführt werden: Von einigen Psychotherapeuten und Psychologen werden fast missionarisch bestimmte Auffassungen über persönliche Reifung, Selbstverwirklichung, über den Sinn des Lebens oder die „Positive Psychologie“ und dgl. vorgetragen. Solche Überzeugungen strahlen durchaus auch in die akademische Psychologie, in die Klinische Psychologie, Rehabilitationspsychologie und Psychotherapie als Menschenbilder und Psychotherapieziele aus. Auch die von Organisationspsychologen geäußerten Ideen einer „Unternehmensphilosophie“, Wertungen der sozialen Kommunikation und Integration oder die Leitmotive der lebenslangen Entwicklung oder Bildung sind zu erwähnen. In der Persönlichkeitspsychologie ist es vor allem das Thema der Personalität, d.h. die u.U. transzendental begründete Idee eines Selbst oder Ich. In der Forensischen Psychologie und Sozialtherapie stellen sich die Fragen nach der persönlichen Überzeugung hinsichtlich Schuld, Willensfreiheit und Verantwortung. In Erinnerung sind noch die abstrakten, aber heftigen ideologischen Kontroversen um Positivismus, Kritische Psychologie, Psychoanalyse und Behaviorismus in den 1970er Jahren.

Heutige Literaturrecherchen zeigen, dass in einzelnen Aufsätzen, vor allem in der Klinischen Psychologie, hin und wieder psychologisch-anthropologische Überzeugungen beschrieben, aber kaum vergleichend analysiert werden (Baumann, 1999; Kriz, 2007; Kutter, Páramo-Ortega & Müller, 1998; Petzold, 1984; Schmuck, 2000). Umfragen u.a. empirische Untersuchungsansätze sind sehr selten (siehe Demling, Woerthmüller & O'Connolly, 2001; Bergin & Jensen, 1990). Demgegenüber hat es den Anschein, dass die meisten Lehrbücher eine Erläuterung oder gar eine vertiefende Diskussion dieses Problems zu vermeiden trachten. Es gibt wohl eine Scheu, solche weltanschaulichen Fragen und die Implikationen anthropologisch-psychologischer Überzeugungen innerhalb des Faches systematisch zu behandeln und zum Thema *empirischer* Untersuchungen zu machen. Gibt es eine differentielle Psychologie der Menschenbilder? Existieren Hypothesen über die möglichen Konsequenzen solcher Grundüberzeugungen für die Theorienbildung, die Auswahl der Untersuchungsmethoden, den Umgang mit den Menschen oder die Berufspraxis im allgemeinen?

### **Abgrenzung von spekulativer Psychologie und Parapsychologie**

Für Außenstehende, die an der Psychologie interessiert sind, und Sachbücher, Zeitschriften und einführende Publikationen lesen, wird es in vielen Bereichen kaum möglich sein, zwischen wissenschaftlicher Psychologie und Spekulation zu unterscheiden. Hauptsächlich im Gesundheitswesen bzw. in den vielen Strömungen der Psychotherapie erscheint ein so breites Spektrum an Beratungsformen und Behandlungen, dass nicht nur zur Spekulation, sondern auch zum Aberglauben abgegrenzt werden müsste. Der *psychologischen Spekulation* mangeln die empirisch prüfbareren Nachweise. Dem *Aberglauben und Okkultismus* fehlen nicht nur solche Nachweise, sondern sie sind mit dem gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Erkenntnisstand unvereinbar, wenn z.B. das willkürliche Ausser-Kraft-Setzen physikalischer Gesetzmäßigkeiten behauptet wird. Diese Grenzgebiete des Übersinnlichen haben viele Schattierungen und Verständigungsschwierigkeiten, zumal wenn nicht auseinandergelassen wird, ob solche Phänomene nur im phantasievollen subjektiven

Erleben der Betroffenen erscheinen oder ob körperliche und anderweitig objektivierbare Veränderungen behauptet werden.

Repräsentative Umfragen in der Bevölkerung ergaben seit Jahrzehnten, dass eine positive Einstellung zur Astrologie, aber auch zu paranormalen (übersinnlichen) Phänomenen sehr verbreitet ist (vgl. Fahrenberg, 2007). Die Antworten müssen vorsichtig interpretiert werden, weil vieles als harmlos oder sogar belustigend gelten könnte und zumindest ein amüsantes Gesprächsthema bildet: Amulette und Glücksbringer, Glückszahlen, Glaube an Vorzeichen, abergläubische Rituale, Vermeidungen, oder schematische Horoskope in den Zeitschriften. Problematischer sind Wahrsagen, Pendeln, individuell gestellte Horoskope, die insgesamt in eine Unmündigkeit und dazu auch finanzielle Abhängigkeit führen können. Eine andere Kategorie bilden die Okkultphänomene, d.h. parapsychische Leistungen wie Telepathie, Hellsehen, Psychokinese, geistige Fernheilungen, angebliches Versetzen in vorgeburtliche Phasen oder Reinkarnationen, Kontakte mit Verstorbenen, die Führung und Leitung durch sich manifestierende Engel, die Geisterbeschwörung, und der Vollzug eines Exorzismus. Trotz der nötigen methodischen Vorbehalte gegenüber solchen Umfrageergebnissen steht fest, dass verschiedene Formen des Aberglaubens sehr verbreitet sind. Eine phänomenal andere Weise der Transzendenzerfahrung besteht im religiösen Glauben, hinsichtlich der Spiritualität, der Existenz des Übernatürlichen, der persönlichen Erfahrung der Nähe Gottes, der Gebetserhörung sowie anderer Inhalte der Glaubenslehre.

In wie weit auch Studierende der Humanwissenschaften und der Naturwissenschaften zu solchen Überzeugungen neigen, wurde in einer Studie auf breiter Basis untersucht (siehe IV, 2, sowie Fahrenberg, 2006a, 2006b, 2006c). Deswegen sind einige Ergebnisse erwähnenswert. Ein nicht geringer Teil der Studienanfänger im Fach Psychologie hält paranormale Phänomene für möglich: Außersinnliche Wahrnehmung und Telepathie 72 %, Wunderheilungen 50 %, die Aussagekraft von Horoskopen 22 %, den Exorzismus in extremen Fällen 18 %. Die Fragebogenerhebung wurde – für die Erstsemester – in weitgehend repräsentativer Weise an sieben Psychologischen Instituten in Ost- und West-Deutschland durchgeführt, und zu dieser Thematik antworteten 296 Studienanfänger. Die besser informierten 267 Studierenden in den mittleren Semestern äußerten eine signifikant geringere Zustimmung zu diesen vier Auffassungen, doch waren es auch hier noch 56, 40, 12 und 10 % der Befragten. An einer Universität war der Vergleich zwischen Studienanfängern der Naturwissenschaften, der Philosophie und der Psychologie möglich. Es zeigten sich nur geringe Unterschiede, indem die Studierenden der Psychologie eher als Studierende der Philosophie Wunderheilungen und tendenziell eher als Studierende der Naturwissenschaften auch die Aussagekraft von Horoskopen für möglich hielten. – Den Dozentinnen und Dozenten des Faches Psychologie wird mangels empirischer Daten bisher nicht geläufig sein, wie verbreitet solche Überzeugungen sind.

Wie bei jeder Fragebogenerhebung, die nicht durch Interviews abgesichert ist, sind methodische Vorbehalte angebracht. Die Befunde scheinen jedoch stimmig zu sein, denn die Einstellung zu diesen paranormalen Phänomenen ist mit anderen Überzeugungen assoziiert. Es handelt sich um ein konsistentes Muster spiritueller Annahmen: Annahme einer geistigen Existenz nach dem Tode, Glaube an Gott, Erfahrung der Hilfe Gottes in konkreten Situationen, relativ ausgeprägte Religiosität (Selbsteinstufung), Annahme, dass wesentliche Bereiche des Lebens der Vernunft unzugänglich bleiben (Fahrenberg, 2006c). Gewiss können die Untersuchungsergebnisse nicht auf Diplom-Psychologen oder gar auf die Dozenten der Psychologie verallgemeinert werden, doch sind auch in diesen Gruppen unterschiedliche und gelegentlich vielleicht positive Einstellungen zu diesen Themen zu vermuten.

### **Wissenschaftlichkeit**

Bei allen Meinungsverschiedenheiten über die Definition der Psychologie werden sich wahrscheinlich die allermeisten Psychologen mit Universitätsausbildung den Prinzipien der Wissenschaftlichkeit wie sie u.a. von Stegmüller (1973, S. 5 ff) formuliert wurden, einverstanden erklären können: dem Bemühen um sprachliche Klarheit und intersubjektive Verständlichkeit; der Möglichkeit der Überprüfung durch andere Wissenschaftler; dem Bemühen um rationale und empirische Argumente für jede Aussage (statt allein subjektive Evidenz und Wahrheit zu behaupten). Demnach wären die Ablehnung jeder Überprüfung und ein dogmatischer Wahrheitsanspruch Kennzeichen der Unwissenschaftlichkeit, ebenso Datenfälschungen oder absichtliche Täuschung über die zur Beurteilung wichtigen Besonderheiten einer Forschung oder Anwendung.

Ein zweites Abgrenzungskriterium kann wissenschaftspsychologisch verstanden werden: Je weniger die Zugehörigkeit zu bestimmten fachlichen Richtungen, zu „Schulen“ und Strömungen innerhalb des Faches wichtig ist, je seltener die persönliche Weltanschauung, Religionszugehörigkeit oder politische Orientierung als Kontextinformationen zum Verständnis notwendig sind, desto eher wird es sich um eine Naturwissenschaft handeln. Diese Überlegungen und die historischen Erfahrungen mit religiös-metaphysischer oder politisch eingefärbter Wissenschaft führten, von Auguste Comte und Max Weber bis zu Karl Popper und anderen kritisch-rationalistisch argumentierenden Autoren zum Neutralitätsgebot für Wissenschaft und Wissenschaftler – eine Haltung, die eine engagierte Berufsethik des Einzelnen keineswegs ausschließt.

### **Philosophie für Psychologen?**

Die früher bestehende, teils kreative, teils hemmende Beziehung zwischen Psychologie und Philosophie besteht mit Ausnahme weniger Nebengebiete nicht mehr. Die Beziehung zur *Philosophischen Anthropologie* ist dem Fach Psychologie fast völlig verloren gegangen. Philosophie war noch in den 1950er und 1960er Jahren weithin ein Pflichtfach beim Vordiplom der Psychologen, in der Folgezeit ein mögliches Wahlfach im Hauptdiplom. Schließlich sind nach der Ände-

zung der Promotionsordnung, die an vielen Universitäten das Rigorosum abschaffte bzw. die Wahl der Nebenfächer einengte, die Fächer Philosophie, Soziologie und andere Nachbarfächer abhanden gekommen. Wenn es formal noch solche Neben- oder Nachbarfächer gab, wurde es oft bequemer, sie aus den Fachgebieten der Psychologie selbst zu entnehmen.

Der Verlust der Philosophie als Fach im Psychologie-Studium hat zweifellos auch andere Gründe, die nicht verschwiegen werden sollen. Interessierte Studierende mussten häufig die für sie besonders attraktiven Themen wie Ethik, Philosophische Anthropologie, Religionsphilosophie und andere interdisziplinäre Themen im Lehrangebot vermissen. Wenn ein Pflichtenchein in Formaler Logik auch von Studierenden im Nebenfach verlangt wird, erhöht dies nicht unbedingt die Attraktivität der Philosophie. – Natürlich werden besonders motivierte Studierende auch künftig ein privates Studium Generale verwirklichen können. Der pessimistischen Aussicht auf einen engeren theoretischen Horizont der meisten künftigen Psychologen und Psychologinnen steht die vielleicht unrealistische Hoffnung gegenüber, dass u.U. für Einzelne künftig mehr Chancen einer Förderung bestehen, falls einzelne Institute entsprechende Module in Master- und PhD-Studienplänen leisten können. Durch die Serie von Studienreformen während der vergangenen Jahrzehnte wurden die Philosophie und ähnlich die Soziologie und andere Kulturwissenschaften aus dem typischen Psychologie-Studium weitgehend eliminiert.

Ein aktuelles Indiz ist, dass für die ursprünglich auf 100 Bände konzipierte und inzwischen bei ca. 90 Bänden angelangte Enzyklopädie der Psychologie zwar einen einzigen Band *Philosophische Grundlagen* vorsieht, aber laut Verlagsauskunft mit der konkreten Planung noch nicht begonnen ist. Zwar existieren einzelne Publikationen zur Philosophie der Psychologie (u.a. Gadenne, 2004; Greve, 1994; Lorenz, 2003) und ein e-Journal *Philosophie der Psychologie*, doch in den Lehrbüchern für Studierende der Psychologie tauchen solche Grundsatzfragen kaum auf. Gegenwärtig gibt es nur ein einziges einführendes Lehrbuch, das sich dieser Aufgabe stellt: *Psychologie. Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte* (Walach, 2005).

Philosophische Vorentscheidungen fallen nicht allein hinsichtlich der Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie der Psychologie. Zentrale Begriffe der theoretischen und der angewandten Psychologie haben eine lange Vorgeschichte: Bewusstsein, Wahrnehmung, Gefühl, Handeln, Person, Selbst, Gesundheit und Krankheit. Da wichtige theoretische Konstrukte durch die üblichen Methoden operational nicht ausreichend und konvergent festzulegen sind, ist eine Kenntnis dieser Begriffsfelder für ernsthafte fachliche Diskussionen notwendig. Die Bedeutung individueller, philosophischer und religiöser Grundüberzeugungen wird z. B. in den unterschiedlichen Theorien der Persönlichkeit deutlich, in den praktischen Zielsetzungen der Psychotherapie oder in den allgemeinen Kontroversen über Gehirn-Bewusstsein und Willensfreiheit. Auf solche Abhängigkeiten wird jemand, der philosophische Interessen und Kenntnisse hat, leichter aufmerksam werden.

Die Trennungsgeschichte von Psychologie und Philosophie scheint beendet zu sein, zumindest in den Institutionen und in den Prüfungsordnungen. In wenigen Teilgebieten mag noch eine fruchtbare Zusammenarbeit weiterbestehen. Über den von Wundt prognostizierten Schaden wird kaum gesprochen; an der Oberfläche scheint er nicht sichtbar oder zumindest nicht irritierend zu sein.

Von Philosophie der Psychologie zu reden, bedeutet, dass die Disziplin Psychologie allgemeine Grundlagen und Voraussetzungen enthält, die mit den eigenen fachlichen Mitteln nicht adäquat geklärt werden können. Zentrale Begriffe der Psychologie stammen aus einer langen geistesgeschichtlichen Tradition und bedürfen einer gründlichen Reflexion. Die empirische Psychologie ist in ein System des Denkens über den Menschen und die Welt eingebettet und kann ohne philosophische Aufklärung dieser Zusammenhänge nicht gründlich geleistet werden. Die philosophische Explikation von Begriffen, Kategorien und Kategoriensystemen sowie die Reflexion der Bezugssysteme sichern natürlich nicht, dass besser reproduzierbare Sachverhalte oder überlegenere, eindeutige oder besonders fruchtbare Konstruktionen psychologischer Theorien möglich werden. Aber ohne dieses Nachdenken wäre es noch aussichtsloser.

### III Struktureller Pluralismus der Psychologie und Komplementarität

#### 1 Auswege aus dem Pluralismus?

Wenn die „Elemente“ der Psychologie aus den unterschiedlichen Traditionen, Überzeugungen und Definitionen aufgezählt werden, ergibt sich zwingend die Frage nach deren Verbindung in Theorie und Praxis. Diese Zusammenschau ist selbstverständlich nicht in einem Studienplan der DGPs zu erwarten, sondern bedarf einer gründlicheren Analyse. Doch es ist nicht recht zu erkennen, wo dies überhaupt geschieht. Es gibt einzelne Versuche, eine umfassendere Wissenschaftskonzeption der Psychologie zu strukturieren. Als Beispiele sind Groebens (1986, 1997) Arbeiten zu nennen und Beiträge in dem Band über *Psychologie und Humanwissenschaften* (Jüttemann, 2004). Allerdings bleiben hier die biologischen Grundlagen des Erlebens und Verhaltens in der Regel unberücksichtigt. Die Herausforderung liegt jedoch nicht allein in der wichtigen Verbindung von geistes- und sozialwissenschaftlichen Traditionen mit Teilen der Verhaltenspsychologie. Epistemologisch und methodologisch ungleich schwieriger ist die Verbindung zur behavioristischen Verhaltenswissenschaft, zur Neurophysiologie und Verhaltensgenetik des Menschen. Andernfalls bliebe es nur eine halbierte Realität. Wer sich auf die Suche begibt, wird eine philosophisch fundierte Einführung in die *Geschichte und Wissenschaftstheorie der Psychologie* (Walach, 2005) finden, außerdem weitere Anregungen in der ausführlichen Geschichte der Psychologie (Schöpfling, 2004) und wird schließlich nicht umhin können, sich mit Wundts umfassender Wissenschaftskonzeption zu beschäftigen. Hatte Wundt vielleicht die am längsten durchdachte und durch eigene Forschungsprogramme am besten fundierte Konzeption?

#### Rückblick auf Wundts perspektivischen Monismus

Wundts Position wurde zuvor beschrieben als: *Methodologischer Dualismus* (Psychologie gegenüber Physiologie) mit einem *Methoden-Pluralismus* (innerhalb der Psychologie) und einem *perspektivischen Monismus* (ein Lebensprozess unter verschiedenen Perspektiven). Seine Erkenntnis- und Methodenlehre sind eng auf seine – als heuristisch bezeichnete – Auffassung des psychophysischen Parallelismus bezogen. Er unterscheidet strikt die naturwissenschaftliche Kausalforschung von der subjektbezogenen Psychologie, deren Gesetzmäßigkeiten als Ketten von Grund und Folge (Prinzipien der psychischen Kausalität) zu erklären und zu verstehen sind.

Gewiss haben sich die Wissenschaftstheorie und die Methodologie weiterentwickelt. Aber sind mehrheitlich überzeugende Lösungen gefunden worden? Zeitweilig schien eine strikte Position des kritischen Rationalismus eine festere Grundlage zu haben bis sich die Liberalisierungen von Popper I zu Popper II, Lakatos, Kuhn und Feyerabend ergaben (siehe u.a. Chalmers, 1986; Walach, 2005) – flankiert vom sozialen Konstruktivismus u.a. Ideen.

In den vergangenen 150 Jahren seit Wundt wurde unvermindert – wie in den Jahrhunderten zuvor – über das „Leib-Seele-Problem“ gestritten und eine unzählige Vielfalt von „Lösungen“ des Problems vorgeschlagen oder dogmatisch verkündet. Ein Konsens ist weiterhin nicht vorzuweisen. Alle der hauptsächlichen Positionen werden heute mehr oder minder konsistent und entschieden behauptet. Die zentralen Begriffe sind durch die langen Kontroversen so belastet, dass sie extrem missverständlich sind. Zumindest wird kaum noch von Leib und Seele gesprochen, sondern meist von Gehirn und Bewusstsein. Die verhältnismäßig undifferenzierten Äußerungen einiger Neurowissenschaftler haben die fortdauernde Auseinandersetzungen über diese Grundfrage sogar in populäre Zeitschriften und in das Feuilleton getragen.

Angesichts dieser kaum neutralisierbaren Kontroversen und Liberalisierungen ist es gut nachzuvollziehen, dass bei nicht wenigen Fachvertretern das Interesse an eingehenden Diskussionen bzw. an den „Scheinproblemen“ erlahmt ist. Nur bei Studienanfängern äußert sich oft ein besonderes Interesse an diesen Grundfragen. Im Wissenschaftsbetrieb zeigt sich eher ein Gemisch von Auffassungen, das wie ein vager, additiver Pluralismus der Beliebigkeiten oder wie ein Polypragmatismus wirkt. Wäre es nicht doch interessant, trotz aller Vorbehalte gegenüber repräsentativen Erhebungen, Informationen zu gewinnen, wie viel Zustimmung z.B. die pluralistische Grundhaltung oder das reduktionistische Vorgehen, z.B. die primär experimentelle oder die primär interpretierende Methodik und das entsprechende Wissenschaftsverständnis der Psychologie finden: bei den Professoren, den diplomierten Psychologen und den Studierenden? Könnten solche Ergebnisse sogar Rückkopplungseffekte auf das akademische System der Psychologie haben?

Falls solche insistierenden Fragen zurückgewiesen werden, wäre zu entgegnen, dass die skizzierten Vorentscheidungen wahrscheinlich Konsequenzen für spezielle Auswahlentscheidungen in der Theorie und Praxis der Psychologie haben werden. Diese Relevanzbehauptung ist nicht nur eine wissenschaftstheoretische Vermutung, sondern eine empirische Hypothese. Wahrscheinlich wird diese Hypothese in der Selbst-Reflexion vieler Psychologen und in der Krisen-der-Psychologie-Diskussion anerkannt. Weshalb fehlen aber empirische Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Überzeugungssystemen, philosophischen Vorentscheidungen und wissenschaftlicher Psychologie? Gerade die Psychologie verfügt über die erforderlichen Untersuchungsmethoden; diese werden jedoch bisher nicht zur Aufklärung eingesetzt.



## Bewältigungsversuche

Psychologiegeschichtliche Ordnungsversuche haben gezeigt, dass einfache Schemata wie der Gegensatz verstehender bzw. erklärender Psychologie (vgl. Schmidt, 1995) bei weitem nicht ausreichen werden, die hauptsächlichen Muster typischer Einstellungen und Wissenschaftskonzeptionen abzubilden. Die Unterschiede sind nicht eindimensional bzw. nach dem Schema zweier Denkstile zu erfassen. Solche Dualismen wie natur- versus geisteswissenschaftlich, nomothetisch versus idiographisch, mathematisch und quantitativ versus interpretierend und qualitativ usw. sind unzureichend.

In den Lehrbüchern für Studierende scheint, von einigen Einführungstexten abgesehen, die grundsätzliche Diskussion kaum repräsentiert zu sein. Auch die in ihrer Art vorzüglichen und gut eingeführten Lehrbücher der Methodenlehre der Psychologie sind, trotz ihres Umfangs, auf bestimmte Ausschnitte spezialisiert und klammern andere Themen aus. Vermutlich werden die heiklen Grundsatzfragen der *Philosophie* zugeordnet oder als *Geschichte* der Psychologie angesehen.

In Fachgesprächen sind unterschiedliche Bewältigungsformen zu finden:

- Abfinden mit den immanenten und unlösbaren Widersprüchen;
- Diagnose der Systemimmanenz und ihrer Folgen;
- Notwendige Durchsetzung eines realistisch-naturwissenschaftlichen Denkens und konsequente Eliminierung aller „weltanschaulichen“ Einflüsse;
- Begrenzung auf relativ homogene und wissenschaftstheoretisch unproblematische Spezialgebiete;
- Überzeugung, dass große Bereiche der Forschung und Praxis von solchen weltanschaulichen Einstellungen unbeeinflusst bleiben, und zunehmende Spezialisierungen solche übergreifenden oder gar philosophischen Fragen erübrigen;
- Diskrepanzen treten höchstens in der Berufspraxis auf, wo ein Gegensatz zwischen der akademischen Grundlagenforschung und den Anwendungen als Theorie-Praxis-Problem erscheint (und wo unterschiedliche Menschenbilder vielleicht Einfluss gewinnen könnten);
- Pragmatismus im Hinblick auf die Kriterien-Maßstäbe bestimmter Praxisfelder;
- Polypragmatismus im Sinne einer breiten „Technologie“ psychologischen Fachwissens;
- Grundsätzliche philosophische Relativierung wissenschaftstheoretischer Überzeugungssysteme;
- Beliebigkeit im Sinne einer anarchistischen Einstellung zur Epistemologie;
- Denkfiguren wie Paradigmenwechsel, dialektisch verlaufender Fortschritt u.a.;
- Hinweis auf das attraktive und kreative Potential der Widersprüche;
- Rückkehr zu einer transzendentalen Bestimmung des Ich (Selbst) mit dem möglichen Vorzug einer deduktiv zu verfassenden Einheitstheorie;
- Aufhebung des Metaphysikverbots für die empirische Psychologie;
- Hoffnung auf oder Befürchtung von fachlichen bzw. organisatorischen Aufgliederungen mit höherer Prägnanz der Prinzipien und Auswahlentscheidungen;
- Differentielle Psychologie hinsichtlich der „Toleranz der Ambiguität“ bzw. der unterschiedlichen Bereitschaft zu pluralistischer Sicht und Perspektiven-Übernahme;
- Individuelle (kognitive) Schwierigkeiten im „multivariaten Denken“ und im Umgang mit multi-referentiellen Konstrukten.

Die epistemologischen Positionen und folglich auch die methodologische Strukturierung der empirischen Psychologie sind offenbar an philosophische Vorentscheidungen geknüpft, für die weiterhin keine Konvergenz zu erwarten ist. Deshalb müsste zumindest eine *Neutralisierung* der vielleicht wichtigsten Kontroverse, d.h. der gegensätzlichen Auffassungen von Gehirn-Bewusstsein erreicht werden, denn hier haben die wohl strittigsten Postulate ihren Ausgang: der Reduktionismus von Phänomenen und von theoretischen Sätzen und die Rechtfertigung der naturwissenschaftlichen oder geistes- und sozialwissenschaftlichen Orientierung der Psychologie. Gefragt ist ein *modus vivendi*, der mehr bietet als einen unstrukturierten Pluralismus und Pragmatismus. Deswegen kann es anregend sein, den grundsätzlichen Fragen nach Pluralismus, Perspektivität und nach psychophysischer Komplementarität weiter nachzugehen.

Damit weitet sich die Betrachtung erneut aus und reicht – wie bei Wundt – in die Psychologische und Philosophische Anthropologie hinein. Die überdauernde Diskussion des Gehirn-Bewusstseins-Problems überlappt sich epistemologisch weitgehend mit der sog. Subjekt-Objekt-Spaltung, dem Thema des phänomenalen Erlebens und mit dem Reduktionismus-Problem der Psychologie (vgl. z.B. auch die sich über mehrere Hefte der Psychologischen Rundschau hinziehenden neueren Kontroversen: Heinemann, 1988; Herzog, 1989; Windmann & Durstewitz, 2000).

## 2 Absolute Voraussetzungen und Systemimmanenz

### Absolute Voraussetzungen jeder Wissenschaft bzw. jeder Theorie der Wissenschaften

Dass jede wissenschaftstheoretische Position fundamentale erkenntnistheoretische Voraussetzungen macht und deswegen keine Allgemeingültigkeit beanspruchen kann, ist wohl Allgemeingut der neueren (postmodernen) Diskussion und der Grund der verschiedentlichen Liberalisierungen der aus heutiger Sicht dogmatisch wirkenden älteren Auffassungen.

Den besonderen Charakter dieser Voraussetzungen von philosophischer Seite in neuerer Zeit untersucht zu haben, ist das Verdienst u.a. von Robin Collingwood (1940/1998). Jedes Aussagensystem über wissenschaftliche Theorien und Methoden muss immer auf außerhalb des System liegende Begründungsstrukturen zurückgreifen, denn die basalen Postulate und die unvermeidlichen Konventionen sind nicht innerhalb des Systems begründbar.

Collingwood nennt sie absolute Voraussetzungen, „absolute presuppositions“. Er analysierte einige solcher absoluten Voraussetzungen: Allgemeingültigkeit der rationalen Erkennbarkeit der Natur, Atomismus nicht nur als Prinzip der Physik, sondern für die gesamte Natur, Reduzierbarkeit komplexer Strukturen auf die Kombination von Elementen. – Hier sind gerade für die Psychologie weitere Voraussetzungen leicht zu benennen: Objektivierbarkeit bzw. Messbarkeit von Bewusstseinsvorgängen, Komplexitätsreduktion, empirische oder transzendente Verfassung von „Selbst“ (Ich), Kausalität psychischer Ereignisse, Willensfreiheit u.a.

In den Grundentscheidungen zum Leib-Seele-Problem sieht Walach (2005) solche absoluten Voraussetzungen. Er weist darauf hin, dass das Leib-Seele-Problem über Gehirn und Bewusstsein hinaus noch eine andere Perspektive enthält: auf „transpersonale“ geistige Phänomene (Walach, 2007). Damit ist weniger die Welt der Ideen im Sinne von Platon oder von Popper gemeint, sondern die *Spiritualität*. Diese Phänomene werden gewöhnlich dem Bereich der Religion zugeordnet, haben jedoch ein zunehmendes Interesse in der Psychotherapie gefunden und regten empirische Untersuchungen im Hinblick auf eine vermittelnde Rolle für Gesundheit, Wohlbefinden und Sozialverhalten an. Das Meinungsspektrum über die psychologische Bedeutung und Einordnung von Spiritualität wird wohl noch größer sein als bei den anderen absoluten Voraussetzungen. Durch eine inter-religiöse und inter-kulturelle Sicht kann dieses Thema noch komplizierter werden. Als Beispiel kann die für das europäische Denken selbstverständliche Kategorie Ich/Selbst bzw. der metaphysische Seelenbegriff dienen. Im Theravada-Buddhismus und in einigen ostasiatischen Religionsformen scheinen zwar nicht äquivalente Begriff, aber – ontologisch und psychologisch – der Glauben an deren Realität zu fehlen. Im genauen Gegensatz zu Descartes führen die psychologisch hochdifferenzierten Analysen und Meditationen zu der Einsicht, dass im Bewusstsein überhaupt nichts vorhanden ist, was als „Ich“ zu bezeichnen wäre..

Die absoluten Voraussetzungen haben den Status metaphysischer Überzeugungen. Sie sind durch die wissenschaftliche Forschung nicht zu begründen, sondern leiten diese in bestimmter Weise. Collingwood wies darauf hin, dass solche Voraussetzungen zwar gemacht, aber nur selten mitgeteilt oder reflektiert werden. Es fehle die Kraft und vielleicht die Kompetenz, solche Voraussetzungen aufzudecken. Collingwoods Thesen ähneln denen von Thomas Kuhn (1967) über die *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, und tatsächlich scheint sich Kuhn sowohl auf Collingwood als auch auf Ludwik Flecks (1935/1980) Lehre von den Denkstilen und der großen Bedeutung sozialer Konventionen in der Wissenschaft gestützt zu haben (siehe die Darstellung durch Walach, 2005).

Wolfgang Stegmüller (1973) erläuterte verschiedene Facetten des Begriffs „wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit“ und unterschied u.a. mögliche Voraussetzungen auf der Ebene der Einzelwissenschaften oder auf der Metaebene sowie formale und inhaltliche Voraussetzungen. Zur Forderung nach Voraussetzungslosigkeit schrieb er: „Am besten deutet man die Forderung *als eine moralische Empfehlung*, die sich gleichermaßen an die Adresse des Fachwissenschaftlers wie an die des Wissenschaftstheoretikers wendet: *nämlich bereit zu sein, jede spezielle Annahme der Kritik auszusetzen und sie preiszugeben, wenn sie der Kritik nicht standhält*. Deutet man die Forderung in dieser Weise, dann ist sie nichts anderes als Bestandteil der globalen Empfehlung, sich im intersubjektiven Gespräch rational zu verhalten“ (S. 44).

Diese Deutung wirkt harmlos, wenn das metatheoretische Problem nur zum moralischen Apell wird oder wie ein gewöhnliches Problem der alltäglichen Fachdiskussion gesehen wird. Die Mehrzahl der Lehrbücher und Handbücher zur Methodenlehre der Psychologie scheinen noch nicht einmal diesem Weg der Problembewältigung zu folgen. Vielleicht ordnen die Autoren solche absoluten Voraussetzungen ihrer Forschung und ihrer akademischen Lehre ausschließlich der Philosophie zu und klammern sie deswegen als „Weltanschauung“ oder Scheinproblem aus. Bereits die Sachregister der einschlägigen Lehrbücher zeigen die Defizite, wenn die zentralen Begriffe (oder z.B. Autoren wie Collingwood, Kant oder Wundt) sehr selten auftauchen, dann meist nur nebenbei – und in der Regel völlig fehlen. Könnte die Selbstüberschätzung bestimmter wissenschaftstheoretischer Überzeugungen vielleicht eine Konsequenz des universellen Anspruchs solcher Systeme sein?

### **Import der Wissenschaftstheorie der Physik in die Psychologie?**

Nicht unwichtig ist der Umstand, dass die meisten der auch in der *Wissenschaftstheorie der Psychologie* zitierten Wissenschaftstheoretiker von Haus aus *Physiker* sind. Zwar hat sich etwa Karl Popper auch für Sozialwissenschaften und für das Gehirn-Bewusstsein-Problem interessiert, kaum jedoch für die Psychologie. Verallgemeinerungen der primär von Physikern entworfenen Wissenschaftstheorie auf die Psychologie werden leicht deren besondere Verhältnisse, die eigenständigen Kategorien und basalen Voraussetzungen vergessen lassen. Es sei denn, es würden allgemeinverbindliche methodologische Normen oder die Möglichkeit einer „Einheitstheorie“ behauptet.

Der wesentliche Unterschied besteht in der strukturellen, nicht völlig zu eliminierenden Subjektivität psychologischer Aussagen und in der sehr zweifelhaften Angemessenheit naturwissenschaftlicher Konzepte der Kausalität auf psychische Prozesse, d.h. Erleben und Handeln (im Unterschied zum Verhalten).

- (1) Die Subjektivität von Aussagen über Bewusstsein und Erlebnisse ist eine kaum bestreitbare Einsicht. Die ebenfalls gegebene, wenn vielleicht auch geringer ausgeprägte, *strukturelle Subjektivität der experimentellen und allgemeinen Psychologie* ist weniger offensichtlich, bei methodenkritischer Betrachtung jedoch unabweisbar, falls

nicht ausschließlich physiologische und strikt behaviorale Beobachtungen/Messungen vorgenommen werden (wie in Skinners Behaviorismus und z.T. in der Biologischen Psychologie). Die prinzipielle Subjektivität aller Selbstberichte unterscheidet sich kategorial von technischen oder physikalischen Messfehlern; sie ist grundsätzlich nicht mit testmethodischen Konzepten der Reliabilität zu definieren, sondern höchstens zu umschreiben.

- (2) Kausalgesetze im engeren Sinn können in der Regel nicht behauptet werden, sondern nur statistische Zusammenhänge, es sei denn, unabhängige und abhängige Variablen sind physiologisch-behavioraler Natur und die *ceteris paribus*-Bedingung kann tatsächlich behauptet werden.
- (3) Psychologische Prozesse, Handlungen, Verhaltensweisen, Gefühle, Motive usw. sind in ihrem speziellen Ablauf kaum als eine Kausalkette zu erklären, sondern in Sequenzen von Grund und Folge, Mittel und Zweck (was mit natürlichen Kausalketten der Neurophysiologie vereinbar ist). Der Finalnexus psychologischer Prozessschritte ist ein unverzichtbares Prinzip, während teleologische Interpretationen in den Naturwissenschaften nicht als konstituierendes Prinzip von Theorien angesehen werden..

Diese Thesen mögen hier vielleicht irritieren, geben aber – zumindest in der grundsätzlichen Orientierung – Wilhelm Wundts Auffassung wieder. Seine Argumente zur kausal-finalen Achse von Erklärungen scheinen heute nicht mehr aktuell zu sein. Vielleicht gehört dies auch zu den Auswirkungen der *primär von Physikern beeinflussten Wissenschaftstheorie des kritischen Rationalismus* auf die Wissenschaftskonzeption der Psychologie. Der Unterschied von Naturkausalität und Finalität besteht gewiss auch weiterhin und taucht gelegentlich und sehr nachdrücklich wieder auf, z.B. in der aktuellen Kontroverse, wenn einige Neurowissenschaftler, die einen physikalistischen Monismus vertreten, ein öffentliches Manifest schreiben: Deterministische Hirnphysik versus freie Willensentscheidung.

### Varianten des Kausalitätsbegriffs

Die fundamentalen Voraussetzungen der wissenschaftlichen Psychologie werden also in den Büchern zur Methodenlehre der Psychologie gewöhnlich nicht behandelt. Zu den Ausnahmen gehören Westermann (2000) und – in seiner Philosophie der Psychologie – Gadenne (2004). Beide Autoren stellen das Gehirn-Bewusstsein-Problem als die ontologische Grundfrage in den Mittelpunkt ihrer Argumentation und beziehen auch eine eigene Position. Bereits die Schilderung der verschiedenen Überzeugungen läuft auf eine Relativierung jeder einzelnen dieser Positionen hinaus; ein metatheoretisch überzeugender Ausweg aus diesem Nebeneinander von Überzeugungen kann nicht vorgeschlagen werden (siehe auch die entmutigenden Kommentare zu Roth & Schwegler, 1995).

Beide Autoren, Gadenne und Westermann, äußern sich kritisch zur unreflektierten Verwendung des Kausalbegriffs in der Psychologie. Keiner von ihnen geht jedoch auf Wundts epistemologische Position ein, von der Naturkausalität eine psychische Kausalität im Sinne des Finalnexus zu unterscheiden; nicht einmal dieser Begriff taucht auf. Die für Wundt so wesentliche Unterscheidung, dass sich innere Erfahrung, gesellschaftliche Vorgänge und geistige Erzeugnisse einer Kausalforschung entziehen, fehlt. Diese Zurückhaltung ist gewiss auch auf die philosophisch komplizierten und durch lange Auseinandersetzungen belasteten Begriffe der Kausalität und Finalität zurückzuführen.

In einer anderen Hinsicht scheint sich die wissenschaftstheoretische Diskussion etwas entschärft zu haben, wenn nicht mehr nomologische und idiographische Postulate konfrontiert, sondern zwischen verschiedenen Typen von Gesetzaussagen unterschieden wird, und der psychologischen Forschung insgesamt eher induktiv-statistische "Erklärungen" und statistische Begründungen anstelle nomologischer Erklärungen nahe gelegt werden (Breuer, 1991; Groeben & Westmeyer, 1975; Westermann, 2000). Nur selten wird der traditionelle Begriff der Wirk-Ursache bzw. der notwendigen und hinreichenden Bedingungen für das Eintreten eines Ereignisses erläutert. Psychologische Beispiele für solche „Naturkausalität“ wären allerdings schwer zu benennen.

Gadenne (1994) skizziert den schwierigen Begriff der Kausalität aus heutiger Sicht: erstens die „Naturkausalität“ und zweitens das Konzept der experimentellen Versuchsplanung in der Psychologie mit den sog. statistischen Kausalmodellen. „Die Bemühungen um *Kontrolle* in der Versuchsplanung und ein großer Teil der Entwicklungen in der Korrelationsstatistik dienen dem erklärten Ziel, Kausalbeziehungen nachzuweisen bzw. Kausalmodelle zu testen... (...) ... Hierbei liegt allerdings keine einheitliche und zum Teil überhaupt keine geklärte Auffassung von Kausalität zugrunde“ (S. 330). An anderer Stelle erläutert Gadenne (2004) ausführlicher die Komplikationen des von vielen Psychologen verwendeten Kausalbegriffs, der in der Regel keine deterministischen, sondern nur statistische (probabilistische) Gesetzaussagen meint, d.h. nur Erwartungswahrscheinlichkeiten. Die Kausalhypothesen der Psychologen sind strukturell unvollständig. Die wichtige *ceteris paribus* Feststellung, dass die übrigen Bedingungen konstant gehalten werden und keine störenden Effekte vorhanden sind, hat in der Psychologie zweifellos eine grundsätzlich schwierigere Bedeutung als in der Physik, wird jedoch sehr selten explizit gemacht.

Westermann (2000) hebt die unterschiedlichen Absichten und Varianten von Kausalaussagen hervor und weist u.a. auf die kaum auflösbaren Gefüge multipler und komplexer Ursachen hin. – Haben also solche *statistischen Gesetzhypothesen*, in denen *alle notwendigen und hinreichenden Bedingungen* für das regelmäßige Auftreten eines Ereignisses (z.B. Verhaltensweisen, Handlungen, Stress und Emotion, Motivkonflikten) *nicht* angegeben werden können, nur den Status von psychologischen *Kausaldeutungen*?

Donald Davidson (1980) war der Auffassung, dass es keine strikten psychologischen und psychophysischen Gesetze geben könne wie in der Physik, denn es sei in der Psychologie nicht möglich, die Bedingungen genau anzugeben, unter denen eine allgemeine Gesetzaussage zutrifft. Doch hier sind Differenzierungen sinnvoll. Wenn etwa in einem pharmakopsychologischen Doppelblind-Versuch ein Medikament gegeben und die verursachten Verhaltenswirkungen

objektiv durch minimal reaktive oder durch nicht-reaktive Aktivitäts- und Verhaltensmessungen oder durch physiologische Messungen erfasst werden, wäre das wohl Kausalforschung im engeren Sinn. Verallgemeinernd gesagt: (1) wenn unabhängige und abhängige Variablen (Bedingungsvariationen bzw. Messungen) strikt behavioral oder physiologisch sind und (2) die subjektiven Mediationsprozesse (Erwartung, Bewertung, Kontext, Compliance usw.) nur *minimalen* Anteil haben, könnte eine kausalanalytische Strategie behauptet werden. Unter diese Definition fallen zweifellos äußerst wenige der von Psychologen publizierten experimentalpsychologischen Untersuchungen. Genau betrachtet, wäre allerdings das erhaltene Wissen wegen des *ceteris-paribus*-Vorbehalts nur in höchst eingeschränkter Weise zu nutzen.

Eine Distanzierung von zu einfachen Konzepten der psychologischen „Erklärung“ ist auch bei Lenk (2007) deutlich. Er geht jedoch kaum auf den Kausalitätsbegriff ein, sondern erläutert den wissenschaftstheoretischen Status von *Quasi-Erklärungen* und Quasi-Gesetzesartigkeit sowie die Mehrdeutigkeit der statistischen Ereigniserklärungen, die nur *Begründungen* liefern. Eine besondere Rolle spielen für ihn die sozialwissenschaftlichen Handlungserklärungen im Anschluss an das Konzept der Handlungsinitiiierungen von Paul Churchland. Es handelt sich nach Lenk um *interpretatorische Konstrukte* (Lenk, 2006, S. 450). Er unterscheidet die drei Ebenen (1) das Handlungsgefüge in der sozialen Realität, (2) das (Leit-)Bild dieses Handlungsgefüges aus der Sicht der Akteure sowie (3) die Struktur des sozialwissenschaftlichen Modells (das soziale System als idealtypische Faktorenkonstellation). Diese Überlegungen führen zu einem verallgemeinerten *Methodologischen Interpretationismus*, der die zentrale Funktion von Konstruktmodellen, Rekonstruktionen bzw. Schemainterpretationen im Erkenntnisprozess hervorhebt.

## Exkurs

Nach seiner Diskussion der methodischen Einwände gegen den wissenschaftlichen Status der Selbstbeobachtung schreibt Erdfelder (1994, S. 59f): „Das Problem, daß innere Vorgänge nicht wissenschaftlich beobachtbar sind, kann dadurch gelöst werden, daß (geschriebene oder gesprochene) *Erlebnisdeskriptionen* als zu beobachtende empirische Sachverhalte aufgefasst werden. Dies impliziert keine antimentalistische Psychologie, sondern ist – wie am Beispiel der SDT erläutert wurde – mit der Verwendung mentalistischer Konzepte durchaus vereinbar. Die Beziehung zwischen diesen Konzepten und dem Bewusstsein bleibt hierbei offen. Insbesondere wird also keine Gleichsetzung von Mentalem und Bewusstsein vorgenommen; das Bewusstsein lässt sich prinzipiell ganz ausklammern oder aber als Teil des Mentalen auffassen ... (...) ... Auf diesem Hintergrund sind Selbstbeobachtungen von Bewusstseinsprozessen prinzipiell verzichtbar; wenn sie durchgeführt werden, so geschieht dies nicht, weil ohne sie z.B. eine Wahrnehmungspsychologie nicht möglich wäre. Es geschieht im allgemeinen deshalb, um die Frage studieren zu können, welche Beziehung zwischen den Konstrukten psychologischer Theorien und bewussten Vorgängen besteht. So interessant die Antwort auf diese Fragen sein mag: Im Hinblick auf die empirische Gültigkeit der Theorien, in die die betreffenden Konstrukte eingebettet sind, ist sie völlig irrelevant“ (S. 59f.). Das sehr elementare Beispiel der Signaldetektionstheorie hält der Autor für typisch, denn er sieht auch für die Denkpsychologie bzw. die Methodik des Lauten Denkens einen entsprechenden Weg der Objektivierung durch geeignete Protokolle. Die Selbstbeobachtung hat folglich für ihn höchstens den Status einer Heuristik im Vorfeld der Hypothesengewinnung.

Andere Bereiche wie die weit verbreiteten Selbsteinstufungsskalen und Fragebogen, die ja offensichtlich *Selbstbeurteilungen* verlangen, vermeidet er. Oder kann Erdfelder wirklich der Meinung sein, dass sogar solche Fragebogendaten „objektive“ Informationen einer naturwissenschaftlichen Psychologie darstellen könnten? (vgl. Mausfeld, 1994a, 2003).

Mit dieser erstaunlichen operationalen Definition von Bewusstseinsvorgängen durch Reduktion auf eine andere „Analyseebene“ scheinen nun die überdauernden Probleme der strukturellen Subjektivität von Selbstberichten bewältigt zu sein – ungeachtet der Kant-Wundt-Kontroverse über Selbstbeobachtung, der Auseinandersetzung über Behaviorismus und Operationismus. Wie steht Erdfelder zu der Argumentation im nächstfolgenden Handbuchbeitrag, d.h. dem über *Psychologische Interpretationsmethodik* (Soeffner & Hitzler, 1994)? Sieht der Autor den Kategorienfehler und den Reduktionismus oder auch nur die praktische Notwendigkeit, solche Protokollinformationen psychologisch zu interpretieren, natürlich im Rückgriff auf die subjektiven Bedeutungen und die Kontexte der „ersten Person“?

Wenn Mausfeld (1994b) über den Schritt von Zahlzeichen zu Skalen schreibt, fällt auch, dass er nur Fechner erwähnt, aber weder Herbarts vorausgegangene mathematische Psychologie noch die überdauernde Kant-Wundt-Kontroverse um die Messbarkeit von Bewusstseinsvorgängen erwähnt. Sind dies nur noch unwichtige historische Erinnerungen?

## Systemimmanenz und anthropologischer Reduktionismus

*Systemimmanenz als Ursache der Dauerkrise* „wissenschaftlicher“ Psychologie hat Jüttemann (1991) seine Thesen zur Epistemologie und Methodologie der Psychologie überschrieben. Er diagnostiziert verkürzte und erstarrte Denksysteme und verweist auf die zugehörigen impliziten Menschenbilder, die aus unreflektierten anthropologischen Auffassungen stammen.

„Systemimmanenz, die als Ursache einer als Stagnationsprozeß aufzufassenden Dauerkrise aufgedeckt werden soll, entsteht im Bereich der Psychologie, dem im folgenden stets auch die psychoanalytischen Konzepte zugeordnet werden, *als Folge der Errichtung starrer und ‚verkürzter‘, relativ unvereinbar nebeneinander bestehender Systeme, von denen ausgehend der Aufbau eines einzigen ‚unverkürzten‘, gegenstandsangemessenen wissenschaftlichen Systems*

nicht (mehr) möglich ist. Insofern sind systemimmanente Ansätze auch nicht als unvollständige, sondern als verfehlte ‚wissenschaftliche‘ Konzeptionen zu verstehen“ (1991, S. 340 f).

„Der Begriff ‚Systemimmanenz‘ kennzeichnet somit eine besondere Kategorie von nicht entwicklungsfähigen Systemen, die vor allem in *grundlagenwissenschaftlicher* Hinsicht fragwürdig erscheinen. Derartige Systeme sind in der Psychologie zahlreich anzutreffen und besitzen eine bisher nicht erkannte oder nicht zugegebene fortschritthemmende Wirkung.

Die Geschlossenheit psychologischer Systeme *wird durch die Fixierung von Menschenbildern erzeugt, welche die Systeme zugleich definieren.*“ ...(...) ... „Die Menschenbilder, um die es hier geht, erscheinen z.T. nicht in der Form expliziter Annahmen, sondern lassen sich nur indirekt aus der systembegründeten Entscheidung für einen methodologischen Monismus erschließen. In diesem Zusammenhang bemerkt Thomae (1969, S. 13), es sei im Hinblick ‚auf die wissenschaftliche Entwicklung der Psychologie in den letzten 80 Jahren festzustellen, daß eine irgendwie geartete Annahme über den ‚Menschen im ganzen‘ in jeder noch so objektivierenden Psychologie steckt. Lersch hat diese Annahmen als implizite Menschenbilder bezeichnet (1958). `Doch sind solche impliziten Menschenbilder abgesehen von jeder theoretischen Ausrichtung schon mit der Anwendung bestimmter Methoden gegeben“ (S. 341).

Jüttemann kritisiert vor allem die nomologisch orientierte Psychologie mit ihrem methodologischen Monismus und hebt die drohende Zirkularität hervor, dass „die Gegenstandsbestimmung der Psychologie durch das jeweilige Programm selbst vorgenommen wird“ (vgl. Scheerer, 1989, S. 1644). So ergeben sich Fragen und Forderungen nach Theorieoffenheit, Reflexivität des Vorgehens, Transparenz des Untersuchungsprozesses, vom erlebenden Subjekt auszugehen, die Verzerrungstendenzen im psychologischen Denken zu analysieren. Den tieferen Grund sieht Jüttemann in der nicht mehr aufhebbaren Fixierung anthropologisch-reduktionistischer Menschenbilder bzw. Modellkonstruktionen. Die angebliche Voraussetzungslosigkeit ende oft schon bei der Reflexion des eigenen Menschenbildes und seiner Implikationen.

Aber wäre es nicht ebenfalls notwendig, diese kritische Sicht auf alle Bereiche auszudehnen, d.h. eine nur sozial- und kulturwissenschaftliche Psychologie nach ihren Skotomen hinsichtlich Gehirn, Evolution, Verhaltensgenetik und Verhaltensanalyse zu fragen? Welche ebenfalls oft verborgenen „absoluten Voraussetzungen“ sind charakteristisch für die sozialwissenschaftlich akzentuierten Richtungen, für die transzendentalphilosophischen, die phänomenologischen, die strukturalistischen u.a. Positionen? Die Aufklärung der anthropologischen Vorentscheidungen müsste allseits stattfinden. Hätte die ausdrückliche „Wiedereinführung des Subjekts“ in die wissenschaftliche Psychologie wirklich nur kreative Konsequenzen oder auch eine Schadensfunktion hinsichtlich der Wissenschaftlichkeit, Prüfbarkeit und Anwendungsethik?

Diese Überlegungen führen direkt zu Wundts Wissenschaftskonzeption und zu seinem perspektiven Monismus zurück. So ist es gut nachzuvollziehen, dass Jüttemann sich entschieden für die Erinnerung an Wundt und dessen Erbe mit großem „Integrationspotential“ einsetzt und die „verdrehte Rezeptionsgeschichte“ beanstandet (2006b. 2007a). Jüttemanns Schlussfolgerung lautet, dass *der psychologisch-anthropologische Reduktionismus* mit der oft unzureichenden Reflexion des eigenen Standpunkts das Grundproblem ist. Aus Mangel an Reflexion der Menschenbilder entstünden Reduktionen auf ein überwertiges Leitprinzip oder eine überwertige Methode. Jüttemann (1991, 1995, 2006b, 2007a) verweist – wie auch andere – auf eine massive und systematische Benachteiligung kulturwissenschaftlicher Orientierungen innerhalb der universitären Psychologie und sieht wegen der Anlehnung an die Denkweise naturwissenschaftlicher Disziplinen eine Abnahme der Kommunikation und Kooperation mit Sprach-, Text-, Kulturwissenschaften.

Jüttemann äußert sich überzeugt, dass die „Systemimmanenz“ (im Sinne einer Zirkularität und Selektivität) durch eine neue reflexive Haltung überwunden werden kann. Die zentrale Forderung nach gegenstandsangemessener Grundlagenforschung wird jedoch auf Bedenken stoßen, denn diese Definition des Gegenstandes ist offensichtlich in der Geschichte der Psychologie bisher nicht gelungen und wird in einer pluralistisch verfassten Gesellschaft kaum zu erwarten sein. Ist die divergente Produktion immer neuer Systeme und Varianten von Menschenbildern aufzuhalten? Macht nicht die Geschichte der Psychologie trotz aller Ordnungsversuche einen chaotischen Eindruck (vgl. Schönplflug, 2004)? Wer – wie Jüttemann – z.B. mehr als 50 Persönlichkeitstheorien und mehr als 250 verschiedene Richtungen der Psychotherapie sieht, wird tatsächlich nicht nur einen breiten Pluralismus der Systeme und der Menschenbilder erkennen, sondern den Eindruck chaotischer Verhältnisse gewinnen. Doch wie kann dem anarchischen Zustand abgeholfen werden?

Über die von Jüttemann genannten Forderungen und Hoffnungen hinaus, gehörten noch weitere Perspektiven hinzu, u.a. die praktischen Konsequenzen der Wertorientierungen und die Berufsethik. In den Anwendungsbereichen, aber auch in der Grundlagenwissenschaft, stellen sich Fragen nach der Qualitätskontrolle und Wirksamkeit psychologischer Interventionen, für die eine uferlose Beliebigkeit nicht akzeptiert werden kann. Oder gebieten hier allein die Gesetze bzw. die Gerichtsbarkeit Einhalt? (vgl. Wienand, 1982). Erwähnenswert ist die deutliche Analogie zu anderen Pluralismen, z.B. unter der inter-kulturellen Perspektive und insbesondere in den Religionen, deren Dogmen und Menschenbilder sich in den Kernüberzeugungen so widersprechen, dass eine Konvergenz unmöglich ist (vgl. Fahrenberg, 2007). – Werden sich die evolutionsbiologisch und physikalistisch orientierten Monisten und die transzendenzbezogenen (seele- und gottgläubigen) Dualisten in der Psychologie je verständigen können? Sind nicht die Ausdrücke Geist, Seele, Person, Selbst, Subjekt außerordentlich vieldeutige, säkularisierte Platzhalter für solche unklaren Transzendenz-Überzeugungen vieler Psychologen?

Hinsichtlich einer allgemeinen Lösung, einer Integration oder eines Fortschreitens in Wundts Programm des perspektivischen Monismus ist sicher viel Skepsis angebracht, weil ein einheitliches Menschenbild utopisch bleibt. Welche

Letztbegründung kann für eine deskriptive oder eine normative oder eine anarchistische Wissenschaftstheorie der Psychologie vorgebracht werden?

Besteht vielleicht *allein die Alternative*, von der vereinheitlichenden Konzeption, also der großen Einheitstheorie, die sogar in der modernen Physik fragwürdig geworden ist, abzusehen und den Fokus auf die *einzelnen Psychologen* zu verschieben? Falls diese durch ihre Ausbildung in die Lage versetzt werden, Standpunkte und aufgabenbezogen auch Theorien und Methoden zu wechseln, perspektivisch zu denken und mit multi-referentiellen Konstruktionen zu arbeiten, könnten vielleicht größere Bereiche der Wirklichkeit erfasst werden.

### 3 Reduktionismus und Kategorialanalysen

#### Reduktion von Phänomenen bzw. Theorien am Beispiel von Bewusstsein und Gehirn

Die theoretischen Begriffe und Erklärungsweisen (nicht die Phänomene) eines naturwissenschaftlichen Bereichs auf die jeweils zugrunde liegende, elementaren Konzepte zurückzuführen, heißt, eine theoretische Reduktion vorzunehmen, z.B. Gesetzmäßigkeiten der Chemie auf solche der Physik zurückzuführen. Diese Strategie der „Herabführung auf Einfacheres“ hat sich in den Naturwissenschaften auf dem Wege zu einer wissenschaftlichen Einheitstheorie außerordentlich bewährt, weil dadurch genauere wissenschaftliche Vorhersagen erreicht werden können. Gesetzmäßigkeiten der Biologie durch solche der Physik zu erklären, wäre eine *starke* Reduktion innerhalb der Naturwissenschaften, die evolutionstheoretische Erklärung des menschlichen Sozialverhaltens wäre eine noch stärkere Reduktion. Reduktion ist folglich sehr viel mehr als die in jeder wissenschaftlichen Beschreibung notwendige begriffliche Vereinfachung. Reduktionismus gibt es zweifellos auch in Philosophie und Geisteswissenschaften, z.B. wenn Menschenbilder, historische oder psychologische Vorgänge eindimensional bzw. einseitig interpretiert werden.

Das Gehirn-Bewusstsein-Problem (Leib-Seele-Problem) bildet den wichtigsten Hintergrund für die Diskussion, was mit Reduktionismus und Kategorialanalyse in der Psychologie gemeint ist. Eine *extreme* Reduktion wäre es – über den Bereich der Naturwissenschaften hinausgehend – eine Theorie der Bewusstseinsprozesse auf die Theorie hirnpfysiologischer Funktionen reduzieren zu wollen. Aus dieser Sicht wäre die Physik und deren wissenschaftlich erfolgreicher Methodologie auf ihrem Wege zu einer wissenschaftlichen Einheitstheorie das einzige Vorbild, selbst wenn dieses Programm nur in Schritten von Mikroreduktionen möglich sein sollte (Roth & Schwegler, 1995). Anhänger dieser Lehre müssten jedoch den Nachweis liefern, welche wissenschaftlichen Vorhersagen damit besser zu leisten wären.

Die Begriffsbestimmung von *psychisch* und *physisch* ist schwierig, weil *das Psychische* ein Oberbegriff für eine Vielfalt von Funktionen ist: Erleben (Befinden, Bewusstsein), unbewusste Prozesse, Emotionen, Kognitionen, Motive und Handlungen bzw. Verhaltensweisen. Das Wort *physisch* ist ebenfalls mehrdeutig, da der *materielle* Körper oder der *belebte* Organismus und speziell das aktive Gehirn gemeint sein können. Präzisierungen sind nur durch *Kategorialanalysen*, d.h. durch genaue Unterscheidung der jeweils typischen bzw. unerlässlichen Grundbegriffe zu leisten. <sup>(22)</sup>

Die Kategorienlehre befasst sich mit den Grundformen der Erkenntnis, u.a. Raum, Zeit, Substanz, Prozess, Struktur, Kausalität (vgl. Kant, N. Hartmann, M. Hartmann, Rothschuh, Whitehead, Ryle, Hastedt u.a.). Die Phänomene des Bewusstseins sind jedoch mit den Kategorien und Methoden der Naturwissenschaften nicht adäquat zu erfassen. Die Innerlichkeit des Menschen und die geistige Welt (Kultur) verlangen *zusätzlich* kategorial eigenständige Beschreibungsweisen, u.a. Erlebnisqualitäten, Ich-Bezug, Wertordnung, Verantwortung, Freiheit und Transzendenz. Als Kategorienfehler wird die unkritische Vermischung zwischen Kategoriensystemen bezeichnet, z.B. den Substanzbegriff in die Psychologie oder die Wert- und Moralbegriffe in die Naturwissenschaft (statt nur auf das Denken und Handeln der Naturwissenschaftler/innen) zu übertragen.

In der Diskussion werden außer Gehirn – Bewusstsein häufig noch andere Begriffe verwendet, um die zwei Bezugssysteme (Ebenen, Seinsweisen) hervorzuheben. *Leib* und *Seele* sind vieldeutige, durch eine lange philosophische und theologische Tradition belastete Begriffe. Das englische Begriffspaar Mind-Body vermeidet wenigstens die metaphysischen Nebenbedeutungen einer – auch abgetrennt für sich – existierenden und unsterblichen Seele. Das vieldeutige Wort "Geist" (mentaler Prozess) lässt oft unklar, ob die emotionalen, motivationalen u.a. psychischen Prozesse und die überindividuell-kulturellen Phänomene mitgemeint sind. Hier wird das metaphysisch weniger belastete Begriffspaar Gehirn-Bewusstsein vorgezogen, und – statt vage von *Geist* und *mental*en *Prädikaten* – psychologisch von Bewusstseinsprozessen und Bewusstseinsinhalten gesprochen.

Die populäre Redewendung von "psychischen Ursachen" und vom Einfluss "der Psyche" auf den Körper, den Blutdruck, das Immunsystem usw., sind besonders missverständlich. Mit "psychisch" könnte gemeint sein: (1) zentralnervös, (2) die subjektive Seite (Innenansicht) eines psycho-physischen Hirnprozesses, (3) allgemein die psychologischen Aspekte (Erleben und Verhalten) des Menschen oder (4) ein eigengesetzlicher und unabhängig vom neurophysiologischen Geschehen existierender, *geistig-seelischer* Einfluss, der irgendwie auf physiologische Funktionen wirken kann. Auch die Abgrenzungen von erster und dritter Person-Perspektive, von Teilnehmer und Beobachter, bleiben psychologisch oft zu oberflächlich, weil die Eigenart z.B. der methodisch kontrollierten Selbstbeobachtung (Introspektion), der Körperwahrnehmung (Interozeption), oder die reziproke, bewusste Personwahrnehmung in der sozialen Kommunikation nicht berücksichtigt sind.

Kategoriale Unschärfen und Kategorienfehler stiften in Diskussionen oft Verwirrung, dies gilt ebenso, wenn das Gehirn-Bewusstsein-Problem durch undifferenzierte Ganzheits- und Einheits-Postulate "zugedeckt" wird. Kategorialanalysen können die Übergänge zwischen verschiedenen Bezugssystemen bei auf- oder absteigenden Analysen deutlich

machen und das *kategoriale Novum* der Bewusstseinsprozesse gegenüber der Hirnphysik aufzeigen (vgl. die neuere Diskussion über die fortbestehenden Schwierigkeiten der Philosophie des Bewusstseins sowie die Differenzierung von Arten und Typen des Bewusstseins, u.a. Bieri, 1992; Chalmers, 1996; Hoche, 2008; Lenk, 2006).

Aus der Sicht des *nicht-reduktiven Physikalismus* ist das Bewusstsein eine natürliche Eigenschaft bestimmter neuronaler Aktivitätsmuster und kann ohne diese nicht existieren. Bewusstseinsprozesse und neuronale Prozesse verlaufen streng parallel. Deswegen ist es grundsätzlich möglich, mit neurophysiologischen Methoden nachzuweisen, wann und wo Bewusstseinsänderungen eintreten. In diesem Sinne sind Bewusstseinsprozesse reale, aber nicht direkt beobachtbare oder messbare Eigenschaften bestimmter neuronaler Vorgänge. Falls einmal der neurophysiologische Mechanismus entdeckt wird, wie die Bewusstseinsqualität eines repräsentationalen Zustandes hergestellt wird, könnte es weitere Fortschritte geben. Seinen Anhängern, darunter einige Neurowissenschaftler mit einem öffentlichen Manifest, gilt dieser Physikalismus als die überzeugendste Antwort auf das Gehirn-Bewusstsein-Problem im Vergleich zum Dualismus und dessen Varianten (Elger et al., 2004; vgl. Fahrenberg, 2008a; Roth, 2008). Gegenwärtig weisen die Darstellungen dieser Varianten des Physikalismus (Materialismus) so viele Unschärfen in den wesentlichen Aspekten auf, dass kaum zu beurteilen ist, ob die Behauptung zutrifft, dass diese Auffassung nicht reduktionistisch sei.

Jede der traditionellen Auffassungen bzw. Lösungsversuche hat spezielle logische, semantische oder wissenschaftstheoretische Schwierigkeiten. Das Hauptproblem des verbreiteten interaktionistischen Dualismus bleibt die psycho-physische Wechselwirkung, deren Ort, Energetik und Kausalität. Das Hauptproblem des Monismus ist dagegen die mehr oder minder deutliche Reduktion von Subjektivität und Intentionalität auf neurophysiologische, letztlich physikalische Funktionen. Beim Emergentismus bleiben Entstehung, kategoriales Novum und Wirkung der Bewusstseinsprozesse ein Rätsel, in den Supervenienztheorien ist es die begrifflich und auch neurophysiologisch unzureichende Präzisierung der Abhängigkeitsbeziehungen. Für den nicht-reduktiven Physikalismus ergibt sich eine schwierige Gratwanderung zwischen dem alten Eigenschafts-Dualismus (Doppel-Aspekt-Lehre) und dem schlichten Epiphänomenalismus, für den Bewusstseinsprozesse sozusagen nur Schatten der realen Hirnphysik sind. Psychophysisch neutrale Auffassungen (Identitäts- bzw. Doppelaspekt-Theorien) scheinen kaum etwas zu erklären, sie sind deskriptiv und stehen dennoch vor dem Problem, wie Identisches bzw. Zusammengehöriges über die beiden als eigenständig postulierten Beschreibungssysteme hinweg zu identifizieren sind.

Der interaktionistische Dualismus und der neurobiologische (nicht-reduktive) Physikalismus sind, bei aller Unterschiedlichkeit der Argumentation, in ihrem Kern auf ein noch *unbekanntes physikalisches Erklärungsprinzip* angewiesen, um die immanenten Denkschwierigkeiten zu überwinden. Entweder muss eine *irgendwie* kausale Wirkung nicht-physikalischer Phänomene auf neurophysiologische Prozesse postuliert werden, oder es müssen die Bewusstseinsprozesse als reale, aber nicht direkt messbare, und in ihren Relationen sehr *rätselhafte* Eigenschaften physikalischer Prozesse angenommen werden. Folglich ist zur Zeit nur die mangelnde Überzeugungskraft sowohl des interaktionistischen Dualismus als auch des Physikalismus (Materialismus, Naturalismus), d.h. der beiden gegenwärtig vielleicht verbreitetsten Positionen festzustellen.

Diese Widersprüche von Deutungen des Gehirn-Bewusstsein-Problems sind offenkundig und werden in einer freien, nicht-dogmatischen Welt voraussichtlich weiterbestehen. Statt eine Entscheidung zwischen diesen Positionen herbeiführen zu wollen, kann eine epistemische, der Erkenntnis und der Wissenschaftsmethodik dienliche Sicht angestrebt werden. Angesichts der unvereinbaren, wahrscheinlich nicht endgültig zu widerlegenden ontologischen Postulate könnte dies nur eine *hinsichtlich Monismus und Dualismus* (und ihren verschiedenen Weiterentwicklungen) *neutrale* Auffassung des Gehirn-Bewusstsein-Problems sein, d.h. auch ein fundamentaler Theorienpluralismus und der Verzicht auf das Vorbild einer Einheitstheorie im Stil der Physik. Eine metaphysisch neutrale Auffassung könnte die größere Akzeptanz und methodologische Fruchtbarkeit erreichen.

### **Phänomen-adäquate Methodik?**

Kein erfahrungswissenschaftlicher Ansatz wird auf eine Abgrenzung des Untersuchungsthemas und eine Selektion der Methoden verzichten können. Dabei besteht eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen dem interessierenden Phänomen und der Methode, wobei in der Anfangsphase eines Problemlösungsprozesses (wie z.B. auch Popper einräumt) ein hermeneutisches Verfahren durchaus einen Platz hat, d.h. die Hin- und Herbewegung mit wachsender Annäherung an das Gemeinte. Natürlich muss in der fachlichen Auseinandersetzung über „Operationalisierungen“ immer wieder kritisch geprüft werden, ob es in diesem kontinuierlichen und überdauernden Prozess wissenschaftlichen Denkens auch zu Korrekturen, Erweiterungen oder Einengungen solcher Definitionen kommt. Es kann kaum bestritten werden, dass operationale Definitionen (empirische Indikatoren theoretischer Konstrukte) unerlässlich sind. Solche Festlegungen können durchaus innovative Ergebnisse haben. Diese Festlegungen sind dann Fehlentwicklungen, wenn sie starr sind, immunisierend und resistent gegenüber neuen Ergebnissen, oder wenn sie dogmatisch vertreten werden – wie u.a. von Kuhn (1967) und Feyerabend (1997) geschildert wurde. Zuvor hatte es in der Psychologie bereits lange Auseinandersetzungen über den Operationismus und die Positionen von Percy Williams Bridgman und Burrhus Frederic Skinner gegeben (siehe u.a. Schönplflug, 2004).

Die extensionale und intensionale Definition eines theoretischen Begriffs der Psychologie ist folglich keine abgeschlossene formale Definition, sondern ein andauerndes, kritisches und möglichst transparentes Bemühen, eine hinreichende Explikation des Gemeinten zu erreichen. Wer selbst kritische Operationalisierungsstudien in der Psychologie

unternommen hat und die Probleme multipler, aber nicht konvergierender Operationalisierungen erfahren hat, könnte die Naturwissenschaftler um ihre Definitionsmöglichkeiten beneiden.

*Phänomen-adäquate Methode* ist ein vager Begriff. Oft ist wohl nur eine ganze Klasse von Methoden gemeint, die auf die interessierenden Phänomene bzw. deren *kategoriale Besonderheiten* abgestimmt sind. Für Bewusstseinsvorgänge sind bewusstseinspsychologische Methoden adäquat, für neurophysiologische Prozesse dagegen naturwissenschaftliche Methoden. Darüberhinaus wäre es nicht einfach, bereichsspezifische Kriterien der *Adäquatheit*, die über die gewöhnlichen Aspekte und Regeln von Explikationen und psychologischen Operationalisierungsprozessen hinausgehen, festzulegen.

Die Entscheidung, welches die phänomen-adäquate Methode ist, kann sich nur aus einem vielgliedrigen Problemlösungsprozess ergeben. Dazu gehören Strategien der Begriffsklärung nach Umfang und Inhalt, durch extensionale und intensionale Analyse der Definitionsversuche, insbesondere auch die Explikation der ungenauen Begriffe, wobei von dem präziseren Begriff zugleich eine weitgehende Ähnlichkeit, außerdem Exaktheit, Fruchtbarkeit und Einfachheit erwartet werden. Die Gegenstandsangemessenheit der Methodik kann im Bereich der Psychologie und Sozialwissenschaften weder deduktiv noch dogmatisch festgelegt werden, sondern verlangt über die notwendigen Begriffsklärungen hinaus besondere Konventionen. Diese wären zweifellos einfacher zu gewinnen, falls es sich wirklich um einen *Gegenstand* handeln würde. Doch die in diesen Bereichen interessierenden Phänomene sind in der Regel ungegenständliche und veränderliche Prozesse, die meist eine Innenperspektive (Innerlichkeit, Bewusstsein, Subjekt-Modell) und eine Außenperspektive (Verhalten, Physiologie, Objekt-Modell) haben. Folglich sind keine einfachen Operationalisierungen möglich.

Das Phänomen „Angst“ dient oft als Beispiel zur Erläuterung, weshalb die subjektiven, behavioralen und physiologischen Aspekte eine repräsentative *multi-modale Diagnostik* verlangen. *Multi-referentielle* theoretische Konstrukte erfordern also entsprechende Operationalisierungen. Es wäre folglich nicht phänomen-adäquat, willkürlich eine der Modalitäten, d.h. das Angsterleben oder die körperliche Angsterregung oder das Angstverhalten auszuklammern (vgl. Fahrenberg & Wilhelm, 2008). Dieses diagnostische Problem ist durchaus bekannt, doch existiert, trotz der zentralen Bedeutung gerade dieses Konstrukts, bis heute keine hinreichende Konvention, wie einseitige, inkonsistente oder widersprüchliche Daten in der Forschung und Praxis zu beurteilen sind. Die gängigen psychiatrisch-psychopathologischen Einstufungen und Skalen geben nur eine partielle und höchst fragwürdige Sicht, da in der Regel standardisierte Verhaltensbeobachtungen und vegetativ-endokrine u.a. Komponenten fehlen – und zugleich die häufigen Divergenzen der verschiedenen Indikatoren bekannt ist.

Auch viele andere zentrale Konstrukte der Psychologie haben diesen Status als multi-referentielle theoretische Konstruktionen, ohne dass deutliche Anstrengungen zu erkennen sind, Konventionen für eine adäquate Operationalisierung und Regeln für die Evaluation von Inkonsistenzen zu erarbeiten. Dieser Problemlösungsprozess ist gewiss schwierig, da auch theoretische Vorverständnisse, wissenschaftstheoretische Positionen und Unterschiede der Wissenschaftssprache, Anwendungsbezüge sowie auch viele andere Verstehens-, Übersetzungs- und Dialog-Probleme mit den Subjekt-Sichtweisen anderer Personen sowie den Alltagstheorien und der Alltagssprache bestehen. Ohne intersubjektiv verständliche Kriterien und Konvergenzen wird „phänomen-adäquat“ eine Leerformel bleiben und die relative Beliebtheit der Methodenselektion nicht beenden.

Im Bereich Psychologie und Sozialwissenschaften reichen folglich Prinzipien wie in der Physik „Wissenschaftstheorie als angewandte Logik“ nicht aus, vielmehr sind Strategien der Konsensfindung und der sozialen Urteilsbildung notwendig, die weithin dem Verhandlungsmodell der kritisch-rationalistischen Tradition folgen könnten. Allerdings ist dieser Bereich der Methodenlehre in der Psychologie offensichtlich unterentwickelt und wird in den einschlägigen Lehrbüchern fast nicht behandelt. Als wichtige Vorbilder wurden zuvor die in vielen Sparten der Medizin üblichen und inzwischen selbstverständlichen Konsensus-Konferenzen sowie die Guidelines für psychophysiologische Messmethoden erwähnt. In der Psychologie sind kaum mehr als einige Ansätze in der Evaluationsforschung und in der Qualitätskontrolle psychologischer Testanwendung zu nennen. Bemerkenswert bleibt, dass gerade die Psychologie über die erforderliche Methodik zur Ausarbeitung von Konventionen, u.a. in der Social Judgement Theory und ähnlichen Ansätzen zur konvergenten Urteilsbildung über schwierige Sachverhalte, verfügt, jedoch kaum Gebrauch von diesen Strategien gemacht wird.

Die Frage nach der angemessenen Beschreibung psycho-physischer Hirnfunktionen müsste die weiterhin unlösbare ontologische Entscheidung über Monismus oder Dualismus übergehen und sich auf eine „neutrale“ Methodenlehre konzentrieren. Wie sind die höher organisierten, bewusstseinsfähigen Hirnprozesse zutreffend zu beschreiben? In der Forschung und Praxis, dominieren zweifellos, je nach Untersucher, je nach Fachrichtung und Aufgabe, entweder die eine oder die andere Methodik, und die oft unvermeidlichen praktischen, organisatorischen und technischen Kompromisse gehen zu Lasten der einen oder der anderen Seite. Gibt es – über den abstrakten Streit hinsichtlich Reduktionismus und Anti-Reduktionismus hinaus – Argumente zur Adäquatheit, nach denen sich entscheiden ließe, wie Ereignisse, aus der Sicht *beider* Beschreibungsweisen, der bewusstseinspsychologischen und der neurophysiologischen, *besser* verstanden, erklärt und vorhergesagt werden können? Wann müsste jede *einseitige* Beschreibungsweise, d.h. der Verzicht auf das *andere* mögliche Beschreibungs- (Kategorien-) System, ausdrücklich gerechtfertigt werden?

Falls das Gehirn-Bewusstsein-Problem kein *Scheinproblem* ist, müssten unterschiedliche Auffassungen auch Konsequenzen für die *Theorienbildung und Methodologie der Psychologie* haben. Diese naheliegende Hypothese ist bisher noch kaum untersucht worden. Gibt es tatsächlich Unterschiede in den Präferenzen für bestimmte Methoden und Erklä-



lungshypothesen (Bunge, 1984)? Wird ein Dualist z.B. eher eine *Sonderstellung der geisteswissenschaftlichen Methodik* behaupten als ein Monist? Dieser wird wahrscheinlich an einem einheitlichen Verständnis von Wissenschaft und Welt festhalten und phänomenale oder theoretische Reduktionen für notwendig halten.

### **Wundts Universalismus**

Wundt hatte wohl die bis heute umfangreichste Konzeption der Thematik der Psychologie. Die Themen reichen von der Allgemeinen Psychologie (sog. „Individualpsychologie“), den gesellschaftlichen und kulturellen Prozessen der „Völkerpsychologie“, den geistigen Produkten und der materiellen Lebenswelt bis zur Physiologie des Menschen, soweit sie psychischen Vorgängen zugrundeliegt. Außerdem nannte er die empirisch-psychologischen Komponenten der Geschichts- und Sprachwissenschaften und die (partielle) Zuständigkeit für methodisches Denken (u.a. Begriffsbildung, Denkpsychologie, Interpretationsmethodik). Als empirische Geisteswissenschaft kann die Psychologie überall beitragen, wo geistige Prozesse stattfinden – abgesehen von den speziellen Inhalten der anderen Wissenschaften. Nur die spätere Verhaltenswissenschaft und die Psychoanalyse blieben für ihn außer Betracht. Im Hinblick auf die Physiologie war Wundts Perspektive breiter als die heute gelegentlich auf die Neurowissenschaften verengte Sicht, denn er bezog auch die peripheren, motorischen und vegetativen Funktionen ein sowie die Evolutionstheorie. In den physiologischen Vorgängen sah er jedoch keine Erklärungsmöglichkeiten für psychische Vorgänge, sondern nur nützliche Hilfsmittel.

Wundts Wissenschaftskonzeption beeindruckt durch ihre Totalität und verdeutlicht, dass es sich eigentlich um eine extrem weitgefaste psychologische Anthropologie handelt. Die Aufgabe ist uferlos und der Anspruch so universell, dass kaum die Grenzen absehbar sind: die Grenzen zur Metaphysik und Theologie, obwohl er sich auch religionspsychologisch äußert, zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften. Die Komplexität dieses Vorhabens lässt verstehen, weshalb Wundt immer wieder die verschiedenen Betrachtungsweisen und den notwendigen Wechsel des Standpunkts betonte. Das Programm dieser Psychologie verlangt unterschiedliche epistemische Zugänge und allgemeine Ordnungsprinzipien (psychophysischer Parallelismus, Prinzipien der psychischen Kausalität).

Wundt kannte nicht den Begriff der operationalen Definition, doch äußerte er mehrfach seine Leitidee von der definitorischen und kreativen Kraft neuer bzw. besser ausgearbeiteter Methoden. Er hat sich zweifellos viele Gedanken gemacht, welches die richtigen Methoden für welche Fragestellungen sind, hat dies jedoch kaum in allgemeiner Weise oder im Sinne der heutigen Überlegungen über phänomen-adäquate Methoden diskutiert.

## **4 Pluralität und Perspektivität**

### **Pluralismus**

*Pluralismus* im Gegensatz zum Monismus heißt, Erkennen und Gelten-lassen einer Vielheit, seien es Anschauungen, Religionen und Kulturen, Lebensweisen und Gebräuche. Der Pluralismus von Weltanschauungen bedeutet Anerkennung politischer oder religiöser Überzeugungen, die heterogenen Ursprungs sind. Dieses Gelten-lassen kann verschiedene Formen annehmen. Wird das Andere nur tolerant hingenommen, vielleicht als verschieden gesehen, umgedeutet und assimiliert, oder wirklich als ein Anderes erkannt, als gleichberechtigt begriffen und aktiv geschützt? *Monismus* als Gegenbegriff zum *Pluralismus* ist die Überzeugung, dass alles aus einem umfassenden Prinzip übernatürlicher oder natürlicher Art abzuleiten, in einem Ganzen zu erklären und zu werten ist: Religion und Staat, Erziehung und Wissenschaft, öffentliches und privates Leben. Es sind Manifestationen des einen Geistes, des einen Gottes, der einen Gesellschaftsidee. In diesem Monismus liegen der Wahrheitsanspruch und die Ausschließlichkeit, die sich zur Intoleranz gegen andere Überzeugungen, zum Dogmatismus und Fundamentalismus und im Extrem zum Totalitarismus steigern können. Da in diesem System alle abweichenden Auffassungen als Negation des einen und unbedingt herrschenden Prinzips wirken müssen, besteht kein echter Platz für Freiheitsrechte und Individualismus.

### **Pluralismus aus philosophischer Sicht**

Kant äußerte sich auf seine Weise zum Pluralismus und zum Perspektiven-Wechsel: „Wenn man seine Einsichten mit denjenigen anderer vergleicht und aus dem Verhältniß der Übereinstimmung mit anderer Vernunft die Wahrheit entscheidet, ist das der logische Pluralismus“ (Kant, 1900 ff, Band 24, S. 428). „Dem Egoism kann nur der Pluralismus entgegengesetzt werden, d.i. die Denkungsart: sich nicht als die ganze Welt in seinem Selbst befassend, sondern als bloßen Weltbürger zu betrachten und zu verhalten“ (1798/1983, BA 9, S. 411.). Der Egoist ist jemand, dem „noch ein Auge nöthig, welches macht, dass er seinen Gegenstand noch aus dem Gesichtspunkte anderer Menschen ansieht“ (Kant, 1900 ff, Band 15, S. 395).

William James (1907/2001) entwickelte die Erkenntnisposition des Pragmatismus gegen den dominierenden Idealismus und gegen die Philosophie des Absoluten. In seiner empirischen und pragmatischen Auffassung wird seine doppelte Orientierung als Philosoph und als empirischer Psychologe deutlich. Er möchte dem Faktum der oft widersprüchlichen Erfahrungen gerecht werden und sucht nach praktischen, allgemein überzeugenden Auswegen, denn Pluralismus ist Relativismus, d.h. Verlust an allgemein verbindlicher öffentlicher Rationalität. Deswegen gehören Kompromiss und Vermittlung untrennbar zur Philosophie des Pluralismus, und nicht allein aus dem abstrakten Denken, sondern auch aus der Lebenspraxis sind wichtige Gesichtspunkte zur Würdigung philosophischer Ideen und ihrer Konsequenzen abzuleiten.

Daran anschließend erläutert Sandkühler (1996): „Nicht nur in der Welt der sozialen Interessen und der Werte, sondern auch in der Welt der Ideen und der Erkenntnis – Weltbilder, Theorien und Wissenschaften eingeschlossen – gibt es den 'Streit der Kulturen', weil Perspektivität ein nicht hintergebares Apriori, eine allgemeine und notwendige Bedingung von Erfahrung, Erkenntnis und Theoriebildung ist. So stellt sich das Problem der Koexistenz (und der Inkommensurabilität) von Kulturen bereits für die Erkenntnistheorie, und schon hier, vor allem Politischen, geht es um Freiheit und Ordnung, das Einzelne des einzelnen und das allgemeine Gesetz“ (S. 23). „In der Philosophie und anderen Formen der Weltbildkonstruktion hat sich Pluralismus zwar weitgehend als Selbstverständlichkeit gegen Systemansprüche und Monismen bzw. Dualismen durchgesetzt; er wird aber nur in wenigen Philosophien explizit theoretisch (ontologisch, epistemologisch, methodologisch) begründet. ... Pluralismus ist freilich auch mit der skeptischen Frage konfrontiert, ob er sich nicht zwangsläufig in den Schrecken der Beliebigkeit und des Relativismus verkehrt. Wer die Frage bejaht, sieht im Konzept des Pluralismus die philosophische Steigerung eines alltäglichen Irrationalismus zum ontologischen, epistemologischen und methodologischen anything goes“ (1996, S. 9; vgl. Sandkühler, 1999).

„Der Pluralismus ist aus kritisch-rationalistischer Sicht eine allgemeine wissenschaftliche Erkenntnishaltung. Grundsätzlich wird eine Pluralität von Theorien, die wechselseitig in einem Verhältnis der Kritik stehen, akzeptiert und der dogmatische Wahrheitsanspruch jeder einzelnen Theorie zurückgewiesen. ... (...) ... Und wer gegen den Pluralismus ist, sollte wissen, wovon er spricht, und prüfen, ob er wirklich auf all das verzichten will, was er als Antipluralist ablehnen zu müssen glaubt“ (Spinner, 1974, S. 241).

### **Denkmöglichkeiten**

Der Theorien-Pluralismus, der in der Psychologie und Soziologie besonders offenkundig ist, hat einige Autoren ange-regt, über Meta-Theorien nachzudenken. Damit sind Übertheorien gemeint, welche die einzelnen Theorien der ersten Stufe nach wichtigen Gesichtspunkten ordnen und damit die Schritte der Theorienentwicklung besser verstehen lassen. Demgegenüber meint Integration die inhaltliche Verknüpfung von Theorien, ursprünglich eher eine Summation gleichartiger Elemente. Meta-Theorien und Integrationsversuche haben ihren wissenschaftsmethodischen Platz, werden jedoch im Fall der Psychologie aus den Schwierigkeiten des Pluralismus kaum heraushelfen. In der philosophischen Reflexion finden sich durchaus Denkweisen, einander ausschließende Thesen zu tolerieren, zu verbinden oder in einem Dritten zu kombinieren. Erwähnenswert sind hier die dialektische Methode von These und Antithese, deren Widerspruch in einem Dritten, der Synthese, aufgehoben wird. Einige Autoren haben neben der konventionellen Logik eine dialektische Logik zu entwickeln versucht, die sich nicht mit den formalen Beziehungen des Urteils, sondern primär mit den Inhalten des Widerspruchs befasst. Andere Logiker haben eine drei-wertige Logik entworfen, die neben dem „entweder A oder Nicht-A“, noch das logisch ausgeschlossene Dritte denkt.

### **Perspektivität**

Der Begriff Perspektivität enthält die Vorstellung verschiedener Ansichten eines Gegenstandes, also Aspekte eines als einheitlich gedachten Objektes. Der Betrachter wechselt den Standpunkt, um das Ganze sehen zu können. Wenn diese Kompetenz eines guten Zeichners bzw. Architekten in die Wissenschaftsmethodik übertragen wird, also methodisch unterschiedliche Zugänge zum Gemeinten beschriftet werden, zeigt sich die Grenze dieser Metapher von Ansicht und Durchsicht. Das Gemeinte, ein bestimmtes theoretisches Konstrukt oder der Hirnprozess in seinen psycho-physischen Funktionen stehen nicht als anschauliches Objekt wie ein Gebäude vor uns, sondern bleiben nur Konstruktionen. Perspektivität bedeutet dann, Bereitschaft den Standpunkt zu wechseln oder sich die Aufgabe in strukturierter Weise zu teilen, um die methodischen Blindheiten zu vermeiden.

Demgegenüber können aus der Psychologie stammende Konzepte – wie die sog. Perspektiven-Übernahme oder die Toleranz der Mehrdeutigkeit – nicht zur formalen und epistemischen Lösung, sondern nur zum individuellen Verständnis und zur praktischen Bewältigung dienen (siehe Fahrenberg, 2007). Außerdem ist daran zu erinnern, dass es in der in der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik bzw. in der Interpretationsmethodik wichtig ist, gerade den Widersprüchen nachzugehen und die komplexen Bedeutungen einer Biographie oder eines literarischen Textes zu erfassen. Ein anschauliches Beispiel ist das „Zusammenfallen der Gegensätze“ in einem Symbol oder einem Traumbild, denn hier scheinen logische Gesetze oft aufgehoben zu sein, um einen tieferen Sinn auszudrücken (Fahrenberg, 2002).

Statt alle genannten Denkwege zu Dualität und Perspektivität näher zu beschreiben, konzentrieren sich die folgenden Überlegungen auf das Prinzip der *Komplementarität*.

## **5 Das Komplementaritätsprinzip**

### **Bohrs Begriffsbildung**

Der Physiker Niels Bohr prägte den Begriff Komplementarität für den Sachverhalt, dass das Licht in bestimmten physikalischen Versuchsanordnungen als Wellenphänomen erscheint, in anderen Versuchsanordnungen als Teilchenstrahlung. Das Prinzip der Komplementarität war von Bohr als Vermittlungsvorschlag gemeint: physikalisch handelt es sich jeweils um eigenständige, einander ausschließende experimentelle Versuchsanordnungen und theoretische Interpretationen, die sich wechselseitig zum Gesamtbild der Wirklichkeit ergänzen (1931, 1937). Für Carl Friedrich von Weizsäcker (1955) sind zwei elementare Aussagen über einen Sachverhalt dann komplementär, wenn sie nicht gleichzeitig

entschieden werden können. Die eine Versuchsanordnung bzw. Methodik verhindert das Auftreten der an die andere Versuchsanordnung gebundenen Eigenschaften. So besteht abwechselnd eine methodenbedingte Blindheit für an sich gleichzeitig bestehende Eigenschaften eines Sachverhalts.

Dieses Prinzip ist gewiss keine Lösung für alle Schwierigkeiten und Widersprüche der Wissenschaftstheorie oder Methodologie; für das zentrale Gehirn-Bewusstsein-Problem ist das Komplementaritätsprinzip zumindest ein bedenkenswertes heuristisches Prinzip, das Beziehungen anders begreifen lässt als die herkömmlichen Vorschläge. Das Wort Komplementarität wurde schon vor Bohr verwendet. Eine *ähnliche* Auffassung kann Fechner (vgl. Heidelberger, 1993) – und mehr noch Wundt – zugeschrieben werden, doch ist Bohrs Prinzip durch den Bezug auf das Welle-Korpuskel-Dilemma der Physik originell und prägend.

Das heutige Verständnis geht von Bohrs Begriffsbildung aus, doch müssen dabei mehrere Varianten auseinander gehalten werden, um Missverständnisse zu vermeiden. Die *Version 1* besagt, dass eine Komplementarität von Beschreibungen auf *derselben* kategorialen Stufe besteht. Dies ist bei der Welle-Korpuskel-Interpretation der Fall, denn beides sind physikalische Konzepte derselben Kategorienstufe. Bei *Version 2* wird eine Komplementarität von Beschreibungen (Beobachtungen) auf kategorial verschiedenen Stufen behauptet. Bohr nannte hier bereits den Gegensatz von Beobachter und Beobachtetem (heute auch Erste- und Dritte-Person-Perspektive genannt) sowie das Leib-Seele-Problem. *Version 3* meint Komplementarität als universale Erkenntnishaltung und wissenschaftliches Programm (nach Bohrs Motto: „*contraria sunt complementa*“ – Gegensätze ergänzen sich).

Dass Bohr selbst diese Verallgemeinerung des Prinzips vorgenommen hat, verlangt umso mehr, zwischen der *physikalischen* Komplementarität, der *psycho-physischen* Komplementarität und einer *universalen* Erkenntnishaltung zu unterscheiden. Gegen die einfache Denkfigur des Sowohl-als-Auch wurden gewichtige Einwände vorgetragen: nicht jedes Paar von Gegensätzen, jedes Dilemma, jedes logische Paradoxon oder jede Dualität kann als komplementär bezeichnet werden. Zweifellos gibt es viele *Denkerfahrungen in den Naturwissenschaften* (Fischer, 1987, 2000) und in der Medizin und Psychologie (Fischer, Herzka & Reich, 1992; Velmans, 2002), doch könnte der oft zu vage Gebrauch des Terms unergiebig sein (Brody & Oppenheim, 1969; Held, 1994; Hübner, Richter & Wohlrabe, 1981; Seebohm, 1989). Im übertragenen Sinn könnten auch die idiographischen und die nomothetischen Strategien sowie die qualitativen und die quantitativen Auswertungen der Inhaltsanalyse als komplementäre Strategien aufgefasst werden, doch verliert der Begriff damit weiter an Prägnanz. Deshalb sollte die systematische, d.h. die kategorial und methodologisch präzierte Fassung der *psycho-physischen Komplementarität*, von einem schlichten Sowohl-als-Auch unterschieden werden (siehe Fahrenberg, 1979, 1981, 1989, 1992, 2007; Walach, 2005; Walach & Römer, 2000).

Auch Groeben (1986, 1997) hat in seinem programmatischen Entwurf für eine Integration von Hermeneutik und Empirismus eine Komplementarität von Selbstbericht und Verhaltensbeobachtung (Psychologie in der ersten und in der dritten Person) behauptet. Diese Position ist der hier geschilderten ähnlich, klammert jedoch die biologische Seite, Gehirn und Evolution des Menschen aus. Vom Begriff der *physikalischen* Komplementarität und dessen weiterer Entwicklung wird hier völlig abgesehen (vgl. Atmanspacher & Dalenoort, 1994; Fischer, 2000; Primas, 1992/1993).

Der Komplementaritätsbegriff wird im Folgenden ausschließlich auf die theoretische und methodische Beschreibung psycho-physischer Prozesse angewendet. Dies entspricht auch Wundts gleichlautender Begrenzung des psycho-physischen Parallelismus. Genauer gesagt geht es um den adäquaten Zugang zu jenen, wahrscheinlich räumlich relativ begrenzten neuronalen (wahrscheinlich kortikalen) Strukturen bzw. Netzwerken, in denen in unbekannter Weise neuronale Erregungsvorgänge und Bewusstseinsvorgänge parallel ablaufen. Ob diese Strukturen genau lokalisiert und die notwendigen neuronalen Eigenschaften einmal entdeckt werden können, ist gegenwärtig kaum zu sagen (siehe u.a. Flohr, 2002).<sup>(13)</sup>

Die Idee der *Komplementarität* ist kein Lösungsversuch, sondern ein Vermittlungsversuch in methodologischer Hinsicht. Statt es mit dem Hinweis auf die Qualia bewenden zu lassen oder nur der vereinfachenden Redeweise von den Perspektiven der ersten und der dritten Person zu folgen, werden hier die grundverschiedenen *Kategoriensysteme* und *Gültigkeitskriterien* hervorgehoben. Die adäquate Analyse der höher organisierten (psycho-physischen) Hirnprozesse verlangt die *gleichberechtigte und wechselseitige Ergänzung* des neuro- und verhaltensbiologischen Bezugssystems durch das Bezugssystem des Bewusstseins mit dessen besonderen Kategorien wie Subjektivität und Intentionalität. Das schwierigere *Sowohl als Auch* tritt an die Stelle der dualistischen Aufspaltung oder der monistischen Reduktion.

### **Komplementaritätsprinzip als mehrstelliger und kategorienübergreifender Relationsbegriff**

*Komplementarität* ist ein mehrstelliger (komplexer) Relationsbegriff und bedeutet:

- erkenntnisbezogen (epistemologisch) die Verbindung von zwei grundsätzlich verschiedenen Erkenntniszugängen zu einer ganzheitlichen Auffassung (multi-referentieller Sichtweise);
- kategorial die Eigenständigkeit der zwei Bezugssysteme (Beschreibungssysteme);
- methodologisch die operative Geschlossenheit jedes dieser Bezugssysteme hinsichtlich Methodik, Bestätigungs- und Falsifikationsweisen.

Diese Fassung des Komplementaritätsprinzips wurde in den 1960er Jahren in Anlehnung an Niels Bohr für die psycho-physiologische Forschung ausgearbeitet. Eines der Arbeitsgebiete waren die sehr verbreiteten psychovegetativen Gesundheitsstörungen. Der Internist Ludwig Delius hat dargestellt wie z.B. bei funktionellen (somatoformen) Herzkreislaufstörungen die objektiven medizinischen Befunde zusammen mit den subjektiven Beschwerden, mit gestörter

Befindlichkeit und Körperwahrnehmung ein kompliziertes Bild bieten. Komplementärdiagnostik und Komplementärtherapie meinen dann eine sich ergänzende psychologische und körperliche Diagnostik und entsprechend eine Psycho- und Somatotherapie (Delius & Fahrenberg, 1966). Im Unterschied hierzu werden heute mit dem Begriff *Komplementärmedizin* oft nur Verfahren der Alternativmedizin bezeichnet, z.T. als medizinischer Polypragmatismus und ohne eine genauere Konzeption, was als komplementär gelten soll.

Bewusstsein und neurophysiologische Repräsentation erfordern zwei eigenständige, in sich geschlossene und erschöpfende Sichtweisen, die einander ausschließen, aber sich wechselseitig zum Gesamtbild der Wirklichkeit ergänzen. Das Komplementaritätsprinzip auf die psychophysiologische Definition einer Emotion angewendet, würde z.B. heißen: „*Extensional* bezeichnet *Emotion* eine Klasse von psychophysischen Zuständen und *intensional* zwei Klassen von Attributen, welche (1) innerhalb des Bezugssystems Physiologie/Verhaltenspsychologie nach dessen besonderem Kategoriensystem im Begründungszusammenhang von nomologischen Erklärungen oder statistischen Analysen ausgesagt, und *komplementär* (2) innerhalb des Bezugssystems der Erlebnis- und Bewußtseins-Psychologie nach dessen besonderem Kategoriensystem im Begründungszusammenhang von Innerlichkeit und Sinnhaftigkeit (Ichbezug, Intentionalität) hermeneutisch interpretiert und partiell auch statistisch analysiert werden. Diese Auffassung des Problems hebt die Verschiedenartigkeit sowohl der Methodik als auch der Wahrheitskriterien (Aussagenprüfung von verschiedenen Standpunkten aus) hervor und führt unmittelbar zu den Adäquatheitsbedingungen und methodologischen Konsequenzen“ (Fahrenberg, 1979, S. 161).

Im Hinblick auf das Gehirn-Bewusstsein-Problem wurde bereits geschildert, dass eine komplementäre, d.h. metaphysisch neutrale Auffassung dieses schwierigen Problems – im Unterschied zum Monismus und zum Dualismus und ihren verschiedenen Weiterentwicklungen – die größere Akzeptanz und größere methodologische Fruchtbarkeit haben könnte. Auch die theoretischen Reduktionen und die nicht überzeugenden Postulate über psychophysische Kausalität werden vermieden. Das zweite Beispiel ist die Kontroverse über die Willensfreiheit. Der Widerspruch zwischen der geschlossenen Kausalität der Hirnprozesse und dem Bewusstsein der grundsätzlichen Willensfreiheit scheint unaufhebbar zu sein. Auch hier kann das Komplementaritätsprinzip beides verbinden, die Beschreibung der kategorial eigenständigen, einander ausschließenden und doch zusammengehörigen Bezugssysteme: die neurophysiologischen Mechanismen und die ich-bewussten moralischen Entscheidungen.

Das Gehirn-Bewusstsein-Problem und das Problem des freien Willens entsprechen sich in den Grundzügen, denn die monistischen und die dualistischen Interpretationen sind gleichermaßen unbefriedigend. Beide Probleme werden oft einseitig, d.h. entweder nur bewusstseinspsychologisch oder nur naturalistisch diskutiert statt die psychophysischen Prozesse umfassend zu begreifen. Das Komplementaritätsprinzip verlangt hier die notwendige Ergänzung beider Beschreibungssysteme zum Gesamtbild.

### **Kritik des Komplementaritätsprinzips**

Ein Teil der Kritik meint, dass der Begriff Komplementarität im Grunde überflüssig ist oder Widersprüche nur zudeckt. In der Verallgemeinerung von Bohrs Idee auf andere Gegensätze sei kaum mehr als eine Metapher zu sehen. Andere Autoren behaupten eine heuristische, d.h. beziehungsstiftende Funktion und methodologische Fruchtbarkeit (Quellenhinweise siehe Fahrenberg, 1979; Held, 1994; Hoche, 1990, 2007, 2008). Wichtiger ist der Einwand, dass eine Komplementarität von Beschreibungen nur dann behauptet werden kann, wenn es sich um *denselben* zugrundeliegenden Prozess, *dasselbe* Ereignis oder Geschehen handelt. In Bohrs ursprünglicher Begriffsfassung scheint diese Identität im Phänomen „Licht“ noch gegeben zu sein. Wenn es sich jedoch um die wechselseitige Zuordnung von Beschreibungen auf kategorial verschiedenen Ebenen handelt, z.B. für den psychophysischen Prozess einer Emotion, ergibt sich das philosophische Problem: Die Behauptung bzw. die Abstraktion einer *Einheit* des zugrundeliegenden Lebensprozesses würde verlangen, eine bestimmte Relation der beiden Bezugssysteme zu postulieren, und würde damit in die bekannten Schwierigkeiten aller monistischen und dualistischen Konzeptionen führen.

Im Unterschied zur logischen oder zur strikten Ding-Identität bedeutet Identität unter psycho-physischer Perspektive (in schwacher Form): unabhängige Sätze beziehen sich auf dasselbe Vorkommnis. Wenn die Sätze jedoch aus verschiedenen Kategoriensystemen stammen, ergeben sich, sprachanalytisch betrachtet, Schwierigkeiten. So fragt Hoche (1990): Was ist impliziert, wenn gesagt wird, das Schmerzerlebnis und die kortikale Repräsentation in einem neuronalen Netzwerks wären „dasselbe“?

Tatsächlich stellt sich der psychophysiologischen Forschung das Problem, wie in ebenen-übergreifender Weise das Zusammengehörige identifiziert werden soll. Wenn es um die erlebte Sinnesqualität einer Farbe geht, wird wahrscheinlich die Erregung eines rezeptiven Feldes im visuellen Kortex als Entsprechung behauptet werden können. Bei einer emotionalen Erregung ist es auf beiden Seiten sehr viel komplizierter. Nach gegenwärtigem neuropsychologischen Wissensstand kann nicht eine einzelne Struktur oder ein einzelnes Schleifensystem als ein neuronales Substrat „der Emotionen“ behauptet werden, das die subjektive Repräsentation, die vegetativen, mimischen und motorischen Komponenten einer Emotion steuert; es sind in subkortikalen und kortikalen Strukturen viele Systeme und Rückkopplungen beteiligt. Aus psychologischer Sicht muss ebenfalls differenziert werden. In das aktuelle emotionale Erleben sind jeweils auch Erinnerungen, Bewertungen, situative Aspekte und alltagspsychologische Annahmen verschiedenster Art einbezogen, also die Funktion der kortikalen Assoziationsfelder und der gedächtnistragenden Strukturen. Aufgrund dieser vielfältigen Beziehungen ist es bis auf weiteres kaum möglich, die Zusammengehörigkeit einzelner Prozesskomponenten feststellen zu wollen; gründliche Analysen solcher neuro-psychophysiologischen Korrelationen haben in ver-

schiedene methodische und theoretische Probleme geführt (Peper, 2008; Stemmler, 2008). Hier stößt die gegenwärtige Forschung noch an deutliche Grenzen.

### Heuristische Konsequenzen

Das Komplementaritätsprinzip sollte auf den eigentümlichen Erkenntniszugang zu Gehirn und Bewusstsein begrenzt werden (abgesehen von der elementaren physikalischen Bedeutung wie bei der Welle-Korpuskel-Interpretation des Lichtes). Komplementarität bedeutet hier kein bloßes Nebeneinander von Möglichkeiten, sondern eine geordnete Beziehung mit klarer Unterscheidung der Kategorien und der methodischen Besonderheiten. Im Physikalismus (Naturalismus) ist eine einseitige Vorentscheidung gefallen. In der einfachen Identitätslehre und Zwei-Aspekte- (Zwei-Sprachen-) Lehre könnte es letztlich beliebig sein, welche der beiden Seiten/Sprachen ausgewählt wird. Komplementarität heißt dagegen, dass jede der beiden Perspektiven, jedes der beiden Bezugssysteme auf seine Weise vollständig ist, aber dennoch nur einen Teil bildet in der umfassenden Beschreibung von Geistigkeit und Natur des Menschen.

Die Idee der Komplementarität ist kein Lösungsversuch des zugrundeliegenden Gegensatzes, sondern eine Vermittlung in methodologischer Hinsicht. Statt es mit der Redeweise von den Perspektiven der ersten und der dritten Person bewenden zu lassen, werden hier die grundverschiedenen Kategoriensysteme und Gültigkeitskriterien hervorgehoben. Das Komplementaritätsprinzip würde eine ausdrückliche Begründung verlangen, wenn eines der beiden Bezugssysteme im konkreten Forschungsfall, dort wo es *praktisch möglich* ist, *nicht* genutzt wird. Für die Methodenlehre der Psychologie und Neuropsychologie bedeutet dies die Kombination der introspektiv-bewusstseinspsychologischen Methoden *gleichberechtigt* mit den biologisch-verhaltenswissenschaftlichen Methoden. Nicht *entweder* Selbstberichte und Selbstbeurteilungen *oder* physiologische Funktions- und Verhaltensmessungen, sondern eine zielstrebige und *pänomenadäquate* Nutzung beider Erkenntniswege. Beide Methodengruppen sind für viele Fragestellungen unentbehrlich; ein Verzicht auf eine der Perspektiven bedeutete wirklich „Einäugigkeit“.

### Anthropologische Komplementarität

In der Philosophischen Anthropologie ist das Komplementaritätsprinzip bisher noch kaum gründlich diskutiert worden. Deshalb sind hier die neueren Arbeiten von Hans-Ulrich Hoche (2007, 2008) wesentlich. Er präzisiert diesen „dritten Weg jenseits von Dualismus und Monismus“.

Hoche holt in seiner Diskussion der philosophischen Konzeptionen des Bewusstseins weit aus und setzt sich dabei u.a. mit Husserls Auffassungen und mit Max Velmans reflexivem Modell des Bewusstseins auseinander. Seine sehr gründlichen und anspruchsvollen logischen, sprachanalytischen und linguistisch phänomenologischen Analysen führen zu dem Schluss: Wir sollten nicht davon sprechen, dass sich die Erste-Person-Perspektive und die Dritte-Person-Perspektive auf *ein- und dasselbe* Objekt beziehen, als ob dieses Objekt zwei Aspekte bzw. zwei Seiten habe. Der bewussten Person ist zu jedem Zeitpunkt entweder nur die eine oder die andere Erfahrung möglich, niemals beide zugleich. Die Zwei-Aspekte-Lehre setze voraus, dass jemand von außerhalb der uns zugänglichen Erscheinungen, sozusagen ein allwissender Gott, eine höhere Sicht auf beide Seiten einnehmen könne. Damit wendet sich Hoche gegen die von Spinozas Identitätslehre bis zu Max Plancks Auffassung der Komplementarität geltende Auffassung von „den beiden Seiten ein- und derselben Sache.“

Hoche gelangt zu einer radikaleren Interpretation von Komplementarität: “Furthermore, if we bear in mind that, according to Bohr, certain descriptions of quantum-mechanical phenomena are ‘complementary, *but mutually exclusive*’ (although ‘not contradicting each other’), from a logical analysis of our ordinary-language identity statements we can infer that in connection with complementarity in this strict sense, which involves that what is given in complementary views are ‘incompatible quantities’, we can neither speak of a numerical identity nor of a numerical difference but only of what I have called a *categorical difference*. Hence I doubt that in matters of complementarity we are justified in speaking of ‘*dual aspects*’, or of ‘*one and the same thing*’ of which the complementary data are aspects (see also Hoche 1987; 1995c)” (2007, S.15).

“So I take it that there is an unbridgeable gulf between *my own* conscious experience as it is given to *myself* on the one hand and everything else on the other, including the consciousness of my fellow-men (and other higher animals) as it is given to *me*, or my consciousness as it is given to *them*, or my body as it is given to *others*, or *someone else’s* body as it is given to me; and since it is impossible to occupy both sides of this gulf at the same time, a specific form of an anthropological *complementarism* is the inevitable result of this view. However, as either side of this unbridgeable gulf disappears as soon as the other one comes into view, we ought not to speak of *one and the same* object which is alleged to be given partly in the first-person and partly in the third-person perspective and which, in precisely this sense, has two sides or aspects” (2008, S. 11).

“If we are intent on avoiding this inconsistency, we must be alive to the fact that, at any given moment in time, any conscious person whatsoever has to do with *either this side or that side* of the gulf that separates the ‘objective’ and the ‘subjective’ – i.e., with either ‘objective’ *objects themselves* or ‘subjective’ *objects qua being experienced* by the given cognitive subject in the given cognitive situation. Hence assuming a ‘unity’, a ‘connection’, or any other *real* (that is, neither intentional nor conceptual) relation between what belongs to nature and what belongs to consciousness presupposes adopting the – in my view: outdated and in fact untenable – position of philosophising, not from a *human* and, what is more, from *my own* point of view, but from a point of view allegedly outside the phenomenal world accessible

to us, namely, from the point of view of an omniscient God. So I think it simply doesn't become a post-Kantian and post-Husserlian philosopher to assume a *real* relation between the subjective and the objective, between consciousness and the physical world. Some such real relation, however (say, 'connection', 'unity', 'identity', 'numerical difference', and so on), is required for all monistic as well as dualistic solutions to the mind-body problem – and likewise to the problem of how my consciousness *for myself* and my consciousness *for my fellow-men* are conceptually related to one another. Therefore I cannot see a truly respectable alternative for defending a *complementaristic solution* to these problems which – far from being a 'dual-aspect' theory in the sense of, say, Spinoza's or Velmans's, which would require the assumption of one and the same entity presenting two numerically different sides, faces, or aspects – assumes the existence of two perspectives which nonetheless are perspectives on neither one and the same entity nor two numerically different entities" (2008, S. 12).

Das Ergebnis dieser Analysen ist also die prinzipielle Unterscheidung der *anthropologischen Komplementarität* von der bekannten Zwei-Aspekte-Lehre. Statt von zwei „real“ miteinander verbundenen Seiten desselben Hirnprozesses zu sprechen, wird ein dritter Weg jenseits von Monismus und Dualismus definiert – zwei komplementäre *Perspektiven* – ohne Entscheidung hinsichtlich einer oder zweier Entitäten.

## IV Psychologische und Philosophische Anthropologie

Aktuelle Verlagsverzeichnisse melden eine kleine Flut von Einführungen in die Philosophische Anthropologie und von Sammelbänden mit Varianten des Titels „Was ist der Mensch?“ Falls die Herausgeber solcher Sammelbände überhaupt an psychologischen, biologischen, religiösen und interkulturellen Perspektiven interessiert waren, blieben es immer *einzelne* Beiträge, die sozusagen nur durch den Buchrücken zusammengehalten werden. Eigentümlich ist, dass die *Psychologie* von den meisten Autoren oder Herausgebern ausklammert wird. Weshalb dies geschieht bleibt verborgen. Die Psychologie gehört ja mit ihrem Programm als empirische Humanwissenschaft zum Kernbereich der Anthropologie und steht der Philosophischen Anthropologie in vieler Hinsicht am nächsten (vgl. Fahrenberg, 2004a, 2007). Welche Gründe könnte es hier geben, die empirische Psychologie der Menschenbilder und die Persönlichkeitstheorien zu ignorieren? Offensichtlich besteht in Deutschland weiterhin ein schwieriges Verhältnis zwischen *Philosophischer Anthropologie* und *Psychologischer Anthropologie*.

Die folgenden Anmerkungen müssen oft thesenartig verkürzen, doch lassen sich hier zumindest einige der Behauptungen durch empirische Hinweise und auch Forschungsbeispiele unterstützen. Wer die Studienpläne und kommentierten Vorlesungsverzeichnisse für die Fächer Philosophie und Psychologie an deutschen Universitäten durchsieht, gewinnt einen Eindruck von den Präferenzen und Defiziten. Auf ähnliche Weise lassen die Inhaltsverzeichnisse von Einführungstexten zur Philosophischen Anthropologie bzw. zur Einführung in die Psychologie typische Auswahlentscheidungen erkennen.

### 1 Zur Philosophischen Anthropologie

#### Definitionen

Die Philosophische Anthropologie ist ein Teil der systematischen Philosophie und ein Teil der Anthropologie. Die Lehre vom Menschen, die alles umfasst, was wir über den Menschen wissen und denken – über uns selbst und über den Menschen im Allgemeinen. „Was ist der Mensch?“ war für Immanuel Kant die Grundfrage der Philosophie. Diese Einschätzung wird häufig zitiert, aber keineswegs von allen geteilt. In der deutschen Philosophie seit Kant blieb die Anthropologie für viele kaum mehr als ein Randthema (vgl. Marquard, 1971). Eine Ausnahme bildet die *Philosophische Anthropologie* im Sinne von Max Scheler, Helmuth Plessner und Arnold Gehlen.

*Anthropologie* wird häufig nicht als *empirische Menschenkunde* begriffen, sondern als die Lehre vom Menschen als einem Wesen mit *Logos*, der, ob nun als Geist, Vernunft oder reflektierendes Bewusstsein übersetzt, eine Sonderstellung in der Evolution des Lebens einnimmt. Diemer (1978) hat einen Versuch unternommen, Philosophische Anthropologie unter systematischen Gesichtspunkten zu entwickeln, mit Unterscheidungs- und Bestimmungsmerkmalen, mit der Abgrenzung nach oben (Gott) und der Abgrenzung nach unten (Tierwelt). Seine Phänomenologie des Humanbereichs zählt überwältigend viele Aspekte und Fragestellungen auf. Diemer betont die doppelte Funktion der Menschenbilder und erklärt: „Die Rede vom Bild impliziert zweierlei: einmal das Moment des Sekundären, das an *Ab- und Ebenbild* erinnert, zugleich aber auch das Moment des Primären: „Bild“ bedeutet dann zugleich *Vor- und Leitbild*. ... Diese Leitbilder fungieren, wenn die entsprechenden Metaphysiken bzw. Ideologien politisch-gesellschaftliche Macht besitzen, als entsprechende pädagogische Ideen“ (S. 231). Auch Geldsetzer (2000) hat Ansätze einer Systematik dargestellt und die Anthropologie im Spannungsfeld zwischen Seelenlehre, Metaphysik des Geistes, philosophischer Wesensbestimmung, Geschichtsphilosophie und Historischer Anthropologie geschildert. Offensichtlich wurde das überlieferte Vorhaben, eine gültige, einheitliche Bestimmung des Menschen zu leisten, in neuerer Zeit abgelöst von einer unsystematisch wirkenden Perspektivität: Personalität, Leiblichkeit, Geschichtlichkeit, Gesellschaftlichkeit, Subjektivität, Biologische Fundierung (Genom und Gehirn), Handlungsfähigkeit, Sittlichkeit, Freiheit u.a. Gelegentlich wird Philosophische Anthropologie auch als kritische Untersuchung der verborgenen anthropologischen Annahmen in den empirischen Humanwissenschaften verstanden, u.a. in der Psychologie, Pädagogik, Soziologie oder Medizin. Grundsätzlich erstreckt sich diese Perspektive auch auf die Versuche von biographischen und (ideologie-)kritischen Interpretationen der Menschenbilder einzelner Philosophen und philosophischer Richtungen. – Außer Schopenhauers und Nietzsches Psychologisieren kann auch das selbstkritische Motto von Johann Gottlieb Fichte 1797 aus seiner *Wissenschaftslehre* zitiert werden: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt sonach davon ab, was für ein Mensch man ist“ (S. 195).

#### Allgemeine Anthropologie

Anthropologie ist der Oberbegriff für alle vom Menschen handelnden Disziplinen, einschließlich der Philosophischen Anthropologie, der Theologischen bzw. Religionswissenschaftlichen Anthropologie sowie aller empirischen Humanwissenschaften. Als typische Bereiche werden oft genannt: Kulturanthropologie, Sozialanthropologie, Historische Anthropologie, Biologische Anthropologie als Naturkunde des Menschen und Medizinische Anthropologie. In Deutschland wird heute unter *Anthropologie* oft nur die biologische Lehre vom Menschen, d.h. Abstammung, Humangenetik,

Morphologie usw., verstanden (Grupe, Christiansen, & Schröder, 2005) und deswegen nicht der breitere Horizont der angloamerikanischen *Anthropology* erreicht. Die allgemeine Anthropologie wäre ein Konglomerat der verschiedensten Traditionen und Überzeugungen, die z.T. sogar hemmend wirken könnten, denn für eine Philosophie des absoluten Geistes oder für ein theologisch geprägtes Verständnis der Schöpfung wird es aus unterschiedlichen Gründen kaum möglich sein, den Menschen in das Zentrum zu rücken.

### **Philosophische Anthropologie in der Gegenwart**

Als Titel von Lehrveranstaltungen taucht *Philosophische Anthropologie* nur selten in den heutigen Vorlesungsverzeichnissen oder in den Hinweisen auf Arbeitsgebiete der Institute und Dozenten auf. Doch in der Mehrzahl der Institute für Philosophie werden immerhin Themen genannt, welche diesem Begriff zuzuordnen sind: Bewusstsein und Gehirn, Willensfreiheit, Person, Spiritualität und Religiosität. Dem deutsche Dreigestirn Max Scheler, Helmuth Plessner und Arnold Gehlen sind verschiedentlich Seminare gewidmet, und die Namen von zur Zeit aktuellen französischen Autoren sind zu finden. Eine breitere bzw. systematische Anlage oder eine Schwerpunktbildung zeichnen sich nur sehr selten ab. Bemerkenswert ist die Tendenz zur Ausweitung auf außereuropäisches Denken, wie es aus früheren Jahrzehnten kaum zu erinnern ist: vor allem zur Chinesischen Philosophie und zur Denktradition des Theravada- und Zen-Buddhismus. Die naheliegenden Herausforderungen einer inter-religiösen und inter-kulturellen Anthropologie, sozusagen in weltbürgerlicher Absicht, sind jedoch – zumindest in den kommentierten Verzeichnissen – noch kaum zu entdecken. Einzelne Schwerpunktbildungen sind zu erkennen wie an den Universitäten in Berlin und in Freiburg, z.T. sogar als Ansätze von Studiengängen. Der breitere Horizont der angloamerikanischen *Anthropology* einschließlich der empirischen Psychologie sowie Kultur- und Sozial-Anthropologie scheint an den deutschen Universitäten noch kaum erreicht, weder in den Prüfungsordnungen noch in repräsentativen Lehrbüchern.

Weshalb es in Deutschland so schwierig war und ist, zu einer umfassenderen Anthropologie zu gelangen, kann nur spekulativ überlegt werden. Weshalb wurden weder Kants noch Wundts Arbeitsprogramm aufgenommen? Gelegentlich wird auf Kants Trennung zwischen physiologischer und pragmatischer Anthropologie verwiesen, ohne wissen zu können, wie Kant auf die erst in der Mitte des 19. Jahrhundert anwachsende Forschung über das Gehirn der Menschen und die biologische Evolution reagiert hätte. Kants Anthropologie führte gerade auch zu einer Naturkunde und einer empirisch-deskriptiven Psychologie des Menschen. Dieses Vorbild hatte eine nur geringe Wirkung, und das von Kant entwickelte Programm wurde in der Folgezeit *nicht* nachhaltig aufgenommen, weder in der Philosophie noch in der Psychologie. Auch die völlig unzureichende Rezeption von Wundts Werk und Methodologie in der akademischen Psychologie wurde bereits ausführlich kommentiert. Hier sind höchstens Vermutungen möglich, dass andere philosophische Auffassungen und Menschenbilder hemmend wirkten. Weder der materialistische Monismus noch der Geist-Körper-Dualismus (oder die weiterhin einflussreiche theologische Seelenlehre) können als besonders förderliche „Milieus“ gelten, eine interdisziplinäre und komplementäre Auffassung mit gleichberechtigten Methodologien zu entwickeln. Auch die Denkwelten Edmund Husserls und Martin Heideggers scheinen kaum einen Platz für eine interdisziplinäre Anthropologie zu bieten.

Aus den geschichtlichen Darstellungen (Grabner-Haider, 1993b; Marquard, 1971, Mühlmann, 1968) ist zu entnehmen, wie in der Folgezeit ein fataler Dualismus weiterlebte und keine integrative Anthropologie entstehen konnte. Die zu meist geisteswissenschaftlich orientierte, oft spekulative Kulturwissenschaft und eine geisteswissenschaftliche Psychologie waren nicht der Hintergrund, über die traditionelle Völkerkunde hinaus eine betont *empirische* Kultur- und Sozialanthropologie zu entwickeln. Dieses Verdienst haben nicht Scheler, Plessner und Gehlen, sondern die amerikanischen Wissenschaftler..

Die Anthropologie ist in einzelne akademische Fächer zersplittert, wobei in Deutschland noch die traditionelle Spaltung der Anthropologie mit der großen Distanz der meisten geisteswissenschaftlichen zu empirischen Fächern wie Psychologie und Biologie hinderlich ist. Auch in den Publikationen dauert diese unglückliche Spaltung fort. Seltene Ausnahmen blieben die *Neue Anthropologie*, herausgegeben von Gadamer und Vogler (1972-1975) in sieben Bänden von 82 Autoren, und die dreibändige Publikation aus dem Funkkolleg *Der Mensch – Anthropologie Heute*, von Schiefenhövel u.a. (1994). Eine das Gesamtgebiet der Anthropologie als Lehre vom Menschen umfassende und systematisch lehrende Darstellung gibt es heute weder in der deutschen noch in der angloamerikanischen Literatur.

### **Philosophische Anthropologie ohne Bezug zu empirischen Humanwissenschaften?**

Von philosophischer Seite stammt eine Anzahl neuerer Einführungen in die Anthropologie. Sie sind oft geschichtlich orientiert und stützen sich auf bedeutende philosophische und theologische Quellen von Platon bis zu Scheler und Gehlen. Statt den Menschen im Ganzen zu sehen, folgt hier die neuere Philosophische Anthropologie vielfach einem einseitig geistes- und kulturwissenschaftlichen Ansatz, ohne viel auf die anderen Humanwissenschaften zu achten. <sup>(23)</sup>

Wer die Inhalte heutiger Einführungen und Textsammlungen betrachtet, kommt nicht umhin, große und systematische Lücken festzustellen. Diese fundamentalen Defizite bestehen u.a. hinsichtlich der Evolutionstheorie, der Genetik und Biologie des Menschen, der Primatenforschung und der Theory of Mind bei den biologisch nächsten Verwandten des Menschen, der heutigen Hirnforschung mit ihren spannenden Befunden, der Persönlichkeits- und Sozialpsychologie, der Psychoanalyse, der Verhaltenswissenschaft. Es fehlen auch die einflussreichen philosophisch-psychologischen Menschenbilder der Psychotherapeuten. Alle diese Themen sind zweifellos keine primären Themen der Philosophie, aber lassen sich diese Gebiete ausklammern, falls die Philosophie, in den Worten Haeffners (2000) nicht "leer" bleiben



soll? Zumindest gibt diese humanwissenschaftliche Forschung neue Perspektiven und unverzichtbare Anregungen zur philosophischen Diskussion.

Sogar im geistes- und kulturwissenschaftlichen Themenbereich sind die häufigen Lücken offenkundig: Religionswissenschaft, Religionspsychologie und interreligiöser Dialog, Menschenrechte und Weltethos, Pluralismus und andere Kernthemen, die das heutige Menschenbild wesentlich mitbestimmen. Weshalb diese Themen vermieden werden, ist kaum verständlich, wenn zugleich immer wieder die Ganzheit des Menschen betont wird. Dass nicht der ganze Mensch gemeint sein kann, belegt auch die fast uneingeschränkte Dominanz der europäischen (deutschen) Tradition. Die Philosophische Anthropologie, die auch in anderen Kulturkreisen zu einem sehr differenzierten Nachdenken über den Menschen gelangte, wird kaum erwähnt. Philosophische Anthropologie ist auch für die jüngeren Autoren fast ausschließlich eine des Westens. Auch in dieser weltbürgerlichen Hinsicht war Kant voraus.

Die Philosophische Anthropologie hat vor allem in Deutschland eine eigentümliche Verfassung, denn die empirischen Humanwissenschaften werden zugunsten einer historisch-geisteswissenschaftlichen Anthropologie weitgehend ausgeklammert. Am auffälligsten ist diese oft defensive Haltung gegenüber der Psychologie, d.h. der nächstgelegenen Disziplin, die sich institutionell zuletzt von der Philosophie trennte. Noch vor fünfzig Jahren waren viele der deutschen Psychologie-Professoren von Haus aus Philosophen. Die Mehrzahl der Autoren über Philosophische Anthropologie scheint ohne die theoretischen Konzepte und empirischen Ergebnisse der Psychologie auskommen zu wollen. Ein Beispiel solcher Ausgrenzungen ist 2004 die Anthropologie von Christoph Wulf, dessen Sachregister weder die Begriffe Psychologie, Psychoanalyse, noch z.B. Persönlichkeit, Selbst und Selbsttheorien, Menschenbild, Aufklärung, Menschenrechte enthält. Gelegentlich werden zwar aktuelle Themen der Neurobiologie, Genetik usw. aufgenommen, jedoch selektiv und ohne konsistentes Bezugssystem.

Gegenwärtig wird oft von *Historischer Anthropologie* gesprochen, um eine Wende zu kennzeichnen. Die Philosophische Anthropologie der deutschen Tradition, soll mit der angelsächsischen Kulturanthropologie und mit der Reflexiven Anthropologie aus der französischen Kulturphilosophie kombiniert werden. Die vorherrschenden Themen deuten durchaus „transdisziplinäre“ Bemühungen an, mögen vielleicht diese Zusammenschau z.T. auch erreichen, doch bleibt der Ansatz sehr fragwürdig: Die dominierende Sicht auf die *Geschichtlichkeit* des Menschen, die Bevorzugung von philosophischer Reflexion und individueller Spekulation, ohne die moderne humanwissenschaftliche Forschung substantiell zu integrieren. Ob mit diesem geisteswissenschaftlich sehr belasteten Begriff der Historischen Anthropologie die offensichtlichen Defizite überwunden werden können, erscheint deswegen sehr fraglich. Als *interdisziplinär* ist diese Strömung kaum zu bezeichnen, denn es ist geradezu typisch, dass die Artikel der Sammelbände meist zusammenhanglos, unkommentiert und ohne Dialog hintereinander stehen.<sup>(23)</sup>

Die Gründe für diese Beschränkung sind sicher vielfältig. Hypothetisch könnten vermutet werden: das traditionelle Selbstverständnis, was die Aufgabe der Philosophie sein müsse, die Traditionen des deutschen Idealismus und Historismus, das Festhalten an der Metaphysik der Seele oder der Idee eines absoluten Geistes, der starre Geist-Leben-Dualismus, Nachwehen des Streits über Psychologismus, die einseitige Hochschätzung der Geschichtsphilosophie und Mentalitätsgeschichte, eine anti-empiristische Tendenz, Schwierigkeiten mit dem unausweichlichen Theorien- und Methoden-Pluralismus der Psychologie, vielleicht auch das traditionelle Überlegenheitsgefühl geisteswissenschaftlicher und theologisch orientierter Interpretationen des Menschlichen.

Selbstverständlich kann von der Philosophie keine umfassende Integration des Wissens über den Menschen verlangt werden, denn dies würde heute eine wirklich interdisziplinäre Ausbildung verlangen. Aber wie könnten die Folgen der Abgrenzung oder Beschränkung überwunden werden, wie weit kann gerade beim Thema Mensch die Reflexion führen, wenn die empirischen Humanwissenschaften weitgehend ausgeklammert werden? Insgesamt ergibt sich der Eindruck, dass diese Philosophische Anthropologie noch weit davon entfernt ist, dem in Kants Anthropologie enthaltenen interdisziplinären Programm zu entsprechen, eine systematische philosophische Bestimmung des Menschen in Verbindung mit dem zunehmenden Wissen über die Natur und die Geistigkeit (Kultur) des Menschen zu entwerfen.

### **Anthropologie statt Metaphysik – Rückkehr zu Kant?**

Ein markanter neuer Diskussionsbeitrag *Anthropologie statt Metaphysik* als „erste Philosophie“ stammt von Ernst Tugendhat (2007). Er knüpft wieder an Kant an und begründet aus heutiger Sicht, weshalb die Anthropologie im Zentrum der Philosophie steht. Was immer Metaphysik bedeuten kann, es reduziere sich auf Anthropologie. Aus Tugendhats Sicht sind alle metaphysischen Themen eigentlich Elemente des menschlichen Verstehens. Die philosophische Anthropologie als Grunddisziplin der Philosophie befasst sich mit diesem Kernbereich des Menschlichen, dem Verstehen, und fragt nach der Struktur dieses Verstehens. Was bleibt als Frage nach dem Sein des Menschen übrig, so fragt er, wenn alles Historische im Sinne des nur Traditionellen weggezogen würde? Tugendhat sieht die Anthropologie in einem Gegensatz sowohl zur Metaphysik als auch zur Orientierung am Geschichtlichen, am historisch Vorgegebenen, Traditionen, göttlicher Offenbarung usw.

Zum Verhältnis philosophischer zu empirischer Anthropologie meint Tugendhat, dass beide verschiedene Schwerpunkte haben, sich jedoch aufeinander zubewegen müssen. Hier ist die Sicht allerdings bemerkenswert selektiv, denn empirische Anthropologie scheint vor allem als Ethnologie gesehen zu werden.

„Was man im Gegensatz zu dieser philosophische Anthropologie nennen kann, ist natürlich seinerseits empirisch, aber es geschieht nicht in 3. Person, man geht nicht von einer Beschreibung irgendwelcher Kulturen aus, sondern beginnt in der 1. Person Plural über die Strukturen des eigenen Seins und Verstehens nachzudenken, und in dem Maße, indem man andere Kulturen kennen lernt, geschieht dies weiterhin in 1. und 2. Person, d.h. man erweitert seinen eige-

nen Horizont. ... Der Schwerpunkt der philosophischen Anthropologie ist dadurch gekennzeichnet, daß sie in 1. Person geschieht und von einer Reflexion auf allgemeine Strukturen ausgeht, dadurch daß man in ihr von sich ausgeht, ergeben sich Einseitigkeiten, über die man sich durch die breiteren Kenntnisse der empirischen Anthropologie belehren lassen muss“ (2007, S. 45-46).

Der Kernbereich des Verstehens wird also primär sprachanalytisch hinsichtlich der 1. und der 3. Person strukturiert. – Dieses Schema ist heute weit verbreitet, birgt jedoch das Risiko, auf empirischer Ebene zu simplifizieren. Zweifellos muss zwischen den beiden Bezugssystemen unterschieden werden: dem *subjektiven* Erleben und der Reflexion (1. Person) gegenüber der *objektiven* Beobachtung dritter Personen. Es gibt aber Verschränkungen von Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie soziale Stereotypen in der Selbstreflexion, und es gibt eigentümliche bi-referentielle Aussagetypen. Die Interpretationslehre der Psychologie enthält eine abgestufte Folge von möglichen Strategien und Kriterien, wie Mehrdeutiges, Latentes, Multireferentielles, partiell in der Beobachtungswelt Verankertes, Psychophysik von Reiz und Empfindung, Selbstauskünfte mit intersubjektiven Bezügen, analysiert werden können. Die unterschiedlichen Aussagetypen und Bestätigungsweisen sind nach Graden der Überzeugungskraft und dem Anteil „empirischer“ Elemente anzuordnen. Diese Unterscheidungen und vor allem die multireferentielle Struktur von Selbst- und Fremdaussagen sowie die psychologischen Strategien der partiellen Bestätigungen und interpretativen Absicherungen sind in operationaler Hinsicht wesentlich differenzierter als die sprachanalytisch abstrakte Redewendung des 1./3. Person-Schemas. Insofern reichen die philosophischen Reflexionen (vgl. Grimm, 2007) allein nicht aus, die psychologisch-phänomenalen und die empirisch-methodischen Differenzierungen zu erfassen; diese sollten nicht verloren gehen.

Tugendhats Abgrenzung der philosophischen Reflexion von der empirischen Ethnologie betrifft nur einen Aspekt, und die gemeinte Strukturierung wirkt in den anschließenden Problemskizzen zur Willensfreiheit, Moral, Religion, Verhältnis zum Tod, noch zu wenig ausgearbeitet. So bleibt noch offen, wie Tugendhats Programm auszugestalten wäre, wenn u.a. auch die empirische Psychologie, der psychoanalytische Ansatz oder die methodischen Fortschritte der kritischen Interpretationsmethodik einbezogen würden, um das „Verstehen“ zu erklären und zu verstehen.

Mit Blick auf Kant meint Sturma (2004) zu sehen, dass sich die traditionelle und früher meist essentialistisch verstandene Anthropologie heute zu einer *Philosophie der Person* entwickelt habe. Vielleicht ist dies nicht mehr als eine Akzentverschiebung oder eine fragwürdige Beschränkung, wenn es nicht gelingt, die Fragestellungen und die philosophischen Einsichten auf diesem Wege prägnanter zu erläutern. Auch Sturma verwendet philosophisch-psychologische Begriffe, ohne sich auf die empirische Psychologie, auf Persönlichkeitspsychologie, Selbsttheorien usw. einzulassen.

Aus psychologischer Sicht kann also diese Aufgabe inhaltlich und methodisch genauer strukturiert werden, indem psychologische Grundbegriffe eingeführt, aber auch einzelne Überzeugungssysteme der Alltagspsychologie und die Vielfalt typischer Menschenbilder in ihren Grundüberzeugungen herausgearbeitet werden. Das psychologische Wissen über Person und Persönlichkeit sowie über subjektive Theorien und deren methodische Erkundung ist unentbehrlich. Auf diese Empirie zu verzichten wäre – auch wenn der Vorwurf des „Psychologismus“ droht – sehr unglücklich, denn die Philosophische Anthropologie könnte den Weg ebnen zu einer *Interdisziplinären Anthropologie*.

Welches die eigentlichen philosophisch-anthropologischen Fragen sein müssten, welches die Reichweite der Philosophie ist und auf welche Weise sich Philosophie von den Einzelwissenschaften unterscheidet, ist häufig kommentiert worden. Gerade für das Thema Mensch sind enge Abgrenzungen am wenigsten einleuchtend.

## 2 Zur Psychologischen Anthropologie

### Einordnung der Psychologischen Anthropologie

Die Psychologische Anthropologie ist ein Teil der Anthropologie als umfassender Lehre vom Menschen. Die Wortverbindung *psychische Anthropologie* erscheint zu Anfang des 18. Jahrhunderts als Titel der Lehrbücher von Schulze (1819) und Fries (1837) und bedeutet hier so viel wie empirische Menschenkunde (vgl. Brandt, 1999; Scheerer, 1989; Schönflug, 2004). Der heute seltener gebrauchte Begriff *Psychologische Anthropologie* wäre überflüssig, falls die möglichen Themen entweder in der Philosophischen Anthropologie oder in einer philosophisch orientierten Wissenschaftstheorie der empirischen Disziplin Psychologie behandelt würden. Gibt es nicht eine umfangreiche Philosophie der Psychologie (Gadanne, 2004; Lorenz, 2003)? So ist zu überlegen, ob in diesem Grenzgebiet von Philosophie und Psychologie eigenständige Fragestellungen und Methoden zu erkennen sind. Eventuell kommt es eher darauf an, einige vernachlässigte Themen hervorzuheben. Welche Themen der Psychologischen Anthropologie sollten mehr Aufmerksamkeit finden?

### Die doppelte Aufgabe der Psychologischen Anthropologie

Innerhalb einer umfassenden, interdisziplinären Anthropologie hat die Psychologie zwei einander ergänzende Aufgaben: Die allgemeine *Psychologie des Menschen* und die *Psychologie der Menschenbilder*.

Die *Psychologie des Menschen* (und auch eine Perspektive auf andere Primaten) bildet ein Kerngebiet jeglicher Anthropologie. Eine nur philosophische und theologische Anthropologie bliebe in zentralen Bereichen inhaltsarm, wenn nicht die Psychologie, die Sozialwissenschaft und Biologie des Menschen einbezogen würden. – *Alle* Teilgebiete der Psychologie sind hier wichtig, die Allgemeine Psychologie, die Entwicklungs- und Sozialpsychologie, die Angewandte Psychologie, doch eine herausragende Rolle hat eine integrative *Differentielle Psychologie und Persönlichkeits-*

forschung. Das Programm lautet, die *psychophysische Individualität* des Menschen genau zu beschreiben, als *Persönlichkeit* zu verstehen und in ihrer genetisch, familiär und soziokulturell bedingten Entwicklung zu erklären. In dieser Aufgaben bündeln sich zahlreiche Forschungsrichtungen der Psychologie, und es existiert eine kaum noch überschaubare Vielfalt heterogener, mehr oder minder ausgeformter Persönlichkeitstheorien. (Amelang & Bartussek, 2001; Asendorpf, 2003; Fisseni, 2003). Auch die biologischen Grundlagen der Persönlichkeit, d.h. Evolutionsbiologie, Evolutionspsychologie, Genetik, differentielle Anatomie und Physiologie, insbesondere des ZNS, werden in diesen Büchern gelegentlich erwähnt, jedoch kaum der Blick zu einer „Theorie des Organismus“ ausgeweitet (Rothschuh, 1963). – Nicht um diese wissenschaftlichen *Persönlichkeitstheorien* geht es in den folgenden Abschnitten, sondern um die individuellen Überzeugungen und Einstellungen, die das *Menschenbild* ausmachen.

Die *Psychologie der Menschenbilder* hat mehrere ineinander verschachtelte Perspektiven. Welche grundlegenden Annahmen über den Menschen sind bei den Einzelnen bzw. in der Bevölkerung vorzufinden und welche sind aus den Lehrbüchern der Psychologie zu entnehmen? Die hier getroffene Unterscheidung zwischen den *wissenschaftlichen Persönlichkeitstheorien* (Aufgabe 1) und den *Annahmen der psychologischen Alltagstheorien* (Aufgabe 2) kann nicht sehr scharf sein. Auch in die wissenschaftlichen Theorien mischen sich oft noch sehr vorläufige Annahmen und in die Alltagstheorien durchaus auch psychologische Wissenskomponenten aus der Forschung. Viele Psychologen verwenden Fragebogen und Interviews und importieren damit Komponenten der Alltagstheorien in ihre Konzeptionen. Außerdem sind die Alltagstheorien der Bürger wiederum Thema der wissenschaftlichen Psychologie. Eine weitere Perspektive geben die speziellen Inhalte der Lehrbücher, denn die Autoren werden unvermeidlich eigene Überzeugungen erkennen lassen, wenn sie bestimmte Theorien auswählen und darstellen. Schließlich können die Autobiographien von Psychologen und Psychotherapeuten inhaltlich ausgewertet werden, ob sie Hinweise auf das Menschenbild geben.

### **Annahmen über den Menschen – Menschenbilder**

Das Menschenbild ist die Gesamtheit der Annahmen und Überzeugungen, was der Mensch von Natur aus ist, wie er in seinem sozialen und materiellen Umfeld lebt und welche Werte und Ziele sein Leben hat bzw. haben sollte. Es umfasst das Selbstbild und das Bild von anderen Personen oder von den Menschen im Allgemeinen. Dieses Menschenbild wird von jedem Einzelnen entwickelt, enthält jedoch vieles, was auch für die Auffassungen anderer Personen oder größerer Gruppen und Gemeinschaften typisch ist. Es enthält Traditionen der Kultur und Gesellschaft, Wertorientierungen und Antworten auf Grundfragen des Lebens. Viele der Ansichten werden sich wahrscheinlich auf einige fundamentale Überzeugungen zurückführen lassen. Diese Überzeugungen unterscheiden sich von anderen Einstellungen durch ihre systematische Bedeutung, gedanklich den Grund zu legen und durch ihre persönlich empfundene Gültigkeit, durch ihre Gewissheit und Wichtigkeit. Die Annahmen und Überzeugungen haben viele und unterschiedliche Inhalte und bilden ein individuelles Muster mit Kernthemen und Randthemen.

Psychologisch betrachtet ist das Menschenbild eine subjektive Theorie, die einen Teil der persönlichen Alltagstheorie und Weltanschauung ausmacht. Demgegenüber sind fachwissenschaftliche Theorien der Persönlichkeit, welche auch die Einstellungen, Wertorientierungen und Überzeugungen einschließen, in der Regel sehr viel differenzierter, begrifflich ausgearbeitet, formal strukturiert und z.T. empirisch überprüft. Zwischen den individuellen Menschenbildern und den psychologischen Persönlichkeits- und Motivationstheorien bestehen also formale Unterschiede, und die Konstruktionen haben verschiedene Absichten: Orientierung des Einzelnen in der persönlichen Lebenswelt bzw. systematische Entwicklung einer wissenschaftlichen Theorie aufgrund des methodisch gesicherten Wissens.

### **Differentielle Psychologie der Menschenbilder**

Die Vielfalt der Menschenbilder empirisch zu erkunden und nach häufigen Mustern zu suchen, wäre hier die erste Aufgabe. Zweitens ist systematisch nach den historischen, zeitgeschichtlichen, religiösen, soziokulturellen und anderen Bedingungen für das Entstehen und die Veränderung von Überzeugungen zu fragen. Beispielsweise könnte untersucht werden, wie sich die Menschenbilder durch ein Fachstudium, etwa der Psychologie, Pädagogik oder Medizin, ändern. Die Forschung zu Menschenbildern gehört in ein Grenzgebiet der Persönlichkeits- und Entwicklungspsychologie, der Sozial- und Kulturpsychologie sowie der Wissenspsychologie. Das individuelle Menschenbild kann durch die Methode des Interviews und näherungsweise auch durch Fragebogen erfasst werden; gründlichere Einsichten werden sich nur in psychologisch-biographischen Studien (und auch im Alltagsverhalten) ergeben. In der Fachliteratur gibt es bisher nur wenige oder thematisch relativ enge Vorschläge zur Typisierung von Menschenbildern, religiösen Orientierungen, assumptions about human nature (weitere Literatur siehe Fahrenberg, 2004a, 2007).

### **Leitbegriffe**

Wie gegensätzlich der Mensch bestimmt werden kann, hat der Philosoph Alwin Diemer (1978, S. 56-73) in seiner Zusammenstellung charakteristischer Zitate skizziert. Bekannt sind Begriffe wie *zoon politikon*, *homo rationale*, *homo faber*, *homo oeconomicus*, oder der Mensch als das nicht-festgestellte Tier, als gesellschaftsbestimmtes, arbeitendes und produzierendes Lebewesen oder als gesellschaftsgeschädigtes Reflexionswesen. Auch aus psychologischer Sicht wurden solche Leitprinzipien geprägt: die unbewussten Triebansprüche, das operationale Lernen, die immerwährende Suche nach Sinn, die Selbstverwirklichung usw. Psychische Phänomene werden auf *ein* angeblich zugrunde liegendes Funktionsprinzip zurückgeführt oder auf *einen* fundamentalen Gegensatz. Diese Vereinfachungen sind charakteristisch für weite Bereiche der Philosophischen und Psychologischen Anthropologie; sie haben viele Entsprechungen in einigen

älteren, monothematischen Motivationslehren und in vielen eng gefassten Persönlichkeitstheorien. Solche Vereinfachungen liefern Zerrbilder und sind als überwertige Ideen, als Hypostasierungen, zu kennzeichnen. Sie können außerdem als theorieformende Metaphern gedeutet werden (Maddi, 1989) und als potentiell dogmatische Positionen (Jüttemann, 1991). Die in der Philosophischen Anthropologie verbreitete Tendenz zum Reduktionismus ist erstaunlich.

Demgegenüber verlangt die differentielle Psychologie eine wesentlich breitere empirische Sicht auf die zahlreichen Facetten des Menschenbildes. Grundsätzlich müssen individuelle Muster von Überzeugungen mit Kern- und Randthemen unterschieden werden statt ein abstraktes und überwertiges Leitprinzip zu postulieren. Solche Vereinfachungen sollten grundsätzlich durch wirklichkeitsnahe Konzepte von *multireferentiellen Überzeugungssystemen* ersetzt werden.

### **Typische Muster von Überzeugungen**

Statt sich auf eine anthropologische Leitidee einzuschränken, kann nach Grundüberzeugungen gefragt werden, wie sie wahrscheinlich überall zu finden sind. Zu diesen Kernthemen gehören unter anderen die Fragen nach Monismus und Dualismus, Willensfreiheit und Determinismus, einer geistigen Existenz nach dem Tode (Unsterblichkeit der Seele) und die Frage nach einem Schöpfergott. Aus diesen Überzeugungen müssten sich viele andere Aspekte des Menschenbildes ableiten lassen. Wer von der Existenz einer eigenständigen geistig-spirituellen Welt neben der physikalischen Welt überzeugt ist, wird ein anderes Menschenbild entwickeln als ein Monist, für den Bewusstseinsprozesse nur die Innenansicht der Hirnphysik sind. Mit der dualistischen Sicht sind Vorstellungen über eine geistig-seelische Existenz nach dem biologischen Tod, über Transzendenz und Religion leichter zu verknüpfen und zu diesen Überzeugungen würde es eher passen, die Möglichkeit übernatürlicher Vorgänge anzuerkennen als diese abzulehnen. Für Gottgläubige und für Atheisten werden sich in einer Anzahl nachgeordneter Fragen grundverschiedene Antworten ergeben, weil jeweils andere Erklärungen und Erwartungen existieren. Dies gilt nicht allein für das religiöse Leben im engeren Sinn oder die Vorstellungen vom Leben nach dem Tod, sondern für die Schöpfung und die Sonderstellung des Menschen, für die Sinnggebung des Lebens und für die tiefste Begründung der Ethik, auch für das Thema, wie Gehirn und Bewusstsein zusammenhängen, und die Frage nach dem freien Willen. Das Netz der assoziierten Überzeugungen lässt sich gewiss noch ausweiten. – Solche Konfigurationen werden Inkonsistenzen aufweisen können, wie es auch innere Widersprüche in philosophischen und religiösen Lehren gibt. Dennoch ist es gerechtfertigt, nach bestimmten Grundüberzeugungen zu fragen und auch empirisch nach charakteristischen Mustern von assoziierten Überzeugungen zu suchen.

### **Was denken die Menschen tatsächlich?**

Was die Bevölkerung glaubt und denkt, kann heute in repräsentativen Erhebungen festgestellt werden: Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach Religion und Spiritualität, nach persönlichen Werten, Lebensqualität und Zukunftserwartungen, politischen Themen und sozialen Einstellungen, interkultureller und interreligiöser Offenheit, Menschenrechten usw. Zu diesen Themen gibt es in Deutschland seit Jahrzehnten repräsentative Umfrageergebnisse. Andere Kernthemen wie Monismus und Dualismus, das Leib-Seele-Problem, das Theodizee-Problem oder die Beurteilung der Willensfreiheit wurden bisher nicht einbezogen. Vielleicht gelten die Kontroversen als begrifflich zu kompliziert, doch gilt dies wohl erst recht für die Frage nach Gott, die in solchen Surveys, auch von kirchlicher Seite, enthalten ist.

Diese empirischen Ansätze haben bisher weder in der Psychologie noch in der Philosophischen Anthropologie sichtbares Interesse gefunden; die Informationen aus der empirischen Sozialforschung haben nicht zur Diskussion ange-regt. Deshalb werden hier einige Befunde aus einer eigens durchgeführten Umfrage bei Studierenden zitiert.

### **Die Menschenbilder von Studienanfängern der Psychologie**

Ein Fragebogen zu zahlreichen Aspekten des Menschenbildes wurde von 800 Studierenden an sieben Universitäten in West- und Ost-Deutschland beantwortet, davon waren 296 Studienanfänger der Psychologie (quasi-repräsentativ) und 267 in mittleren Fachsemestern. Parallel dazu, aber nur an einer Universität, wurden auch Studienanfänger der Naturwissenschaften untersucht und Studierende der Philosophie der ersten Semester. Bei einigen Fragen waren mehrere Antwortmöglichkeiten gegeben, in drei Trilemmata wurden die Antworten forciert, während es bei den meisten Fragen nur auf Zustimmung oder Ablehnung ankam. Hier werden nur kurz die Antwortverteilungen hinsichtlich der Grundüberzeugungen berichtet: Gottesglauben gegenüber Agnostizismus und Atheismus, Dualismus gegenüber Monismus, geistige Existenz nach dem Tod gegenüber biologischem Tod als Ende der Person, Willensfreiheit gegenüber Determinismus (Fahrenberg, 2006a, 2006b, 2007)

Unter den insgesamt 563 Studierenden der Psychologie wird die Position des materialistischen Monismus nur von 3 % und der Epiphänomenalismus von 4 % akzeptiert. Mehrheitlich gibt es eine Präferenz für eine dualistische Auffassung von Materie (Energie) gegenüber Bewusstsein (Geistig-Seelischem): Dualismus mit psychophysischer Interaktion 43% und Dualismus als Doppel-Aspekt-Lehre 8 %. Hinzu kommt die „psychophysisch neutrale“ Auffassung im Sinne einer Komplementarität beider Bezugssysteme von 42% der Befragten. Relativ viele halten eine Antwort auf die Frage nach Gott für unmöglich (24 % Agnostiker zuzüglich 4 % ohne Angabe); andere glauben zwar an eine höhere geistige Macht, jedoch nicht an einen persönlichen Gott (25 % Deisten). Nach den großen Teilgruppen der Zweifelnden (24 %) folgt das deutliche Bekenntnis zu Gott statistisch erst an vierter Stelle (12 % Theisten), an fünfter Stelle die erklärten Atheisten (11%). An eine „geistige Existenz“ nach dem Tode glauben 60 % und Gottes Hilfe in einer konkreten Situation haben 27 % erfahren.

Nach der Auswertung der einzelnen Antworten wurden drei fundamentale Überzeugungen herangezogen, um Zusammenhänge zu explorieren: (1) die Entscheidung zwischen Monismus und Dualismus, d.h. zwischen verschiedenen Auffassungen des Gehirn-Bewusstsein-Problems, (2) der Glauben an Gott bzw. der Atheismus oder Agnostizismus, und (3) Transzendenz und Immanenz, d.h. Bezug auf ein jenseitiges, übernatürliches Seinsprinzip (Gott) oder Bezug auf die diesseitige eigene Person (Selbst). Durch statistische Analysen lassen sich häufig auftretende Beziehungen zwischen den Grundüberzeugungen und anderen Facetten feststellen. Beispielsweise zeigt sich ein deutlicher, aber nicht allgemeingültiger Zusammenhang zwischen Gehirn-Bewusstsein-Dualismus, der Gottgläubigkeit; Spiritualität (und der Annahme einer geistigen Existenz nach dem Tode) und der Einstellung zu übernatürlichen Phänomenen.

Im Vergleich zu den Studierenden der Naturwissenschaften äußerten jene der Psychologie eine stärkere Präferenz für den Dualismus und das Komplementaritäts-Konzept. Differentielle Effekt zeigen sich auch in der Stellungnahme zu der These: "Einige Bewusstseinsprozesse sind Ursache physikalischer Prozesse." Hier stimmten signifikant mehr Psychologen zu, als Studierende der Philosophie und der Naturwissenschaften. Außerdem neigen die Studierenden der Psychologie im Vergleich zu den befragten Studierenden der Philosophie und Naturwissenschaften eher zum Theismus und äußern ein größeres Interesse an Sinnfragen als die Naturwissenschaftler. Darüber hinaus stimmen die Überzeugungen von Studierenden der drei Fächer in vieler Hinsicht durchschnittlich überein.

Gewiss muss zwischen den beiden Ebenen unterschieden werden: der systematischen philosophischen Reflexion und den in einem Interview geäußerten persönlichen Überzeugungen. Gegen die Auswertung solcher alltagsphilosophischen Überzeugungsmuster lassen sich viele Einwände vorbringen, u.a. die zu erläuternden schwierigen Begriffe, die unvermeidlichen sprachlichen Missverständnisse, das unzureichende philosophische Vorwissen oder die letztlich unlösbar erscheinenden Probleme (wie die Philosophiegeschichte lehrt). Hinzu kommen vielleicht Flüchtigkeit, Desinteresse oder schematische Antworttendenzen wie sie aus der Fragebogenmethodik bekannt sind. Aber solche empirisch aufgezeigten Muster sind als Anregungen gemeint, wie typische Facetten von Menschenbildern (implizite Anthropologien) erfasst bzw. durch gründlichere Forschungsinterviews weiter untersucht werden könnten.

### **Implikationen für die Berufspraxis**

Die individuellen Menschenbilder werden sich auf den Lebensalltag auswirken, auch wenn oft die Unterschiede von Einstellung und Handeln, Reden und Tun, auffällig sein mögen. Dass religiöse Grundüberzeugungen den Alltag und die Berufspraxis entscheidend prägen können, wird kaum jemand bestreiten. Diese Ansicht ist bis in die Öffentlichkeitsarbeit der Kirchen und in die Institutionen hinein verfestigt, u.a. in den Trägerschaften und Ausbildungseinrichtungen. – Aber wirken sich auch philosophische Vorentscheidungen auf die wissenschaftlichen Zielsetzungen oder auf die Auswahl der Methoden in der Berufspraxis aus? Beeinflussen die Menschenbilder die Berufspraxis von Ärzten, Psychotherapeuten, Richtern, wenn diese Verantwortung für andere Menschen übernehmen? Empirische Untersuchungen zur differentiellen Psychologie der Menschenbilder könnten mehr Aufschluss über diese Zusammenhänge geben.

Für Psychologen und Psychotherapeuten müssten eigentlich die Menschenbilder aller Personen, mit denen sie beruflich zu tun haben, besonders interessant sein, denn diese Einstellungen könnten den Verlauf und Erfolg der psychologischen Interventionen z.B. in der Personalpsychologie, Gesundheitspsychologie, Psychotherapie beeinflussen. Einzelne Autoren haben diese Möglichkeit diskutiert, u.a. hinsichtlich der Persönlichkeitspsychologie und in der Psychotherapie (u.a. Kutter, Páramo-Ortega & Müller, 1998; Schmuck, 2000). Dass die Präferenz für eine bestimmte Persönlichkeitstheorie auch die Therapierichtung und die Therapieziele beeinflusst, ist zu vermuten (Fahrenberg, 2007).

Die befragten Studierenden der Psychologie waren zu 66 Prozent überzeugt, dass die unterschiedlichen Überzeugungen „bestimmt“ Auswirkungen auf die Berufspraxis von Psychologen und Psychotherapeuten haben würden. Ist es nachzuvollziehen, dass die Auffassungen vom Leib-Seele-Problem oder vom freien Willen die Einstellung zu Fragen der Psychosomatischen Medizin oder zur Sozialtherapie von Straftätern beeinflussen, bei den Betroffenen und beim Personal dieser Berufsfelder? Diese Relevanzbehauptung ist jedoch nicht einfach zu prüfen, denn in konkreten Entscheidungssituationen werden auch Unterschiede im beruflichen Fachwissen, individuelle Eigenschaften sowie pragmatische Überlegungen und der jeweilige Kontext wichtig sein. Bereits die Möglichkeit solcher Implikationen könnte eine gründlichere Diskussion nahelegen (Fahrenberg, 2006 a, 2006b).

Auch die Mehrzahl der 27 Ärzte und 28 Diplom-Psychologen, die von Kornelia Wider (1994; vgl. Fahrenberg 2006c) interviewt wurden, waren weitgehend von der Relevanz solcher Vorentscheidungen überzeugt. Es handelte sich um eine Gelegenheitsauswahl von Praktikern im psychologisch-medizinischen Feld, d.h. aus verschiedenen Fach- bzw. Therapierichtungen; sie hatten sich bisher mit dem Leib-Seele-Problem teils ausführlich, teils weniger eingehend auseinandergesetzt. Mittels Interview, Fragebogen und vorformulierten Entscheidungssituationen der diagnostischen Urteilsbildung wurden die Einstellungen und möglichen Implikationen erkundet. Über die geäußerten Auffassungen hinaus erwies es sich jedoch als sehr schwierig, empirische Konsequenzen anhand der konstruierten Entscheidungssituationen plausibel zu machen. Die diagnostisch-therapeutischen Strategien sind wesentlich auch von Befunden, Sachzwängen, vorhandenem Fachwissen, konkurrierenden ätiologischen Konzepten usw. beeinflusst. Dieser Untersuchungsansatz könnte jedoch empirisch weiter vertieft werden, indem vertiefende Forschungsinterviews im Kontext realer Entscheidungssituationen, z.B. in einer internistischen, neuro-psychiatrischen oder psychosomatischen Ambulanz, durchgeführt werden, um den Entscheidungsprozess mit den beteiligten Personen zu analysieren. Gegenwärtig bleibt offen, ob es sich nur um Relevanzbehauptungen handelt oder um tatsächlich auftretende differentielle Effekte in der klinischen Urteilsbildung aufgrund philosophischer Vorentscheidungen. <sup>(24)</sup>

## Menschenbilder bekannter Psychologen und Philosophen

Wenn es an empirischen Untersuchungen mangelt, könnte das auch durch wissenschaftstheoretische Positionen begründet sein: Die persönliche Weltanschauung soll aus der Forschung und Praxis ausgeklammert werden. Dies ist eine in der Wissenschaft verbreitete Auffassung. Außerdem betreffen viele dieser Fragen Themen, über die im Alltag selten gesprochen wird. Es ist die Privatsphäre der Weltanschauung. Für diese Vermutung spricht eine Inhaltsanalyse der publizierten Selbstdarstellungen von 63 Psychologen bzw. Psychotherapeuten sowie 23 Philosophen. Diese Serie wurde von dem Psychotherapeuten Ludwig Pongratz herausgegeben und sie hat den Vorteil, dass es einheitliche „Auftragsarbeiten“ waren. Von einer Selbstdarstellung war hier außer der Schilderung des akademischen Berufslebens auch eine innere Biographie, d.h. zumindest Hinweise auf Erziehungseinflüsse, Menschenbild und Weltanschauung, zu erwarten (Pongratz, 1973; Pongratz, Traxel & Wehner, 1972-1979).

Sollten nicht gerade Psychologen und Psychotherapeuten ein Interesse an möglichen Beziehungen zwischen ihrem Menschenbild, ihren Erziehungseinflüssen, ihrer Berufswahl und Berufspraxis haben? Ist das *Erkenne dich selbst!* nicht eines der Motive ihrer Berufswahl? Gerade dieser Personenkreis könnte vielleicht eher nachvollziehen, wie das Denken und die wissenschaftlichen Ziele von philosophisch-weltanschaulichen Ausgangspositionen beeinflusst wurden. Der Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker begann (1975, S. 342): „Die Aufforderung zu dieser Selbstdarstellung bedeutet wohl, dass der Verfasser die philosophischen Meinungen, zu denen er gelangt ist, nicht in abstracto darstellt – das wird er, wenn er es kann, anderwärts getan haben oder tun – sondern im Spiegelbild der Weise, wie er selbst zu ihnen gekommen ist. Haben wir unsere Philosophie gelernt, gefunden oder als das entdeckt, was wir in gewisser Weise immer gewusst haben?“

Die meisten dieser Autobiographien enthalten natürlich Informationen über Elternhaus und Erziehungseinflüsse, über Ausbildung, Berufsleben u.a. Bei weniger als der Hälfte der Autoren gab es außerdem mehr oder minder kurze Hinweise auf das religiöse Bekenntnis der Eltern und auf die eigene Konfessionszugehörigkeit. Darüber hinaus wurden die Fragen nach Gott und die eigene Haltung zur Religion höchst selten angesprochen. Die Psychologen, insbesondere jene Autoren, die beratend oder psychotherapeutisch tätig waren, gingen eher auf ihre psychologisch-biographische Entwicklung und auf Fragen des Menschenbildes ein als die Vergleichsgruppe von Philosophen (Fahrenberg, 2004a, 2007). Die persönlichen Überzeugungen blieben in der Regel verborgen, trotz der möglichen Bedeutung dieser letzten Fragen für das Philosophieren, für Persönlichkeitstheorien oder Psychotherapie-Ziele. Offensichtlich wird hier von vielen kritischen Philosophen und von engagierten Psychotherapeuten eine Privatsphäre gewahrt oder ein Tabu beachtet. Oder gilt die Annahme, das private Menschenbild sei für das Denken und Lehren über den Menschen bzw. für die pädagogischen und psychotherapeutischen Anwendungsfelder völlig unerheblich?

Von diesen verhältnismäßig kurzen Selbstdarstellungen konnten natürlich keine allgemeine Wesensbestimmung des Menschen oder tiefe Konfessionen über Gott und Glauben erwartet werden. Wie verhält es sich mit Themen wie Gehirn-Bewusstsein (Leib-Seele-Problem), Willensfreiheit, Begründung der Zielsetzungen der Erziehung oder der Psychotherapie? Fast alle der Autoren werden im Elternhaus und in der Schule eine religiöse Erziehung erhalten haben. Wenn darüber nichts geschrieben wird, kann es Verschiedenes bedeuten: dieses Thema wird als Privatbereich abgeschirmt oder es wird als unwichtig angesehen. – Dieser Eindruck der eigenen Inhaltsanalyse wird durch eine anders angelegte, neuere Sammlung kurzer persönlicher Texte von 98 Psychologinnen und Psychologen bestätigt (Kämmerer & Funke, 2004). Sie enthalten mehrheitlich berufliche bzw. fachliche Themen, Psychologiegeschichtliches, doch Aussagen zum Menschenbild, Leib-Seele-Problem, Willensfreiheit und zu persönlichen Überzeugungen fehlen in den allermeisten Beiträgen.

Die fachlichen Konsequenzen zu untersuchen, sei es in Hinblick auf Lehrbücher, sei es in der Berufspraxis oder Forschung, wäre am ehesten ein Thema der differentiellen Psychologie, darüber hinaus auch eine Aufgabe der Sozialpsychologie und Wissenssoziologie. Welche Vorentscheidungen getroffen werden, ist außerdem auch den Sachregistern der Lehrbücher leicht zu entnehmen. Geht ein Lehrbuch der Persönlichkeitspsychologie oder der Psychotherapie überhaupt auf Themen wie Sinnfragen, Spiritualität und Religiosität ein, und taucht der Begriff Menschenbild oder Anthropologie (oder ein Synonym) auf? Werden *Annahmen über den Menschen*, z.B. Dualismus oder Willensfreiheit, und deren Implikationen als Forschungsaufgabe erkannt und die individuellen Überzeugungsmuster beschrieben? – Die geschilderten Untersuchungsansätze mögen dazu anregen, genauere Untersuchungen zu planen und die geeignete Methodik, d.h. Umfragen und vor allem strukturierte Forschungsinterviews, zu nutzen.

Für das Defizit an empirischen Studien könnte folglich eine Hemmung verantwortlich gemacht werden, sich mit „weltanschaulichen“ Komponenten der angeblich neutralen Psychologie-Wissenschaftler näher zu beschäftigen, oder vielleicht eine Scheu, zu sehr in die Privatsphäre einzudringen. Insgesamt scheint eine große Zurückhaltung zu bestehen, diese Überzeugungssysteme und ihre möglichen psychologischen und ethischen Konsequenzen zu erkunden und psychologisch-philosophisch genauer aufzuklären. Doch Menschenbilder sind nicht allein als implizite Überzeugungsmuster, sondern auch als explizite Leitbilder humanwissenschaftlicher Forschung und Berufspraxis zu begreifen.

## Psychologismus

Als Psychologismus wird eine markante wissenschaftsmethodische Einstellung bezeichnet, psychologische und psychoanalytische Begriffe und Erklärungshypothesen in Bereiche einzuführen, in denen sie nur bedingt oder nur teilweise zu rechtfertigen sind oder als völlig unpassend angesehen werden. Insofern bestehen einige Ähnlichkeiten mit den Fragestellungen der Wissenssoziologie und der Ideologiekritik, die zumeist soziale und politische Einseitigkeiten aufzude-

cken suchen. Die Kontroverse um den Psychologismus wird oft als ein Hauptthema in der Trennungsgeschichte von Philosophie und Psychologie bezeichnet.

Der Psychologismus-Vorwurf hat eine Vorgeschichte, die auch mit den Namen Wundt (1910), Husserl (1910/1911) und der Würzburger Schule der Denkpsychologie verbunden ist (siehe u.a. Münch, 1998; Schmidt, 1995). Die wichtigste Kontroverse wurde um die Beziehungen zwischen Denkpsychologie und Logik geführt. Husserl war der Meinung, dass logische Begriffe, Wahrscheinlichkeit, Notwendigkeit, Grund und Folge, eigenständige und normative Kategorien sind. Er kritisierte scharf die Psychologisierung der Logik. Es käme hier nicht darauf an, wie der Verstand ist und denkt, sondern wie er im Denken verfahren sollte. Bereits beim Aufbau einer psychologischen Theorie müssten ja die Regeln der Logik vorausgesetzt werden. Wundt unterschied auch hier *zwei* Perspektiven: die Logik gilt normativ und universell, aber die Gesetze der Logik sind auch psychologisch zu beschreiben, ebenso wie jedes an ein Gehirn gebundene psychische Phänomen auch physiologisch beschrieben werden könnte. Aber beschreiben heißt noch nicht, dass es auf diese Weise auch erklärbar ist. Husserl unterstellte Wundt eine extreme Form des Psychologismus, während Wundt darzulegen versuchte, dass er den logischen Psychologismus rigoros ablehne und das logische Denken für die universelle Bindung des Denkens halte (Wundt, 1920a, S. 266).

Wie vielschichtig der Vorwurf des Psychologismus sein kann, zeigt das Beispiel Viktor Frankls (1979), der als scharfer Kritiker des Psychologismus hervortrat. Er wehrte sich vor allem gegen Freuds Atheismus und die Versuche, religiöse Phänomene als illusionäre Wunschbilder aufgrund des unerfüllbaren Bedürfnisses nach Leidensfreiheit und Glück zu erklären. Die psychoanalytische Forderung nach konsequenter Aufklärung des Menschen über seine psychische und unbewusste Natur könne zu einer Manie der Entlarvung und Demaskierung führen. Frankl lehnt die unbegrenzte Psychologisierung der innersten Überzeugungen ab und verlangt ein Anhalten vor dem „Echten“, dem Sinn und den Werten der Menschen. Frankl spricht von einer Entwertung des Menschlichen durch Freud, die in den Nihilismus und Zynismus führe. – Sah Frankl überhaupt den in Freuds Leben und Haltung deutlichen Humanismus (ohne Gottesglauben und metaphysischen Seelenbegriff)? Können Frankls Postulate und sein engagierter Anti-Psychologismus auch auf eine Immunisierung gegen kritische Reflexion seines eigenen Menschenbildes hinauslaufen? Aber diese biographische Frage wäre erneut psychologisch (vgl. Fahrenberg, 2007).

### **Philosophie der Psychologie und Psychologie der Philosophie**

Das Verhältnis zwischen Philosophie und Psychologie scheint häufig als einseitige Abhängigkeit verstanden zu werden, so wie es der wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung entspricht. Der Begriff Philosophie der Psychologie ist geläufig, eine Psychologie der Philosophie ist – unter diesem Namen – unüblich. Psychologische Probleme des Philosophierens und – noch mehr – psychologische Kommentare zur Person und zum Werk einzelner Philosophen können Widerspruch, den Vorwurf eines fehlgeleiteten Psychologisierens und des Psychologismus provozieren.

Philosophische Ideen sind zweifellos *auch* als Überzeugungssysteme psychologisch analysierbar und im Kontext der psychosozialen Biographie und der Religion des Autors zu interpretieren. Wahrscheinlich wird es bei Philosophen und Psychologen ein breites Meinungsspektrum geben, wie fruchtbar diese Grenzüberschreitungen sein können. – Dass gerade phänomenologische Denker wie Husserl und Scheler den Psychologismus-Vorwurf äußerten, ist naheliegend, weil die phänomenologische Methode in ihrem Prozess und in ihren Ergebnissen, in ihrer behaupteten Freiheit von Theorien und Vorurteilen, zumindest Anlässe für kritische psychologische Kommentare bietet.

Die berechtigte Blickwendung von der empirischen Psychologie auf das philosophische Denken könnte Fragen aufwerfen, die primär mit psychologischen Methoden zu beantworten sind. An erster Stelle sind differenziert angelegte Forschungsinterviews zu nennen, außerdem die biographische Methode und auch systematische Inhaltsanalysen von Texten. Für diese Methoden ist die Psychologie zuständig, ist als andere Disziplinen, insbesondere wenn psychologisches Wissen über die individuellen und sozialen Einflussfaktoren auf das Denken, typische kognitive Stile und Schemata der Konzeptbildung einbezogen werden. Die oft einseitigen *Annahmen über den Menschen*, d.h. der zuvor erwähnte Reduktionismus in vielen Beiträgen der Philosophischen Anthropologie, wären ein wichtiges Thema.

Was sollte gegen eine nicht nur systematische bzw. historische, sondern auch psychologisch-biographische Perspektive auf das Werk von Philosophen und deren Kontroversen einzuwenden sein? Gibt es bei der Mehrheit der Philosophen überhaupt eine grundsätzliche Abwehrhaltung gegen psychologische Analysen und „psychologistische“ Interpretationsbeiträge oder setzt die Ablehnung erst ein, sobald sich eine überwertige Absicht der Entlarvung und ein psychologischer Nichts-anderes-als Reduktionismus äussert (wie in den Ursprüngen der Psychoanalyse und in Teilen der gegenwärtigen Auseinandersetzungen zwischen Neurowissenschaften und Geisteswissenschaften)?

Heute ist kaum einzuschätzen, wie viele Philosophen (und Psychologen) die folgende These als unangemessenen *Psychologismus* werten könnten oder als eine realistische Feststellung: Auch Philosophen können von vorgefassten Überzeugungen und nachhaltigen, der Selbstreflexion nur teilweise zugänglichen Einstellungen geleitet sein, so wie es für die empirisch forschenden Humanwissenschaftler behauptet wird. Damit sind hier nicht allein die Tradition und der eigene Platz in dieser Tradition gemeint oder die Abhängigkeiten vom zeitgeschichtlichen Kontext, sondern auch individuell-biographisch und kulturell-ethnozentrisch bedingte Annahmen über den Menschen.

## Ausblick

Falls das Fach Psychologie mit seiner unklaren Identität und den zitierten DGPs-„Elementen“ allmählich eine überzeugendere Wissenschaftskonzeption erreichen will, kann es kaum bei einem „philosophisch ungeordneten“ Pluralismus stehen bleiben oder die quasi-naturwissenschaftliche Orientierung zur Norm machen. Zweifellos sind die Anforderungen an die notwendige perspektivische Sicht durch neue Forschungsrichtungen noch gewachsen: von der Neuropsychologie und Verhaltensgenetik bis zu den computer-gestützten Modellierungen. Damit ist jedoch die *Psychologie als empirische Geistes- und Sozialwissenschaft* nicht weniger wichtig geworden, es sei denn, es käme zu einer tieferen Aufspaltung als Folge der gegensätzlichen Wissenschaftskonzeptionen und des manifesten Theorie-Praxis-Problems der universitären Ausbildung. Durch die Professionalisierung ist die Disziplin heute in viele berufspraktische und berufsethische Kontexte eingebettet und sieht sich der Forderung nach Bewährung und genauer Qualitätskontrolle ausgesetzt. Dies schließt zwingend die Auseinandersetzung über adäquate Beschreibungen sowie über den theoretischen Reduktionismus ein. Könnten unterschiedliche philosophische und wissenschaftstheoretische Grundüberzeugungen differentielle Effekte in Forschung und Berufspraxis haben oder ist dies auszuschließen?

Nach dem Verständnis von Anthropologie und Psychologie zu fragen, führt unbedingt zu Immanuel Kant und Wilhelm Wundt zurück. Beide gaben der Anthropologie (Psychologie) einen weiten theoretischen Horizont und beide teilen das Schicksal, dass sie heute übergangen oder nur einseitig zitiert und nicht in ihren vollen Absichten gewürdigt werden. Dieser Rückblick führt auch zu der Frage, weshalb gegenwärtig so wenig Überzeugendes auf dem Wege zu einer vielfältigen, aber doch einheitlich konzipierten *Interdisziplinären Anthropologie* auf der Basis aller Humanwissenschaften geschieht.



## Anmerkungen

1 Fechners Ergebnisse besagten, dass bei einem linearen Anstieg der Reizstärke ihre Empfindung nur logarithmisch anwächst, wobei eine von der jeweiligen Art des Reizes abhängige Konstante gilt. – Nicht zu übersehen ist die *gegenläufige Entwicklung* der weiteren empirischen Forschung, denn kaum eines dieser „Gesetze“ hat die späteren Prüfungen überstanden, so dass oft nur von Weber-Fechner-Beziehungen gesprochen wird. Bereits Helmholtz hatte eine andere mathematische Formulierung vorgeschlagen, und es entstand ein noch andauerndes Forschungsprogramm u.a. über die von Stevens vorgeschlagenen Potenzfunktionen, mit der Analyse individueller Unterschiede und mit Bezug auf die neurophysiologischen Grundlagen der Psychophysik. Durch die logarithmisch verlaufende Adaptation kann das menschliche Auge viele Zehnerpotenzen physikalischer Leuchtdichte verarbeiten. In anderen sensorischen Systemen gilt das Weber-Fechner-Prinzip nur eingeschränkt oder überhaupt nicht: beim Hören nur im mittleren und höheren Bereich, aber nicht im unteren Bereich der Intensität, abweichend im Schmerzsinne, dagegen im Temperatursinn annähernd linear (siehe u.a. Birbaumer & Schmidt, 2003; Spillmann, 1990). In den Extrembereichen gibt es viele Besonderheiten, wie sich die Ansprechempfindlichkeit der Sensorik mit dem Meßbereich ändert, und die individuellen Unterschiede scheinen eine bisher weit unterschätzte Bedeutung zu haben. Sogar die Diskussion über die Anpassung spezieller mathematischer Funktionen setzt sich fort. Heutige Lehr- und Handbücher der Psychologie (vgl. u.a. Jacobsen & Kaernbach, 2006; Mausfeld, 2004; Prinz, 1994) vermitteln nicht gerade den Eindruck, dass hier ein herausragendes und allgemeingültiges Gesetz oder Beweismittel für die Mathematisierung der Psychologie, sozusagen ein *manifeste Beweis* in der experimentell-naturwissenschaftlichen Grundlegung auch anderer Bereiche der allgemeinen Psychologie gesehen wird.

2 Siehe u.a. Benetka, 2002; Blumenthal, 1998; Bringmann und Tweney (1980), Danziger (2001), Eckardt (1997), Jüttemann (2006a), Lamberti (1995); Meischner und Metge (1980), Oelze (1991), Rieber und David Robinson (2001), Daniel Robinson (1982), Schmidt (1995).

3 Wundt hat sich später ambivalent zu diesen Vorlesungen geäußert, einerseits die lange Präsenz dieser Publikation hervorgehoben, andererseits die Kapitel über Völkerpsychologie und Tierpsychologie wieder entfernt und sich an einige „unliebsame“ Inhalte erinnert (1920b, S. 206). Die *Grundzüge der physiologischen Psychologie* (1874 bis zu den drei Bänden der 6. Auflage 1908-1910) sind das bekannteste Lehrbuch Wundts; der Titel ist programmatisch, überdeckt jedoch in missverständlicher Weise, dass die meisten Kapitel keinen direkten Bezug zu den physiologischen Grundlagen haben – wie auch heutige Lehrbücher der Psychologie. Der zwei Jahrzehnte später publizierte *Grundriss der Psychologie* (1896 bis zur 15. Auflage 1922) entstand – laut Vorwort – als ergänzender und kurzer Leitfaden zur Vorlesung sowie für einen allgemeineren Leserkreis und soll die Psychologie in ihrem systematischen Zusammenhang beschreiben. Der Grundplan dieses Buches blieb unverändert, und Wundt hat in die folgenden Auflagen nur wenig Neues eingearbeitet. Deshalb werden hier einige der prägnantesten Aussagen zu erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Fragen aus wichtigen, in jenem Zeitraum verfassten Aufsätzen zitiert, in denen er sich ausführlicher über Definitionen und Methoden der Psychologie, Messung psychischer Vorgänge, Kausalität und Psychophysischen Parallelismus äußerte. Dagegen wird die Methodik der Interpretation nur im dritten Band der *Logik* (1906-1908 bzw. 1921) ausführlicher dargestellt.

Wundts *System der Philosophie* (1897) enthält nur wenige Bezüge auf die Psychologie und nur einen relativ kurzen Exkurs zum psychophysischen Parallelismus und zur Prinzipienlehre der psychischen Kausalität. In den häufig zitierten, überarbeiteten Auflagen der *Vorlesungen* oder in der kurzen *Einleitung in die Psychologie* bzw. der *Einleitung in die Philosophie* sind wichtige Themen, meist ohne Querverweis ausgeklammert. Diese Lücken können irritieren, wenn der Kontext unbekannt ist.

Einige Wundt-Historiker haben sich bemüht, zwischen frühen Schriften und Hauptwerken, zwischen Heidelberger und Leipziger Programm, zwischen den *Grundzügen* und dem *Grundriss*, zwischen dem Autor der physiologischen Psychologie und dem Autor der Völkerpsychologie einen grundsätzlichen Wandel der Auffassungen zu konstruieren. So hält Graumann (1980) das Heidelberger Programm und das Leipziger Programm, das dann das führende Modell wissenschaftlicher Psychologie geworden sei, für theoretisch und methodologisch wesentlich verschieden. Andere Autoren betonen dagegen die relative Kontinuität der Grundauffassungen und zentralen Absichten, die nur graduellen Verschiebungen seiner Interessen innerhalb seiner universellen Bildung, erkennen sein kontinuierliches Bemühen um Ganzheitlichkeit und seine Fähigkeit zum Perspektivenwechsel (vgl. Bringmann & Tweney, 1980; Danziger, 2001; Graumann, 1980; van Hoorn & Verhave, 1980; Jüttemann, 2006b; Mack, 2006; Meischner & Metge, 1980; Meischner-Metge, 2006; Nitsche, 1990; Oelze, 1991; Rieber & Robinson, 2001; Robinson, 1982; Sprung & Sprung, 1980). Ein tiefreichender Bruch der Konzeption – wie im Werk vieler anderer Psychologen – kann für Wundt *nicht* behauptet werden, wohl aber zahlreiche Einzelschritte, ein Wandel der Interessenschwerpunkte und der etappenweise Ausbau der für ihn wichtigen Gebiete seiner Konzeption. Am deutlichsten sind noch seine Relativierung der anfänglichen sehr optimistischen Einschätzung von Experiment und Messung sowie die Entwicklung der Prinzipienlehre und Interpretationslehre.

4 Weshalb die *Logik* in der Regel nicht gelesen bzw. zitiert wird, ist kaum zu sagen. Vielleicht suggeriert der Haupttitel, es ginge tatsächlich primär um die formale Logik. Deswegen kann übersehen werden, dass Wundt nur an dieser Stelle

seine Methodologie der Psychologie relativ geschlossen beschreibt und dabei zweierlei, das Experiment und die Interpretation, eingehend darlegt. Die Identifikation Wundts als Hermeneutiker scheint deshalb vielen verborgen geblieben zu sein. – Es gibt manche Inkonsistenzen und Widersprüche in Wundts Werk. Statt aus solchen Details auf grundsätzlich veränderte Auffassungen zu schließen, muss betrachtet werden, ob solche Inkonsistenzen nicht charakteristischer Ausdruck von Perspektivität und Streben nach Vereinheitlichung (oder Interdisziplinarität) sind, d.h. durch die fundamentalen Probleme jeder epistemologisch reflektierten Wissenschaftskonzeption der Psychologie bedingt sind.

**5** Die Wundt-Bühler-Kontroverse wurde von Massen und Bredenkamp (2005) aus heutiger kognitionspsychologischer Sicht dargestellt. Die Autoren schlussfolgern, dass viel für die einst von Wilhelm Wundt vertretene Position spricht. Neuere empirische Befunde werden hinsichtlich der methodenbedingten Reaktivität sowie hinsichtlich der Veridikalität von introspektiven Berichten diskutiert. Die Methoden des lauten Denkens und der Introspektion sind unzureichend, da sie die unbewussten Heuristiken und Prozeduren der Denkprozesse nicht erfassen können. Deswegen ist grundsätzlich zu bezweifeln, dass sich auf diese Weise eine Trennung von Denkprozessen im und außerhalb des Arbeitsgedächtnisses sinnvoll vornehmen lässt.

**6** In der Regel ist damit eine planvoll durchgeführte systematische Beobachtung (Messung, Datenerhebung) unter hergestellten oder ausgewählten Bedingungen gemeint. Uneinheitlich wird der Begriff gebraucht hinsichtlich der strikten Variation der Bedingungen, der Unabhängigkeit von Versuchsperson und Experimentator, der Wiederholbarkeit der Beobachtungen, des Typs der erhaltenen Daten (Selbstbeobachtungen, Fremdbeobachtung, Verhaltensdaten, Messdaten) und der zufallskritischen bzw. statistischen Strategien. Gelegentlich wird sogar eine *empirische* Datenerhebung bereits als experimentelles Verfahren bezeichnet. Wundts strikte Begriffsbestimmung des Experiments durch die planmäßige Auslösung (Willkürbarkeit), Wiederholbarkeit und planmäßige Bedingungsvariation (ergänzt durch das neuere Prinzip randomisierter Zuweisung zu den unterschiedlichen Bedingungen und zufallskritische Konzepte der Stichprobentechnik) ist noch heute Prüfungsstoff im Psychologie-Studium. Weniger geläufig ist das zweite der vier genannten Kennzeichen, d.h. die notwendige Selbstdisziplin der Beobachter mit der unbequemen Konsequenz, möglichst nur in der Selbstbeobachtung gründlich trainierte Personen zu untersuchen.

Seit 1959 werden jährlich *Tagungen der experimentell arbeitenden Psychologen* organisiert, und es könnte inhaltlich untersucht werden: (1) wie viele der dort vorgestellten Beiträge noch Wundts Definition experimentell kontrollierter Selbstbeobachtung entsprechen oder (2) einer naturwissenschaftlichen Definition, die ausschließlich objektive Verhaltensmessungen der unabhängigen *und* der abhängigen Variablen des Experiments verlangt, oder (3) nur auf eine systematische Sammlung von Selbstberichten und Fragebogendaten angelegt sind.

**7** In der ersten Auflage der *Grundzüge* hatte Wundt versucht, eine Argumentation aufzubauen, dass solche messende Beobachtung im psychologischen Bereich, anders als in den Naturwissenschaften, nicht an den Wirkungen, sondern nur auf der Seite der Ursachen möglich sei, z.B. „die Stärke unserer Empfindungen an der Stärke der äusseren sie verursachenden Eindrücke.“ (Er möchte die Messoperation primär in der unabhängigen Variable statt in der abhängigen Variable verankert sehen.) – Wundt räumt ein, dass sich die inneren Wechselwirkungen einer einheitlichen Messung entziehen. „In diesem Fall bleibt nur die Thatsache, dass das innere Geschehen so zu sagen einen mathematischen Charakter an sich trägt, insofern Alles was in uns vorgeht dem Begriff der Grösse sich unterordnet. Immerhin wird aber auch dann die innere Erfahrung im Geiste mathematischer Betrachtung untersucht werden können, wenn gleich zur wirklichen Rechnung nirgends zureichende Anhaltspunkte geboten sind. Dies ist in der That der Standpunkt, welchen auch die Experimentalpsychologie im allgemeinen einhalten muss, sobald sie auf diejenigen Gebiete der inneren Erfahrung übergeht, in denen für den messenden Versuch kein Raum mehr ist“ (1874, S. 8). – Dieses Argument, das sich wohl indirekt vor allem auf Herbart bezieht, taucht später nicht wieder auf.

**8** In der heutigen Weiterführung der Kontroverse muss – über die Theorie des Messens als Abbildung hinaus – begrifflich weiter differenziert werden. Messverfahren haben – außer der Abbildungsfunktion und der Eindeutigkeit der speziellen Messoperation im Hinblick auf ein theoretisches Konstrukt – viele Aspekte, u.a. die Genauigkeit im Vergleich zu einer Referenz- (Standard-) Methode, die Auflösung hinsichtlich Zeit und Amplitude, die Reproduzierbarkeit, den statistischen Begriff des Messfehlers (Reliabilität). Zumindest einige Aspekte und Kontrollen sind in Methodenstudien auf vielerlei Weise empirisch untersucht worden, z.B. sensorische Adaptation und Habituation, andere Gewöhnungs- bzw. Übungseffekte, kontextuelle Effekte, Urteilsfehler, Erinnerungsfehler, kognitive Stile, Skalierungsfehler bzw. Präferenzen, Erwartungshaltungen, psychologische Alltagstheorien (vgl. Bortz & Döring, 2006; Pohl, 2004).

Wenn heute die fehlende Überprüfbarkeit der nur *subjektiven* Intensitätsskalierungen durch *unabhängige* Beobachter (als Kennzeichen wissenschaftlicher Methodik) als fundamentaler Einwand gegen die Methodik von Selbstbeobachtungen und die vermeintlich „exakte Messung“ von Empfindungen vorgebracht wird, wäre dies möglicher Weise für Wundt zu pauschal, denn er ist wie Fechner von der hinreichenden Absicherung durch die Wiederholbarkeit der Urteile in der *Untersuchung vieler Personen* in langen Beobachtungsreihen, durch die planmäßige Auslösbarkeit und Bedingungsvariation der Urteile überzeugt – zumindest in der Psychophysik. Der Geltungsbereich dieser Ansprüche sowie die Bewertung der auftretenden Diskrepanzen und der Kontrollmöglichkeiten sind bis heute umstritten.

**9** Die anschließenden Forschungsprogramme zeigten, dass die von Ebbinghaus formulierten Lerngesetze – noch weniger als die Weber-Fechner-Beziehungen – als herausragende und allgemeingültige Gesetze oder Beweismittel für die Mathematisierung der Psychologie gesehen werden. Ebbinghaus wird vor allem historisch gewürdigt, u.a. hinsichtlich der Vergessenskurven. Die behaupteten Beziehungen sind jedoch nicht robust oder allgemeingültig, sondern werden durch viele Bedingungen stark relativiert, u.a. durch das Material, die Strategien, individuelle Unterschiede usw. (Schmiedek & Li, 2006).

**10** „But Wundt’s overall theory is Hegelian from start to finish. It is Hegelian in its veiled and protesting teleology; in its focus on the progress of ideas; in its selection of freedom as humanity’s *raison d’être*; in its adoption of negation as the engine of development; in its implicit assertion of one-sidedness as a correlate of an incomplete evolution; in its proclamation that human history can only be comprehended by an analysis of human ideals, human goals and reasons.“ (Robinson, 1982, S. 158)

**11** Wundt hielt in Zürich im Sommersemester 1875 Vorlesungen über Logik und über Völkerpsychologie und im folgenden Leipziger Semester über Psychologie der Sprache, Logik und Methodenlehre, sowie Völkerpsychologie/*Anthropologie* (wie u.a. schon 1859 und 1871 in Heidelberg). Der von Peter Thumb überlieferten Mitschrift der 1887 gehaltenen Leipziger Vorlesung Völkerpsychologie zufolge hat Wundt gesagt, dass „psychische Anthropologie“ der bessere Name sei als Völkerpsychologie (zitiert nach Jahnke, 1998, S. 160). In der *Logik* nannte Wundt als eine der Disziplinen der vergleichenden Psychologie die „psychische Pathologie und Anthropologie“ (1883, II, S. 491) und auch in seiner *Einleitung in die Philosophie* schrieb Wundt (1909, S. 83) von der Anthropologie in einem allgemeinen Sinn.

**12** Nach Dilthey (1894) gilt als Aufgabe der Geisteswissenschaften, das Singuläre und Individuelle in der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit zu erfassen. Gegenstand der Psychologie sei, die Ganzheitlichkeit der zu verstehenden Gebilde, das unmittelbare Verstehen bei der Begegnung von Subjekt mit dem Objekt, sowie die Betrachtung des Allgemein-Menschlichen.

Die Abgrenzung zweier Arten von Wissenschaft wurde von Dilthey (1894) akzentuiert, indem er postulierte: "Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir" (S. 1314). – Hier ist einzuwenden, dass es auch in den Geisteswissenschaften nicht allein um die Sinndeutung des Einzigartigen gehen kann. Denn im Singulären sollen Gesetze der Entwicklung, Regelmäßigkeiten und Typisches erfasst werden. Schon Historiker wie Gustav Droysen und Soziologen wie Max Weber hatten betont, dass es ja in der Geschichtswissenschaft bzw. Soziologie nicht nur auf das Einmalige, sondern auf das Typische ankommt. So scheint auch Windelband den Unterschied von Idiographik und Nomothetik nicht so scharf gemeint zu haben, wie es später vielfach referiert wurde (vgl. Riedel, 1981, der in seinem Vorwort zur Neuauflage von Diltheys Schrift aus heutiger Sicht von einer überspitzten oder sogar falschen Alternative schreibt). Zum Verhältnis des Ganzen zum Einzelnen führte Dilthey aus: "...wir gehen im Verstehen vom Zusammenhang des Ganzen, der uns lebendig gegeben ist, aus, um aus diesem das Einzelne uns faßbar zu machen. Eben dass wir im Bewusstsein von dem Zusammenhang des Ganzen leben, macht es uns möglich, einen Satz, eine einzelne Gebärde oder eine einzelne Handlung zu verstehen. Alles psychologische Denken behält diesen Grundzug, dass Auffassen des Ganzen die Interpretation des Einzelnen ermöglicht und bestimmt" (S. 1342). – Aber auch die empirisch-analytische Methodik kann im induktiven-hypothetisch-deduktiven Fortschreiten rückbezüglich ablaufen, stellt also jeweils einen Zusammenhang von neuer Aussage und vorherigem Erkenntnisstand her.

Wundts Lehre von den eigenständigen Prinzipien der psychologischen Methodik und seine Ausführungen über die kritischen Strategien der psychologischen Interpretation sind in mancher Hinsicht differenzierter und auf breitere Anwendungen bezogen als Diltheys historiographische Beispiele.

**13** In den *Grundzügen* hatte Wundt seine noch relativ kurzen Ausführungen zur erkenntnistheoretischen Grundposition mit einem Hinweis versehen. Die Psychologie führe nach seiner Ansicht über den reinen Realismus hinaus zum *Idealrealismus*, in welchem die Priorität der inneren Erfahrung behauptet wird: „dass die Selbstauffassung des Menschen das Fundament ist, auf welchem alle Erkenntnis ruht“ (1874, S. 863). – Idealrealismus, ein zuvor von Fichte und Schelling verwendeter Begriff, meint bei Wundt die Aufhebung des Gegensatzes zwischen Sein und Erscheinung verbunden mit der Annahme, dass sich die idealen Prinzipien in der objektiven Realität wiederfinden. Wundt ist überzeugt, dass insgesamt der monistischen Richtung die Zukunft gehört und traut einer realistischen Denkweise am ehesten eine Fortentwicklung zu. – Einerseits postuliert Wundt, dass nur eine monistische Weltanschauung der psychologischen Erfahrung gerecht werden könne, andererseits diskutiert er Leibniz’ Konzeption der Monaden und spekuliert, ob das Problem der Wechselwirkung zu der metaphysischen Voraussetzung führt, dass die Welt aus einfachen, untereinander mannigfach verbundenen Wesen besteht, deren „äußere Veränderungen stets von Veränderungen ihrer inneren Zustände begleitet sind. Aus diesen Überlegungen entwickelte Wundt später seine originelle Position, die er als psychophysischen Parallelismus bezeichnete, obwohl er zugleich für einen Monismus eintrat. Dieser scheinbare Widerspruch könnte sich auflösen, wenn zwischen der metaphysischen und der methodologischen Ebene unterschieden wird. Zugleich kann an die gegenwärtige Diskussion über die Position eines nicht-reduktiven Monismus und an moderne Varianten der Monadologie erinnert werden, z.B. wenn spekuliert wird über spezielle NMDA-Rezeptoren bestimmter neuronaler Assemblies, die einen hypothetischen Mechanismus bilden, dass jemand über den inneren Zustand "weiß" (Flohr, 2002).

**14** Diese Abgrenzungsversuche sind wegen der mehrdeutigen Begriffe schwierig, zumal Wundt seine Position im Laufe der Zeit differenzierte. Schon Natorp (1912, S. 263-264) meinte, dass sich Wundts tendenzieller Dualismus von innerer und äußerer Erfahrung (nicht von Seele und Leib) in den *Grundzügen der physiologischen Psychologie* (1874; vgl. 1863, I, S. 1) später zu einer monistischen Auffassung entwickelt habe. Wundt hatte die anfängliche Definition der Psychologie als Wissenschaft der inneren Erfahrung später als inadäquat angesehen, da sie zu dem Missverständnis führen könne, innere und äußere Erfahrung würden sich auf zwei fundamental verschiedene Gegenstände beziehen (Wundt, 1986a). – Natorps Interpretation ist jedoch unzureichend, denn er hat Wundts spezielle Epistemologie und Perspektivismus nicht einbezogen. Auf Ernst Meumanns Vorwurf zunehmender metaphysischer Tendenzen im Sinne einer idealistischen Erkenntnistheorie bzw. spiritualistischen Metaphysik verteidigt sich Wundt sehr energisch als Anhänger einer „realistischen“ Erkenntnistheorie. Seine Auffassung sei frei von Metaphysik, sei aber gewissen erkenntnistheoretischen Vorbegriffen verpflichtet, u.a. der Unterscheidung von Subjekt und Objekt in der Wahrnehmung und dem Prinzip der kausalen Verknüpfung, d.h. dem psychischen Kausalprinzip sowie der Naturkausalität. Er fordere eine strenge Auffassung der Erfahrung „und die ist weder idealistisch noch realistisch oder materialistisch, sondern sie ist eben empirisch, das heißt sie besteht darin, daß man die Erfahrung so nimmt, wie sie ist, ihr weder Ideen noch Realitäten unterschiebt, die nicht selbst in ihr unmittelbar enthalten sind“ (Wundt, 1904, S. 336). Die empirische Psychologie habe die Erfahrung in ihrer unmittelbaren Beschaffenheit und in ihrem ganzen Umfange und mit Rücksicht auf ihre Entstehungsweise in dem Subjekt zur Aufgabe.

**15** Ein Beispiel problematischer Interpretation ist Nitsches Einleitung zum Reprint der *Vorlesungen* (1863/1990). Er will zeigen, dass Wundt durch den Materialismus-Streit jener Zeit geprägt war und ebenfalls für eine materialistische Grundhaltung eintrat. Diese Interpretation ist aus mehreren Gründen fragwürdig. Die Vorlesungen waren auch für ein allgemeines Publikum, d.h. als Übersicht und nicht als Grundlegung gedacht. Wundt hat sich später von diesen Vorlesungen distanziert, doch unter den Gründen keinen grundsätzlichen Wandel seiner philosophischen Position genannt (Wundt, 1906; 1920b). Die philosophischen Abschnitte sind kürzer gehalten als in den späteren Hauptwerken. Wundt kritisiert hier den Materialismus, spricht aber von Identität. Wundts Abwehr des Materialismus, so meint Nietzsche, bedeutete jedoch etwas anderes, Wundt könnte auch nur dessen methodischen Fehler gemeint haben. Erst in den Hauptwerken entwickelt Wundt seinen charakteristischen psychophysischen Parallelismus, der keineswegs mit einem Materialismus oder einer einfachen Identitätslehre verwechselt werden darf. Er meint diesen Parallelismus jedoch nur heuristisch und möchte die empirische Psychologie von jeder Metaphysik, auch dem Materialismus, frei halten. – In diesem Kontext verlieren die Deutungsversuche Nitsches viel an Gewicht, wenn er ohne Rücksicht auf die Absicht des psychophysischen Parallelismus behauptet, Wundt habe sich von einem materialistisch ausgerichteten Naturalismus zu einem idealistisch ausgerichteten Naturalismus bewegt. Nietzsche sieht zwar die Unterscheidung der beiden Kausalitäten, kann aber mit dem geforderten Perspektivenwechsel nicht viel anfangen. Wie es auch sonst die Regel ist: die Interpretation des Leib-Seele-Problems gerät leicht zu einem Diagnostikum der eigenen Weltanschauung (siehe Nietzsche, 1990; Meischer- & Metge, 1980).

**16** „In treating psychology as the *ground* for all other intellectual and artistic activities, Wundt was taking psychology in a sense both broader and deeper than it has come to be taken in our more technical era. In keeping with Hegel’s analysis Wundt’s conception of psychology was of an historical unfolding of human potential, a process based upon universal human characteristics but directed by extra-personal forces; forces that can only be understood at the level of *culture* and that can only be identified through the study of language and custom (Robinson, 1982, S. 158).

„He developed *two* psychologies neither of which could be easily fit into the accepted templates of nineteenth-century monistic metaphysics. His individual psychology was far too objective and experimental to satisfy the Hegelian; far too ‘psychological’ to satisfy the materialists. His cultural psychology, on the other hand, was not experimental at all and could not figure in any intelligible way in the plans of the emerging community of ‘scientific’ psychologists. To the extent that it was vaguely Hegelian, it was too dilute for one camp and too pungent for the other“ (S. 172).

“Thus, what the official psychology of the early twentieth century took from Wundt was the psychophysical methodology; the usefulness of comparative studies; the broader empiricistic perspective and its laboratory rigors; the topics of perception and what is now called ‘information processing’ as fit subjects for measurement and curve fitting. What is abandoned, however, was nothing less than what Wundt had sought to establish: An experimental science of consciousness devoted to the principles governing the interaction of thought, emotion, and volition. But modern psychology abandoned all this for the soundest of reasons. It couldn’t discover a way of doing it“ (S. 172).

**17** Auch nach dem Zweiten Weltkrieg, d.h. vor zwei Generationen, waren die meisten Lehrstühle an den westdeutschen Universitäten mit Professoren besetzt, die eine empirisch-geisteswissenschaftlich, teils auch phänomenologisch oder tiefenpsychologisch bestimmte Auffassung der Psychologie hatten und den experimentalpsychologischen Bereich an ihre Mitarbeiter delegierten. Hier sind die Namen von einflussreichen Ordinarien zu nennen: Curt Bondy (Hamburg), Robert Heiß (Freiburg), Philip Lersch (München), Erich Rothacker und Hans Thomae (Bonn), Johannes Rudert (Heidelberg), Udo Undeutsch (Köln), Albert Wellek (Mainz) u.a. Daneben gab es die Experimentalpsychologen wie Heinrich Düker (Marburg) und Edwin Rausch (Frankfurt a.M.) und mehrere, die sich wegen unterschiedlicher Interessen nicht leicht einordnen lassen, u.a. Johannes von Allesch und Kurt Gottschaldt (Göttingen), Wilhelm Arnold (Würzburg), Peter R. Hofstätter (Hamburg), Wolfgang Metzger (Münster), Friedrich Sander (Bonn) und Kripal Singh Sodhi

(Westberlin). – Erst beim folgenden Generationswechsel und in den mehrfachen Studienreformen manifestierte sich der allgemeine Wandel der Wissenschaftskonzeption.

**18** Lüer (2005, S. 174) schrieb zur Jubiläumsfeier der DGPs über die Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie: „Die Psychologie hat, wenn auch gelegentlich auf Umwegen, einen weltweiten Konsens über ihre Methodik erzielt und damit Voraussetzungen für die Steigerung der Gewissheit ihres Wissens geschaffen. Diese Methoden erfüllen den Zweck möglichst präziser Erhebung von Daten sowie ihrer differenzierten Auswertung und Analyse. Das Experiment spielt dabei eine hervorgehobene Rolle, ist aber auch durch weitere Vorgehensweisen ergänzt worden. Als ein Beispiel nenne ich die datengestützte Computersimulation von psychischen Prozessen, die uns insbesondere in den letzten 25 Jahren erheblich neue Einsichten in psychische Prozesse ermöglicht hat. Insgesamt jedoch ist die psychologische Methodik als naturwissenschaftlich zu bezeichnen, wobei sie heute nicht mehr dem Vorbild der Physiologie folgen muss, was Wilhelm Wundt damals noch bewegt hatte, seine Laborforschung zum Ende des 19. Jahrhunderts als *Physiologische Psychologie* zu benennen.

Die eine Frage ist, ob Lüer Wundts Auffassung fair und zutreffend eingeschätzt hat. Die zweite Frage muss sich auf die pauschale Kategorisierung der Methoden als „naturwissenschaftlich“ beziehen. Die dritte betrifft das offensichtliche Theorie-Praxis-Problem. Zweifellos arbeitet die große Mehrzahl der professionell tätigen Diplom-Psychologen *nicht* mit naturwissenschaftlichen Methoden und wird für ihre Aufgaben nichts von Computersimulationen erhoffen können. Lüers „Geschichtsbilder der Psychologie“ zufolge wurden nach dem Ausscheiden Müllers aus dem Amt des Vorsitzenden der ersten Fachgesellschaft „Schleusen geöffnet für weniger strenge Methodiken und schließlich sogar für geisteswissenschaftlich-philosophische Zugangsweisen in der Psychologie. Zusammen mit späteren politischen Einlassungen zu Gunsten des Nazi-Regimes war damit die Erosion, später dann die Erfolglosigkeit der deutschen Psychologie unaufhaltsam geworden“ (S. 171). – Hatte eventuell schon Wundt, so wäre zu fragen, mit der Gründung der Psychologie als eigenständige Disziplin durch seine originelle Methodenlehre eben diesen Prozess zur „Erosion“ und zur Erfolglosigkeit eingeleitet? Lüers Einschätzung der Psychologie und der Psychologiegeschichte ist merkwürdig.

**19** In der Anzeige von Kannings (2001) Buch heißt es „Die Psychologie stellt sich uns heute als eine moderne Naturwissenschaft dar, die in unterschiedlichsten Bereichen der Gesellschaft nutzbringend eingesetzt werden kann. Die vorhandenen Potenziale werden allerdings bei weitem nicht genutzt. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Sie liegen zum Teil in der Forschung, aber auch in den Rahmenbedingungen des praktischen Handelns. Eine Schlüsselstellung nimmt die Ausbildung von Psychologen ein, die häufig mehr Pessimismus verbreiten, als dass es ihr gelingen würde, die Studierenden für eine wissenschaftsbezogene Praxis zu gewinnen. Das vorliegende Buch analysiert ebenso engagiert wie anschaulich die Grundlagen der Praktischen Psychologie sowie die Schwierigkeiten ihrer Umsetzung. Es diskutiert überdies mögliche Lösungswege für Forschung, Lehre und Praxis. Dabei versteht es sich einerseits als ein Plädoyer für eine verstärkt praxisbezogene Forschung und Lehre und andererseits als ein Beitrag zu einer forciert wissenschaftlich fundierten Praxis.“ – Bemerkenswert sind die Hinweise auf die Psychologie als Naturwissenschaft und auf die als unzureichend angesehene Ausbildung.

**20** Im Diplom-Studiengang Psychologie wurde an vielen Instituten noch in den 50er und 60er Jahren sehr intensiv im „hermeneutischen Handwerk“ der Interpretationsmethodik ausgebildet, vor allem in der psychologischen Diagnostik und Fallarbeit. Diese praktische Ausbildung in zahlreichen Übungen und mit vielen Leistungsnachweisen erforderte einen großen Zeitaufwand und bildete damit an einigen Instituten sogar den Schwerpunkt des Studiums. Ein beträchtlicher Teil der Forschung in der differentiellen, der diagnostischen und der angewandten Psychologie befasste sich – unter dem zunehmenden Einfluss der angloamerikanischen Testmethodik – mit der Überprüfung der interpretativen Verfahren, insbesondere der projektiven Tests, der inhaltsanalytischen Techniken und der Graphologie. Diese Validierungsstudien waren durchweg enttäuschend, lehrten jedoch auch, dass die Qualitätskontrolle methodisch sehr schwierig war, denn für jene interpretativen Methoden waren in jahrzehntelanger Arbeit wichtige Strategien und hochdifferenzierte Regelwerke aufgebaut worden. Diese wurden in der Ausbildung durch die Übungsgruppe (als Interpretationsgemeinschaft) tradiert und konnten nicht in simplen Versuchsplänen oder einfachen Korrelationsstudien mit fragwürdigen Kriterien nachgebildet werden. Die methodologischen Erfahrungen aus diesen unzähligen Versuchen und dem Streben nach adäquater Prüfmethode sind wohl nie dokumentiert und in einer Quintessenz zusammengefasst worden. Am Ende verschwanden diese diagnostischen Verfahren fast völlig und die interpretative Methodik wurde zumeist auf das psychologische Interview und die Fallarbeit in der Klinischen Psychologie eingeeengt.

**21** Gelegentlich wird auch betont, dass statistische Auswertungen wie Varianzanalysen relativ robust gegenüber der Verletzung ihrer Voraussetzungen wären oder dass es durchaus zulässig sei, auch parametrische statistische Tests sozusagen als deskriptiv-explorative Strategien aufzufassen und erst bei fortgeschrittenen Entscheidungsexperimenten strenger zu werden. Früher waren auch weitaus weniger statistische Konzepte zur Auswertung von Ordinal- und Kategorial-Daten ausgearbeitet (siehe Bortz, Lienert & Boehnke, 2000).

Die "liberale" Einstellung hat wohl den Hintergrund, dass in solche messmethodischen und theoretischen Vorentscheidungen zur Operationalisierung/Abbildung/Repräsentation latenter Eigenschaften so viele Voraussetzungen eingehen, dass die Argumentation unübersichtlich wird. Dass diese Entscheidungen beliebig wären, ist auch dann nicht anzu-

nehmen, wenn vorsichtig formuliert wird: "Die Skalenqualität einer Messung ist also letztlich von theoretischen Entscheidungen, d.h. von Interpretationen abhängig" (Bortz et al., 2000, S. 66)

**22** Die Kategorienlehre befasst sich mit den allgemeinsten Grundformen, nach denen das Erkenntnismaterial strukturiert wird, u.a. Raum, Zeit, Substanz, Prozess, Ordnung, Gefüge, Kausalität, Finalität, Wechselwirkung. Kategorien sind allgemeinste, grundlegende Erkenntnisformen, d.h. Begriffe zur Ordnung von Wahrnehmungen und Erfahrungen: a priori Kategorien, vielleicht auch evolutionsabhängig angeboren, z.T. auch a posteriori, aber in jedem Fall fundamentale Formen (N. Hartmann, M. Hartmann, Rothschild, Whitehead u.a.). Aus dualistischer, aber auch komplementärtheoretischer Sicht folgt, dass die Phänomene der Innerlichkeit (Bewusstsein) mit den Kategorien der Naturwissenschaften nicht adäquat zu fassen sind. Die Innerlichkeit des Menschen, und Geistiges allgemein, verlangen *zusätzlich* kategorial eigenständige Beschreibungsweisen, z.B. Bewusstsein, Erlebnisqualitäten, Grundbefindlichkeiten, Ich-Bezug, Absicht und Wert.

Die Unterscheidung zwischen erster/dritter Person stammt aus der analytischen Philosophie und bezieht sich u.a. auf Fragen, wie es zum eigenen unmittelbaren Wissen über das Mentale kommt, was Privatheit und erste Person-Autorität oder Selbstevidenz sind (Anscombe, 1993; Rorty, 1993; Wittgenstein, 1952). Diese oft unnötige Doppelung von Begriffen der Psychologie kann die Missverständnisse eher vergrößern als verringern – abgesehen davon, dass dieses Thema ohne die Beiträge der Bewusstseinspsychologie und Psychoanalyse nur eingeschränkt zu behandeln sind. Das erste/dritte Person-Schema berücksichtigt in der Regel nicht die methodisch möglichen und wichtigen psychologischen Differenzierungen (vgl. hier den Abschnitt „Anthropologie statt Metaphysik“, IV, 1).

Da hier in der Diskussion einige mehrdeutige Begriffe verwendet werden, sind zumindest einige Akzente notwendig. *Identität*: Im Unterschied zur logischen oder zur strikten Ding-Identität bedeutet im Zusammenhang der Gehirn-Bewusstsein-Problems Identität (in schwacher Form): unabhängige Sätze beziehen sich auf dieselbe Referenz. Die Präzisierung von psycho-physischen (interkategorialen) Identitäten führt jedoch in fundamentale Schwierigkeiten (Hoche, 1990). *Reduktion*: Sätze über *mentale* Hirnfunktionen werden durch Sätze über *neurale* Hirnfunktionen ersetzt oder sie werden aus diesen abgeleitet. *Emergenzprinzip*: Mentale (psychische) Gehirnfunktionen sind emergent, d.h. sie treten als höhere Systemeigenschaften hervor, die auf der Ebene der Subsysteme fehlen bzw. in einer reduzierenden Theorie keinen Platz hätten. Ein Emergenzverhältnis zwischen Eigenschaften besteht dann, wenn Sätze über die eine Eigenschaft durch Sätze über die andere Eigenschaft weder ersetzt noch abgeleitet werden können. *Supervenienzprinzip*: Die hinzukommende Menge höherer Systemeigenschaften ist durch die Basismenge der neuronalen Eigenschaften von unten nach oben determiniert. Im Vergleich zum Emergenzprinzip betont das Supervenienzprinzip deutlicher die fundamentale Verschiedenheit (Heteronomie) der beiden Bereiche: es gibt keine Kausalerklärung zwischen den Bereichen, sondern nur sog. Instantiierungserklärungen, d.h. Systembeschreibungen, welche zeigen, wie sich eine Eigenschaft aus der Organisation der Komponenten gesetzmäßig herleitet (siehe u.a. Metzinger, 1985, 1996, 2007). – *Alle* epistemisch-methodologischen Überlegungen dieser Art legen gründliche Kategorialanalysen nahe: (1) als Basis der speziellen Methodiken, insbesondere wenn verschiedene Bezugssysteme verwendet werden, (2) zur fortschreitenden Spezifikation von Ebenen der systematischen Beschreibung und von wichtigen Übergängen zwischen Ebenen bei auf- oder absteigenden Analysen, u.a. auch im Hinblick auf das *kategoriale Novum* der Innerlichkeit gegenüber der Hirnphysik, und zur Vermeidung von Kategorienfehlern.

**23** Die eigentümliche Begrenzung der Philosophischen Anthropologie ist anhand weiterer Literaturhinweise zu belegen. Die Beiträge zum Deutschen Kongress für Philosophie im Jahr 1981 mit dem Thema *Der Mensch und die Wissenschaften vom Menschen* können als repräsentatives Bild verstanden werden (Frey & Zelger, 1983). Zwei Titel fallen auf: *Das Menschenbild der modernen Medizin* und *Die Frage nach der Natur des Menschen*. Von den 94 Vorträgen enthält keiner die Begriffe Kultur-Anthropologie oder Psychologie im Titel, viele dagegen allgemeine Begriffe der Sozialphilosophie und Sozialwissenschaften, der Theologie und der Geschichte. Einzelne beziehen sich auf Biologie und Technik. Der Mensch als Geistwesen steht im Zentrum, während neue Perspektiven wie Hirnforschung, Primatenforschung, Computerwissenschaft und die gesamte empirische Persönlichkeits- und Sozialpsychologie weitgehend ausgeklammert bleiben.

Zum Sammelband *Philosophische Anthropologie der Moderne* schrieb der Herausgeber der 24 Beiträge, Weiland (1995), dass die Philosophische Anthropologie einen Kurs zwischen Biologismus und Transzendentalismus zu halten habe. Erneut fallen Psychologie, Psychoanalyse, Verhaltenswissenschaft und Kulturanthropologie weitgehend heraus. Der kritische Eindruck rundet sich zu einem systematischen Bild ab, wenn diese Defizite auch in den meisten neueren Einführungen in die Philosophische Anthropologie für Studierende festzustellen sind. Hier ist eine Tendenz offensichtlich, in dualistischer Grundauffassung die einseitige Sicht auf den Menschen als Geistwesen fortzuschreiben.

Arlt (2001) befasste sich mit der Anthropologie im Streit der Philosophen und ihrer Schulen mit Schwerpunkten Scheler, Plessner, Gehlen, und ging nur in kleinen Ausblicken darüber hinaus. Aber diese Hinweise auf Psychoanalyse, Kulturanthropologie, Psychosomatische Medizin, Primatenforschung blieben überwiegend eine Art Rezeptionsschicht, wie bekannte Philosophen auf diese Ergebnisse der empirischen Anthropologie reagierten (oder nicht).

Oelmüller & Dölle-Oelmüller (1996) haben für ihren *Grundkurs* exemplarische Texte wichtiger Philosophen mit Kommentaren und Fragenkatalogen didaktisch aufbereitet. Außerdem kommen kurze Texte von Darwin sowie aus neuerer Zeit von Skinner sowie von Moravec und Weizenbaum als Vertretern der Verhaltens- bzw. der Computerwissenschaft vor. Aber merkwürdig bleibt, dass nur bei diesen Autoren moralische Warnungen ausgesprochen werden. Ihre

Ideen würden den Abschied von den humanen Zielen der Aufklärung bedeuten. Zu Skinner ist es das sehr verbreitete Vorurteil gegen seine explizit verhaltenswissenschaftliche Position. Die Verhaltenstechnologie wird nur in den Missbrauchsmöglichkeiten und nicht in der pädagogischen und utopischen Verbesserung der sozialen Verhältnisse gesehen. Dieses Zerrbild lässt anti-psychologische Ressentiments vermuten, wenn gleichzeitig bei den Autoren Marx und Nietzsche keinerlei Kommentar über die mögliche und tatsächlich ja geschehene Ableitung und Weiterführung in totalitäre Ideologien erscheint.

Der Grundkurs von Haeffner (2000) hat einen deutlich weiteren Horizont: Biologische Anthropologie, Kultur-anthropologie, Hinweise auf Primatenforschung und etwas Entwicklungspsychologie. Zur Kombination der Philosophie mit den empirischen Wissenschaften heißt es: "sie sind Teil eines einzigen, nie abzuschließenden Wissensprojektes" ... "Ein Begriffspaar Kants aufgreifend, könnte man sagen: Im Hinblick auf dieses Ziel sind die anthropologisch relevanten empirischen Forschungsprojekte ohne die Klärungs- und Syntheseversuche der Philosophie "blind", während diese, weitgehend "leer" bleiben, wenn sie sich nur in ihrem eigenen Felde bewegen" (S. 13). Die Eigenständigkeit der Philosophischen Anthropologie wird erklärt, was aber nicht bedeuten könne, den Forschungen der Humanwissenschaften jegliche Relevanz für die Philosophische Anthropologie abzuspochen" (S. 23). ... "So klar die abstrakte Unterscheidung von Philosophie und empirischer Wissenschaft ist, so schwierig und teilweise widersinnig wird sie, wenn sie sich auf konkrete Gegenstände und zumal auf einen Gegenstand wie den Menschen bezieht" (S. 24). So müsse ein doppelter Sinn erkannt werden: die Anthropologie als ein einziges Projekt mit vielen Fragestellungen; im zweiten, engeren Sinn, unterscheide sich die Philosophische Anthropologie durch ihre Fragestellung, die "auf das Ganze geht, und durch die Konzentration auf jene menschlichen Phänomene, die sich hinreichend nur den Methoden der Philosophie erschließen" (S. 24).

Eine zweite Sammlung von 12 exemplarischen Texten (Schüßler, 2000) nahm außer Philosophen und Theologen auch einen Psychotherapeuten auf, Frankl, dessen Logotherapie zu dieser Auswahl zu passen schien. Dass die Auswahl der wesentlichen Autoren nicht mit Oelmüller und Dölle-Oelmüller (1996) übereinstimmt (ausgenommen bei Platon und Gehlen, allerdings mit verschiedenen Texten), ist erwähnenswert. "Während die anthropologischen Wissenschaften jeweils nur bestimmte Aspekte des menschlichen Daseins unter speziellen methodischen Voraussetzungen zum Gegenstand der Forschung machen (so etwa physiologischer, psychologischer oder soziologischer Art), zielt die Philosophische Anthropologie auf den Menschen "im Ganzen", d.h. auf die "Ganzheit" und "Einheit" seines Wesens" (Schüßler, 2000, S. 9). "Die Frage nach dem Menschen gerät so in eine nur mühsam zu behauptende Mitte zwischen Erkenntnistheorie, Ethik, Soziologie und Psychologie. Ja sie gleitet nur allzu leicht in diese Disziplinen ab. Und doch lassen diese verschiedenen Disziplinen das Grundrätsel der Philosophischen Anthropologie ungelöst" (S.11).

"Empirisch-einzelwissenschaftliche Anthropologie kann die Ganzheit des Menschen somit nie einholen, sie setzt diese aber notwendig voraus." Weshalb das so ist, erklärt Coreth (1986): wie folgt. "Ein Vorverständnis dessen, was das Menschsein bedeutet, ist vorausgesetzt, wenn eine empirisch-einzelwissenschaftliche Erkenntnis anthropologisch relevant werden soll" (S. 12). "Die menschliche Selbstdeutung hat folglich einen entscheidenden Einfluss auf die menschliche Selbstgestaltung" (S. 15). Die nächsten Schritte zur Wissenssoziologie und Ideologiekritik fehlen auch hier.

Unter dem Titel *Der Mensch – das Maß aller Dinge?* stellten Bredow und Mayer (2001) 14 Texte, überwiegend von älteren Autoren, darunter auch vier theologische Quellen, zusammen. Bemerkenswert ist auch hier die Abwehr moderner Perspektiven, wenn behauptet wird: "Eine Abgrenzung unseres Ansatzes gegen den anderer "anthropologischer" Wissenschaften, wie Biologie und Soziologie, besteht unseres Erachtens in der unterschiedlichen Perspektivität bzw. darin, dass sowohl die Philosophie als auch die Theologie einen ganzheitlichen Zugang zum Menschen zu eröffnen trachten" (S. 5). – Wie diese Einseitigkeit der Auswahl und der Anspruch auf Überlegenheit und Ganzheitlichkeit zusammen passen, wurde nicht begründet.

Geldsetzer (2000) favorisiert zwar eine relativ breite Sicht, doch bleiben auch hier die Beispiele und die Literaturhinweise auf wichtige Befunde der Humanwissenschaften eigentümlich selektiv. Andere neuere Einführungen und Sammelbände haben eher das herkömmliche Muster. Bei den Sammelbänden von Schmidinger und Sedmak (2004ff.) gibt es zumindest kurze Einleitungen zu den Themenblöcken jedoch keinen übergreifenden Dialog. Ein neueres Beispiel für systematische Defizite ist die Anthropologie von Wulf (2004), dessen Sachregister weder die Begriffe Psychologie, Psychoanalyse, noch z.B. Persönlichkeit, Selbst und Selbsttheorien, Menschenbild, Aufklärung oder Menschenrechte enthält. Gelegentlich werden zwar aktuelle Themen der Neurobiologie, Genetik usw. aufgenommen, jedoch selektiv und ohne konsistentes Bezugssystem.

Demgegenüber bietet die Einführung von Thies (2004) eine relativ breite Übersicht über wichtige Grundfragen und schildert auch mehr Facetten der psychologischen und biologischen Anthropologie als andere Autoren. Er betont die notwendige kooperative Grundhaltung gegenüber den anderen Humanwissenschaften. Die Philosophische Anthropologie habe zwischen den Humanwissenschaften sowie zwischen den Wissenschaften und der Lebenswelt zu vermitteln.

**24** Der Herausgeber der für alle Diplom-Psychologinnen/Psychologen gedachten Verbandszeitschrift *Psychologie Report* zeigte sich an einem Beitrag über die Ergebnisse der repräsentativen Umfrage bei Studienanfängern der Psychologie desinteressiert. Sein Kommentar begann apodiktisch: „Geistige Vorgänge sind Änderungen in Neuronennetzen“ (Persönliche Mitteilung von K. Westhoff, Juli 2006). Weshalb diese Reduktion auf Hirnphysik nicht die ganze Antwort sein kann, schien unzugänglich zu sein. Aus seiner Sicht lohnte eine repräsentative Umfrage unter Studienanfängern nicht, weil dies eigentlich nur Spekulationen liefern könnte. Vielleicht hat er unterschätzt, das einige der speziell inter-

essierten Studienanfänger ein beträchtliches Vorwissen mitbringen, mehr als wohl bei manchen, weniger interessierten Professoren gegeben zu sein scheint. (Ein praktikables Verfahren, Professoren repräsentativ zu befragen, schlug der Herausgeber allerdings nicht vor). – Die Möglichkeit, dass solche Überzeugungen auch Konsequenzen für die Forschung und Berufspraxis haben könnten, war uninteressant, spekulativ, unbewiesen, eigentlich nicht untersuchenswert. Der Seitenblick auf die aktuellen Kontroversen zwischen Neurowissenschaftlern und Philosophen entfiel ebenfalls. Vielleicht war hier der Glaube an die Voraussetzungslosigkeit der (natur-)wissenschaftlich orientierten Psychologie ausschlaggebend.



## Literaturverzeichnis

- Amelang, M. & Bartussek, D. (2001). *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung* (5. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Anscombe, G.E.M. (1993). Die erste Person. In: P. Bieri (Hrsg.). *Analytische Philosophie des Geistes* (S. 222-242). Bodenheim: Athenäum Hain Hanstein.
- Arendt, H.J. (1999). *Gustav Theodor Fechner. Ein deutscher Naturwissenschaftler und Philosoph im 19. Jahrhundert*. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Arlt, G. (2001). *Philosophische Anthropologie*. Stuttgart: Metzler.
- Asendorpf, J. (2003). *Psychologie der Persönlichkeit* (3. Aufl.). Heidelberg: Springer.
- Ash, M.G. (1980). Wilhelm Wundt and Oswald Külpe on the institutional status of psychology: An academic controversy in historical context. In: W.G. Bringmann & R.D. Tweney (Eds.). *Wundt studies. A centennial Collection* (pp. 396-421). Toronto: Hogrefe.
- Atmanspacher, H. & Dalenoort, G.J. (Eds.). (1994). *Inside versus outside: endo- and exo-concepts of observation and knowledge in physics, philosophy and cognitive science*. Berlin: Springer.
- Bahnsen, J. (1867/1932). *Beiträge zur Charakterologie* (2 Bände, hrsg. von J. Rudert). Leipzig: Barth.
- Baldwin, B.T. (1980). In memory of Wilhelm Wundt. In: W.G. Bringmann & R.D. Tweney (Eds.). *Wundt studies. A centennial Collection* (pp. 280-308). Toronto: Hogrefe.
- Baumann, U. (1999). Wie einheitlich ist die Psychologie? *Psychotherapeut*, 44, 360-366.
- Benetka, G. (2002). *Denkstile der Psychologie. Das 19. Jahrhundert*. Wien: WUV.
- Bergin, A.E. & Jensen, J.P. (1990). Religiosity of psychotherapists: A national survey. *Psychotherapy: Theory, Research, Practice, Training*, 27(1), 3-7. (Special issue: Psychotherapy and religion.)
- Bieri, P. (1992). Was macht das Bewusstsein zu einem Rätsel? *Spektrum der Wissenschaft*, Oktober 1992, 48-56. (Nachdruck in Metzinger, 1996, S. 61-77).
- Birbaumer, N. & Schmidt, R.F. (2003). *Biologische Psychologie* (5. Aufl.). Berlin: Springer.
- Blass, F. (1886). Hermeneutik und Kritik. In: Iwan von Müller (Hrsg.). *Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft*. Band I (S. 127-271). Nördlingen: Beck.
- Blumenthal, A. L. (1998). Leipzig, Wilhelm Wundt, and psychology's guided age. In: G.A. Kimble & M. Wertheimer, M. (Eds.). *Portraits of pioneers in psychology. Vol. III*. Washington, DC: American Psychological Association.
- Boeckh, A. (1877). *Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften* (2. Aufl. hrsg. von Ernst Bratuschek). Leipzig: Teubner.
- Bohr, N. (1931). *Atomtheorie und Naturbeschreibung*. Berlin: Springer.
- Bohr, N. (1937). Causality and complementarity. *Philosophical Science*, 4, 289-298.
- Boring, E.G. (1950). *A history of experimental psychology* (2nd ed). New York: Appleton-Century-Crofts.
- Born, J. et al. (2003). Diskussionsforum. *Biologische Psychologie 2010 – Visionen zur Zukunft des Fachs in der Psychologie. Psychologische Rundschau*, 54, 120-128.
- Bortz, J. J. & Döring, N. (2006). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler* (4. Aufl.). Heidelberg: Springer.
- Bortz, J., Lienert, G. A. & Boehnke, K. (2000). *Verteilungsfreie Methoden in der Biostatistik* (2.Aufl.). Berlin: Springer.
- Brandt, R. (1999). Kritischer Kommentar zu Kants "Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (1798). Hamburg: Meiner.
- Brauns, H.-P. (2000). Gustav Theodor Fechner Elemente der Psychophysik I/II (1860). In: H.E. Lück, R. Miller & G. Sewz-Vosshenrich (Hrsg.). *Klassiker der Psychologie* (S. 37-45). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bredow, U. & Mayer, A. C. (2001). *Der Mensch – das Maß aller Dinge? 14 Antworten großer Denker*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Breuer, F. (1991). *Wissenschaftstheorie für Psychologen: eine Einführung* (5. Aufl.). Münster: Aschendorff.
- Bringmann, W.G., Bringmann, N.J. & Balance, W.D.G. (1980) Wilhelm Maximilian Wundt 1832 – 1874: The formative years. In: W.G. Bringmann & R.D. Tweney (Eds.). *Wundt studies. A centennial Collection* (pp. 12-32). Toronto: Hogrefe.
- Bringmann, W.G. & Tweney, R. D. (1980). *Wundt studies. A centennial collection*. Toronto: Hogrefe.
- Brocke, B. & Battmann, W. (1985). Die Aktivierungstheorie der Persönlichkeit. Eine systematische Darstellung und partielle Rekonstruktion. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 6, 189-213.
- Brody, N. & Oppenheim, P. (1969). Applications of Bohr's principle of complementarity to the Mind-Body-Problem. *Journal of Philosophy*, 66, 97-113.
- Bruder, K.-J. (1991). Zwischen Kant und Freud: Die Institutionalisierung der Psychologie als selbständige Wissenschaft. In: G. Jüttemann, M. Sonntag & C. Wulf (Hrsg.). *Die Seele. Ihre Geschichte im Abendland* (S. 319-339). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Bunge, M. (1984). *Das Leib-Seele-Problem*. Tübingen: Mohr.

- Carrier, M. & Mittelstraß, J. (1989). Geist, Gehirn, Verhalten. Das Leib-Seele-Problem und die Philosophie der Psychologie. Berlin: de Gruyter.
- Carus, F.A. (1808/1990). Geschichte der Psychologie (Reprint). Berlin: Springer.
- Chalmers, A.F. (1986). Wege der Wissenschaft. Berlin: Springer.
- Chalmers, D. (1996). The conscious mind: in search of a fundamental theory. Oxford: Oxford University Press.
- Collingwood, R.G. (1940/1998). An essay on metaphysics. Oxford: Clarendon Press.
- Coreth, E. (1986). Was ist der Mensch? Grundzüge philosophischer Anthropologie (4. Aufl.). Innsbruck: Tyrolia.
- Danner, H. (2006). Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik: Einführung in die Hermeneutik, Phänomenologie und Dialektik. (5. Aufl.). München: Reinhardt (UTB).
- Danziger, K. (2001). Wundt and the temptations of psychology. In: R.W. Rieber & David K. Robinson (Eds.). Wilhelm Wundt in history: The making of a scientific psychology (S. 69-94). New York: Kluwer-Academic.
- Davidson, D. (1980). Mental events. In: N. Block (Ed.). Readings in the philosophy of psychology. Vol. 1 (pp. 107-119). Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Delius, L. & Fahrenberg, J. (1966). Psychovegetative Syndrome. Stuttgart: Thieme.
- Demling, J.H., Woerthmüller, M. & O'Connolly, T.A. (2001). Psychotherapie und Religion. Eine repräsentative Umfrage unter fränkischen Psychotherapeuten. Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie, 51(2), 76-82.
- Denzin, N.K. & Lincoln, Y. S. (2005). Handbook of qualitative research (3<sup>rd</sup> ed.). Thousand Oaks: Sage.
- Deutsche Gesellschaft für Psychologie (2007). Empfehlungen der DGPs zur Einrichtung von B.Sc.-M.Sc.-Studiengängen in Psychologie an den Universitäten – Revision. Internet <http://www.dgps.de/meldungen/detail.php>
- Diemer, A. (1978). Elementarkurs Philosophie. Philosophische Anthropologie. Düsseldorf: Econ.
- Dietzsch, S. (2003). Immanuel Kant. Eine Biographie. Leipzig: Reclam.
- Dilthey, W. (1883). Einleitung in die Geisteswissenschaften. Band 1. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Dilthey, W. (1894). Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften Berlin, 2, 1309-1407. (Ges. Schriften Band V, 1924, S. 139-240). Leipzig: Teubner.
- Eckardt, G. (Hrsg.). (1997). Völkerpsychologie – Versuch einer Neuentdeckung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Elger, E., Friederici, A. D., Koch, C., Luhmann, H., von der Malsburg, C., Menzel, R., Monyer, H., Rösler, F., Roth, G., Scheich, H. & Singer, W. (2004). Das Manifest. Elf führende Neurowissenschaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung. Gehirn & Geist. Das Magazin für Psychologie und Hirnforschung, (Heft 6), 30-37.
- Erdfelder, E. (1994). Erzeugung und Verwendung empirischer Daten. In: T. Herrmann & W. Tack (Hrsg.). Enzyklopädie der Psychologie. Methodologie und Methoden. Forschungsmethoden der Psychologie. Band 1. Methodologische Grundlagen der Psychologie (S. 47-97). Göttingen: Hogrefe.
- Erdfelder, E. & Geisberger, A. (2007). Curriculare Normwerte für die neuen Studiengänge. Psychologische Rundschau, 58, 274-277.
- Fahrenberg, J. (1967). Psychophysiologische Persönlichkeitsforschung. Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J. (1979). Das Komplementaritätsprinzip in der psychophysiologischen Forschung und psychosomatischen Medizin. Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie, 27, 151-167.
- Fahrenberg, J. (1981). Zum Verständnis des Komplementaritätsprinzips. Zeitschrift für klinische Psychologie und Psychotherapie, 29, 205-208.
- Fahrenberg, J. (1989). Einige Thesen zum psychophysischen Problem aus der Sicht der psychophysiologischen Forschung. In: W. Marx (Hrsg.). Philosophie und Psychologie. Leib und Seele – Determination und Vorhersagbarkeit (S. 9-35). Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Fahrenberg, J. (1992). Komplementarität in der psychophysiologischen Forschung. In: E. P. Fischer, H.S. Herzka, H.S. & K.H. Reich (Hrsg.). Widersprüchliche Wirklichkeit. Neues Denken in Wissenschaft und Alltag. Komplementarität und Dialogik. (S. 43-77). München: Piper.
- Fahrenberg, J. (2002). Psychologische Interpretation. Biographien – Texte – Tests. Bern: Huber.
- Fahrenberg, J. (2003). Interpretationsmethodik in Psychologie und Sozialwissenschaften – neues Feld oder vergessene Traditionen? [42 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 4(2). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03fahrenberg-d.htm>. (5.3.2008)
- Fahrenberg, J. (2004a). Annahmen über den Menschen. Menschenbilder aus psychologischer, biologischer, religiöser und interkultureller Sicht. Heidelberg, Kröning: Asanger-Verlag.
- Fahrenberg, J. (2004b). Kant und die Psychologie. Psychologie Heute, (Heft 5), 46-53.
- Fahrenberg, J. (2006a). Psychologische Anthropologie – Eine Fragebogenstudie zum Menschenbild von 800 Studierenden der Psychologie, Philosophie und Naturwissenschaften. Philosophie der Psychologie. [On-line Journal], Nr. 5. Verfügbar über: <http://www.jp.philo.at/> [Datum des Zugriffs: 4.2.2008].
- Fahrenberg, J. (2006b). Was denken Studierende der Psychologie über das Gehirn-Bewusstsein-Problem, über Willensfreiheit, Transzendenz, und den Einfluss philosophischer Vorentscheidungen auf die Berufspraxis? Journal für Psychologie, 2006, 14, 302-330.
- Fahrenberg, J. (2006c). Annahmen über den Menschen. Eine Fragebogenstudie mit 800 Studierenden der Psychologie, Philosophie, Theologie und Naturwissenschaften. Internet-Dokument. <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2007/984/> (987 KB, 5.3.2008)

- Fahrenberg, J. (2006d). Vom Psychophysischen Labor zum Psychologischen Institut. In: E. Wirbelauer (Hrsg.). Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920 – 1960 (S. 468-476). Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. Freiburg: Karl Alber.
- Fahrenberg, J. (2007). Menschenbilder. Psychologische, biologische, interkulturelle und religiöse Ansichten. Psychologische und Interdisziplinäre Anthropologie. e-book URL: <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2007/981> (2.0MB, 5.3.2008).
- Fahrenberg, J. (2008a). Gehirn und Bewusstsein. Neurophilosophische Kontroversen In: S. Gauggel und M. Herrmann (Hrsg.). Handbuch der Neuro- und Biopsychologie (S. 28-43). Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J. & Cheetham, M. (2008, in press). Assumptions about human nature and impact of philosophical concepts on professional issues. A questionnaire-based study with 800 students from psychology, philosophy, and science. *Philosophy, Psychiatry, & Psychology*.
- Fahrenberg, J., Leonhart, R. & Foerster, F. (2002). Alltagsnahe Psychologie mit hand-held PC und physiologischem Mess-System. Bern: Huber.
- Fahrenberg, J. & Myrtek, M. (2005). Psychophysiologie in Labor, Klinik und Alltag. 40 Jahre Projektarbeit der Freiburger Forschungsgruppe Psychophysiologie – Kommentare und Neue Perspektiven. Frankfurt a. M.: Lang.
- Fahrenberg, J., Myrtek, M., Pawlik, K. & Perez, M. (2007). Ambulantes Assessment – Verhalten im Alltagskontext erfassen. Eine verhaltenswissenschaftliche Herausforderung an die Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 58, 12-23.
- Fahrenberg, J. & Stegie, R. (1998). Beziehungen zwischen Philosophie und Psychologie an der Freiburger Universität: Zur Geschichte des Psychologischen Laboratoriums/Instituts. In: J. Jahnke, J. Fahrenberg, R. Stegie & E. Bauer (Hrsg.). *Psychologiegeschichte – Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten* (S. 251-266). München: Profil.
- Fahrenberg, J. & Steiner, J.M. (2004). Adorno und die autoritäre Persönlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 56, 127-152.
- Fahrenberg, J. & Wilhelm, F. H. (2008, in Druck). Psychophysiologie und Verhaltenstherapie. In: J. Margraf & S. Schneider (Hrsg.). *Lehrbuch der Verhaltenstherapie* (3. Aufl.). Berlin: Springer.
- Fechner, G.T. (1851). *Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits*. 3 Bände. Hamburg: Voss.
- Fechner, G.T. (1860). *Elemente der Psychophysik*. 2 Bände. Leipzig. Breitkopf & Härtel.
- Feyerabend, P.K. (1997). *Wider den Methodenzwang* (6. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fichte, J.G. (1797/1970). Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre. Gesamtausgabe B. I, 4 (hrsg. von R. Lauth & H. Gliwitsky). Stuttgart- Bad Cannstatt: Frommann.
- Fischer, E.-P. (1987). *Sowohl als auch. Denkerfahrungen der Naturwissenschaften*. Hamburg: Rasch und Röhrig.
- Fischer, E.-P. (2000). *An den Grenzen des Denkens: Wolfgang Pauli - ein Nobelpreisträger über die Nachtseiten der Wissenschaft*. Freiburg: Herder.
- Fischer, E.-P., Herzka, H.S. & Reich, K. H. (Hrsg.). (1992). *Widersprüchliche Wirklichkeit. Neues Denken in Wissenschaft und Alltag. Komplementarität und Dialogik*. München: Piper.
- Fisseni, H.-J. (2003). *Persönlichkeitspsychologie. Ein Theorienüberblick* (5. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Fleck, L. (1935/1980). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Flick, U. (2007). *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften* (5. Aufl.). Reinbeck: Rohwohlt Enzyklopädie.
- Flohr, H. (2002). Die physiologischen Grundlagen des Bewusstseins. In: T. Elbert & N. Birbaumer (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Biologische Psychologie*. Band 6. Biologische Grundlagen der Psychologie (S. 35-86). Göttingen: Hogrefe.
- Frankl, V.E. (1979/2002). *Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn. Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk* (16. Aufl.). München: Piper.
- Freud, S. (1900). *Die Traumdeutung*. GW II/III (S. 1-642). (5. Aufl. 1973). London Imago.
- Frey, D. (2005). 100 Jahre Sozialpsychologie. In: T. Rammsayer & S. Troche (Hrsg.). *Reflexionen der Psychologie. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie. Bericht über den 44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Göttingen 2004* (S. 101-110). Göttingen: Hogrefe.
- Frey, G. & Zelger, J. (Hrsg.). (1983). *Der Mensch und die Wissenschaften vom Menschen. Die Beiträge des XII. Deutschen Kongresses für Philosophie, Innsbruck vom 29. September bis 3. Oktober 1981*. 2 Bände. Innsbruck: Solaris.
- Fries, J.F. (1837/1982). *Handbuch der psychischen Anthropologie oder der Lehre von der Natur des menschlichen Geistes*. Band 1 und 2. (2. Aufl., hrsg. von G. König & L. Geldsetzer). Aalen: Scienta Verlag.
- Gadamer, H.-G. & Vogler, P. (Hrsg.) (1972-1975). *Neue Anthropologie* 7 Bände. (Band 1-2 Biologische Anthropologie, 3 Sozialanthropologie, 4 Kulturanthropologie, 5 Psychologische Anthropologie, 6-7 Philosophische Anthropologie). Stuttgart: Thieme.
- Gadenne, V. (1994). *Theorien*. In: T. Herrmann & W. Tack (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Methodologie und Methoden. Forschungsmethoden der Psychologie*. Band 1. Methodologische Grundlagen der Psychologie (S. 295-342). Göttingen: Hogrefe.
- Gadenne, V. (2004). *Philosophie der Psychologie*. Bern: Huber.

- Geldsetzer, L. (2000). Philosophische Anthropologie. Materialien zur Vorlesung gehalten im WS 1985/86. Internet-Dokument [www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/philo/geldsetzer/anthro/](http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/philo/geldsetzer/anthro/) (Zugriff 24.02.2008)
- Grabner-Haider, A. (1993). Kritische Anthropologie. Würzburg: Echter Verlag.
- Graumann, C.F. (1980). Experiment, Statistik, Geschichte. Wundts erstes Heidelberger Programm einer Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 31, 73-83.
- Graumann, C.F. (1988). Der Kognitivismus in der Sozialpsychologie – Die Kehrseite der „Wende“. *Psychologische Rundschau*, 39, 83-90.
- Graumann, C.F. (2006). Die Verbindung und Wechselwirkung der Individuen im Gemeinschaftsleben. In: G. Jüttemann (Hrsg.). *Wilhelm Wundts anderes Erbe*. (S. 52-68). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Grawe, K., Hänni, R. Semmer, N. & Tschan, F. (Hrsg.). (1991). *Über die richtige Art, Psychologie zu betreiben*. Göttingen: Hogrefe.
- Greve, W. (1994). Philosophie als Ressource. Argumente für die Bedeutung philosophischer Überlegungen in einer wissenschaftlichen Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 45, 24-36.
- Grimm, O. (2007). Probleme der Introspektion an der Schnittstelle zwischen analytischer Philosophie und Neurophilosophie. *e-Journal Philosophie der Psychologie*. <http://www.jp.philo.at/texte/GrimmO2.pdf>
- Groeben, N. (1986). Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie. Tübingen: Francke.
- Groeben, N. (Hrsg.). (1997). *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie*. Münster: Aschendorff.
- Groeben, N. & Westmeyer, H. (1975). *Kriterien psychologischer Forschung*. München: Juventa.
- Grupe, G., Christiansen, K. & Schröder, I. (2005). *Anthropologie: Ein einführendes Lehrbuch*. Berlin: Springer.
- Haefner, G. (2000). *Philosophische Anthropologie* (3. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Hastedt, H. (1988). *Das-Leib-Seele-Problem. Zwischen Naturwissenschaft des Geistes und kultureller Eindimensionalität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Haupt, E.J. (2001). Laboratories for experimental psychology: Göttingen's ascendancy over Leipzig in the 1890s. In: R.W. Rieber & D.K. Robinson (Eds.). *Wilhelm Wundt in history: The making of a scientific psychology* (S. 205-250). New York: Kluwer-Academic.
- Heidelberger, M. (1993). *Die innere Seite der Natur: Gustav Theodor Fechners wissenschaftlich-philosophische Weltanschauung*. Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Heidelberger, M. (2000). Der psychophysische Parallelismus: Von Fechner und Mach zu Davidson und wieder zurück. In: F. Stadler (Hrsg.). *Elemente moderner Wissenschaftstheorie. Zur Interaktion von Philosophie, Geschichte und Theorie der Wissenschaften* (S. 91-104). Wien: Springer.
- Heinemann, W. (1988). Das Subjekt als Objekt. Anmerkungen über objektive und subjektive Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 39, 125-135.
- Held, C. (1994). The meaning of complementarity. *Studies in the History of the Philosophy of Science* 25: 871-893.
- Herbart, J.F. (1816). *Lehrbuch zur Psychologie*. Königsberg: Unzer.
- Herbart, J.F. (1824). *Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik*. 2 Bände. Königsberg: Unzer.
- Herbart, J.F. (1882/2003). *Lehrbuch zur Psychologie* (3. Aufl., hrsg. von G. Hartenstein, Hamburg: Voss). Reprint hrsg. von M. Kaiser-el-Safti). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Herrmann, T. (1979). *Psychologie als Problem*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Herrmann, T. (2004). Die DGPs im Kontext psychologischer Strömungen. *Psychologische Rundschau*, 55, 42-53 (Supplement).
- Herzog, M. (1989). Die heuristische Unfruchtbarkeit der Subjekt-Objekt-Spaltung in der Psychologie der Gegenwart. *Psychologische Rundschau*, 40, 155-161.
- Hildebrandt, H. (1989). Psychophysischer Parallelismus. In: J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.). (1989). *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 7 (S. 101-107). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Hoche, H.-U. (1990). *Einführung in das sprachanalytische Philosophieren*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Hoche, H.-U. (2007). Reflexive monism versus complementarism: An analysis and criticism of the conceptual groundwork of Max Velmans's reflexive model of consciousness. *Phenomenology and the Cognitive Sciences*, 6, 389-409.
- Hoche, H.-U. (2008, in press). Anthropological complementarism. Linguistic, logical, and phenomenological studies in support of a third way beyond dualism and monism. Paderborn: mentis.
- Höffe, O. (2000). *Immanuel Kant* (5. Aufl.). München: Beck.
- Van Hoorn, W. & Verhave, T. (1980). Wilhelm Wundts's conception of his multiple foundations of scientific psychology. In W. Meischner & A. Metge (Hrsg.). *Wilhelm Wundt – progressives Erbe, Wissenschaftsentwicklung und Gegenwart. Protokoll des internationalen Symposiums. Karl-Marx-Universität Leipzig, 1979* (S. 107-117). Köln: Pahl-Rugenstein.
- Hübner, W., Richter, R. & Wohlrabe, H. (1981). Schwierigkeiten mit Fahrenbergs Komplementaritätsprinzip. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 29, 197-204.
- Husserl, E. (1910/1911). Philosophie als strenge Wissenschaft. *Logos*, 1, 289-341.
- Irrlitz, G. (2003). *Kant-Handbuch. Leben und Werk*. Stuttgart: Metzler.

- Isaac, S. & Michael, W.B. (1974). Handbook in research and evaluation. San Diego, CA.: Knapp.
- Jacobs, B. (2003). Kantian Character and the problem of a science of humanity. In: B. Jacobs & P. Kain (Eds.). Essays on Kant's anthropology (pp. 105-134). Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Jacobs, B. & Kain, P. (Eds.). (2003). Essays on Kant's anthropology. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Jacobsen, T. & Kaernbach, C. (2006). Psychophysik. In: J. Funke & P.A. Frensch (Hrsg.). Handbuch der Allgemeinen Psychologie – Kognition (S. 108-119). Göttingen: Hogrefe.
- Jahnke, J. (1998). Wilhelm Wundts akademische Psychologie 1886/87. Die Vorlesungsnachschriften von Albert Thumb, Freiburg. In: J. Jahnke, J. Fahrenberg, R. Stegic & E. Bauer (Hrsg.). Psychologiegeschichte – Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten (S. 151-168). München: Profil.
- James, W. (1907/2001). Pragmatismus: ein neuer Name für einige alte Denkweisen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Jüttemann, G. (Hrsg.). (1989). Qualitative Forschung in der Psychologie. Heidelberg: Asanger.
- Jüttemann, G. (1991). Systemimmanenz als Ursache der Dauerkrise „wissenschaftlicher“ Psychologie. In: G. Jüttemann, M. Sonntag & C. Wulf (Hrsg.). Die Seele. Ihre Geschichte im Abendland (S. 340-363). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Jüttemann, G. (1995). Persönlichkeitspsychologie. Perspektiven einer wirkungsgerechten Grundlagenwissenschaft. Heidelberg: Asanger.
- Jüttemann, G. (2004). Psychologie als Humanwissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jüttemann, G. (Hrsg.). (2006a). Wilhelm Wundts anderes Erbe. Ein Missverständnis löst sich auf (S. 13-30). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jüttemann, G. (2006b). Wilhelm Wundt – der mißverstandene Geisteswissenschaftler. In: G. Jüttemann (Hrsg.). Wilhelm Wundts anderes Erbe (S. 131-143). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jüttemann, G. (2007a). Wundts Psychologiekonzeption ist nicht die Ursache, sondern die Lösung des Problems. Psychologische Rundschau, 58, 267-269.
- Jüttemann, G. (2007b). Neurobiologie als „Unterbau“ einer Psychologie im Geiste Wilhelm Wundts? Eine Einladung zu einer Debatte. Journal für Psychologie, 15, (Ausgabe 1). [On-line Journal], Verfügbar über: <http://www.journal-fuer-psychologie.de/jfp-1-2007-6.html> (6.2.2008).
- Kämmerer, A. & Funke, J. (Hrsg.). (2004). Seelenlandschaften. Streifzüge durch die Psychologie. 98 persönliche Positionen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kaiser-el-Safti, M. (2001). Die Idee der wissenschaftlichen Psychologie: Immanuel Kants kritische Einwände und ihre konstruktive Widerlegung. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kaiser-el-Safti, M. (2003). Einführung zum Reprint von Johann Friedrich Herbart Lehrbuch zur Psychologie (S. V – LXVII). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kamper, D., Wulf, C. & Gebauer, G. (Hrsg.). (2002). Kants Anthropologie. Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. Band 11, Heft 2.
- Kanning, U.P. (2001). Psychologie für die Praxis. Perspektiven einer nützlichen Forschung und Ausbildung. Göttingen: Hogrefe
- Kanning, U.P. (und 14 weitere Autoren). (2007). Angewandte Psychologie im Spannungsfeld zwischen Grundlagenforschung und Praxis – Plädoyer für mehr Pluralismus. Psychologische Rundschau, 58, 238-248.
- Kant, I. (1781/1983). Kritik der reinen Vernunft. Immanuel Kant Werkausgabe in 6 Bänden. Band 2. (hrsg. von Wilhelm Weischedel). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kant, I. (1784/1983). Was ist Aufklärung? Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Immanuel Kant Werkausgabe in 6 Bänden. Band 6 (S. 53-61). (hrsg. von Wilhelm Weischedel). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kant, I. (1786/1983). Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Schriften zur Naturphilosophie. Immanuel Kant Werkausgabe in 6 Bänden. Band 5. (hrsg. von Wilhelm Weischedel). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kant, I. (1798/1983). Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Immanuel Kant Werkausgabe in 6 Bänden. Band 6 (S. 395-690). (hrsg. von Wilhelm Weischedel). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kant, I. (1800/1983). Schriften zur Metaphysik und Logik. Immanuel Kant Werkausgabe in 6 Bänden. Band 3 (S. 471-582). (hrsg. von Wilhelm Weischedel). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kant, I. (1900ff.). Gesammelte Schriften. (Hrsg. Preußische Akademie der Wissenschaften). Berlin: Reimer.
- Kerlinger, F.N. & Lee, H.B. (2000). Foundations of behavioral research. (4th ed.). Fort Worth: Harcourt.
- Kim, A. (2006). Wilhelm Maximilian Wundt. In: E.N. Zalta (Ed.). The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Summer 2006 Edition). <http://plato.stanford.edu/archives/sum2006/entries/wilhelm-wundt/> (5.3.2008)
- Klages, L. (1910). Prinzipien der Charakterologie. Leipzig: Barth.
- Kluwe, R.H. (2005). 100 Jahre Psychologie: Allgemeine Psychologie. In: T. Rammsayer & S. Troche (Hrsg.). Reflexionen der Psychologie. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie. Bericht über den 44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Göttingen 2004 (S. 23-30). Göttingen: Hogrefe.
- Köhler, W. (1921). Intelligenzprüfungen an Anthropoiden. Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1917. Berlin: Springer.



- Kriz, J. (2007). Grundkonzepte der Psychotherapie. (6. Aufl.). Weinheim: Beltz PVU.
- Kühn, M. (2003). Kant. Eine Biographie. München: Beck.
- Külpe, O. (1912). Psychologie und Medizin. Zeitschrift für Pathopsychologie, 1, 187-267.
- Kuhn, T.S. (1967). Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kutter, P., Páramo-Ortega, R. & Müller, T. (Hrsg.). (1998). Weltanschauung und Menschenbild. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lamberti, G. (1995). Wilhelm Maximilian Wundt (1832-1920): Leben, Werk und Persönlichkeit in Bildern und Texten. In Gedenken an den 75jährigen Todestag von Wilhelm Wundt. Bonn: Deutscher Psychologen-Verlag
- Laucken, U. (2000). Johann Friedrich Herbart. Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. In: H.E. Lück, R. Müller & G. Sewz-Vosshenrich (Hrsg.). Klassiker der Psychologie (S. 25-30). Stuttgart: Kohlhammer.
- Lenk, H. (2006). Zur Wissenschaftstheorie der Psychologie und Philosophie des Mentalen. In: K. Pawlik (Hrsg.) Handbuch der Psychologie S. 445-464). Berlin: Springer.
- Lorenz, K. (1999). Philosophie: I. Anthropologie, philosophische (Stichwort). In: H.J. Sandkühler (Hrsg.). Enzyklopädie Philosophie. Hamburg: Meiner.
- Lorenz, U. (Hrsg.). (2003). Philosophische Psychologie. Freiburg i.Br.: Alber.
- Lück, H. (1996). Geschichte der Psychologie. Strömungen, Schulen, Entwicklungen. (2. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Lüer, G. (2005). Geschichtsbilder von der einhundertjährigen wissenschaftlichen Psychologie. In: T. Rammsayer & S. Troche (Hrsg.). Reflexionen der Psychologie. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie. Bericht über den 44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Göttingen 2004 (S. 166-176). Göttingen: Hogrefe.
- Mack, W. (2006). Wundts pragmatisches Erbe. In: G. Jüttemann (Hrsg.). Wilhelm Wundts anderes Erbe (S. 233-243). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Maddi, S. (1989). Personality theories: a comparative analysis (5. ed.). Chicago, Ill.: Dorsey.
- Madsen, K.B. (1974). Theories of motivation. Copenhagen, New York: Munksgaard and Wiley.
- Madsen, K.B. (1977). The formal properties of Cattelian personality theory and its relationships to other personality theories. In: R.B. Cattell & R.M. Dreger (Eds.). Handbook of modern personality theory (pp. 721-743). New York: Hemisphere.
- Madsen, K.B. (1988). A history of psychology in metascientific perspective. Amsterdam: North Holland.
- Marquard, O. (1971). Anthropologie. (Stichwort). In: J. Ritter (Hrsg.). Historisches Wörterbuch der Philosophie (S. 362-374). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Massen, C. & Bredenkamp, J. (2005). Die Wundt-Bühler-Kontroverse aus der Sicht der heutigen kognitiven Psychologie. Zeitschrift für Psychologie, 213, 109-114.
- Mausfeld, R. (1994a). Methodologische Grundlagen und Probleme der Psychophysik. In: T. Herrmann & W. Tack (Hrsg.). Enzyklopädie der Psychologie. Methodologie und Methoden. Forschungsmethoden der Psychologie. Band 1. Methodologische Grundlagen der Psychologie (S. 137-198). Göttingen: Hogrefe.
- Mausfeld, R. (1994b). Von Zahlzeichen zu Skalen. In: T. Herrmann & W. Tack (Hrsg.). Enzyklopädie der Psychologie. Methodologie und Methoden. Forschungsmethoden der Psychologie. Band 1. Methodologische Grundlagen der Psychologie (S. 556-603). Göttingen: Hogrefe.
- Mausfeld, R. (2003). No Psychology In – No Psychology Out. Anmerkungen zu den "Visionen" eines Faches. Psychologische Rundschau, 54, 185-191.
- Mayring, P. (2007). Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken (9. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Meischner, W. & Metge, A. (1980). Wilhelm Wundt – progressives Erbe, Wissenschaftsentwicklung und Gegenwart. Protokoll des internationalen Symposiums. Karl-Marx-Universität Leipzig, 1979. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Meischner-Metge, A. (1998). Wilhelm Wundt und Hugo Münsterberg – ihr Verhältnis im Spiegel des Briefwechsels aus dem Wundtnachlaß der Universität Leipzig. In: J. Jahnke, J. Fahrenberg, R. Stegie & E. Bauer (Hrsg.). Psychologiegeschichte – Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten (S. 267-283). München: Profil.
- Meischner-Metge, A. (2003). Wilhelm Wundt und seine Schüler. In: H.-P. Brauns (Hrsg.). Zentenarabrechnungen. Historische Entwicklungen in der neueren Psychologie bis zum Ende des 20. Jahrhunderts (S. 156-166). Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Meischner-Metge, A. (2006). Die Methode der Forschung. In: G. Jüttemann (Hrsg.). Wilhelm Wundts anderes Erbe (S. 11-143). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Metzinger, T. (1985). Neuere Beiträge zur Diskussion des Leib-Seele-Problems. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Metzinger, T. (Hrsg.). (1996). Bewusstsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie (3. Aufl.). Paderborn: Schöningh.
- Metzinger, T. (Hrsg.). (2007). Grundkurs Philosophie des Geistes: Band 2. Das Leib-Seele-Problem. Paderborn: mentis.
- Mühlmann, W.E. (1986). Geschichte der Anthropologie (4. Aufl.). Wiesbaden: Aula.
- Münch, D. (1998). Die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Philosophie und Psychologie. Das Verhältnis Edmund Husserls zur Würzburger Schule in philosophie-, psychologie- und institutionengeschichtlicher Perspektive. In: J. Jahnke, J. Fahrenberg, R. Stegie & E. Bauer (Hrsg.). Psychologiegeschichte – Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten (S. 319-345). München: Profil.
- Natorp, P. (1912). Allgemeine Psychologie nach kritischer Methode. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Nitsche, W. (1990). Einleitung zu Wundt, W. (1863/1990). Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Eingeleitet

- und mit Materialien zur Rezeptionsgeschichte versehen von W. Nitsche (2 Bände). Berlin. Deutscher Verlag der Wissenschaften
- Oelmüller, W. & Dölle-Oelmüller, R. (1996). Grundkurs Philosophische Anthropologie. München: Fink.
- Oelze, B. (1991). Wilhelm Wundt. Die Konzeption der Völkerpsychologie. Münster: Waxmann.
- Orth, B. (1983). Grundlagen des Messens. In: H. Feger & J. Bredenkamp (Hrsg.). Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich B. Methodologie und Methoden. Serie I. Forschungsmethoden der Psychologie. Band 3 Messen und Testen (S. 136-180). Göttingen: Hogrefe.
- Peper, M. (2006). Imaging emotional brain functions: conceptual and methodological issues. *Journal of Physiology* (Paris), 99, 293-307.
- Peper, M. (2008, in Druck). Neurobiologische Emotionsmodelle. In G. Stemmler (Hrsg.). Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Serie Motivation und Emotion. Band 3. Psychologie der Emotion. Göttingen: Hogrefe.
- Petzold, H. (1984). Wege zum Menschen. Methoden und Persönlichkeiten moderner Psychotherapie. (2 Bände). Paderborn : Junfermann.
- Platner, E. (1772). Anthropologie für Ärzte und Weltweise. Leipzig: Dukische Buchhandlung.
- Pohl, R.F. (Ed.) (2004). Cognitive illusions. A handbook on fallacies and biases in thinking, judgment and memory. New York: Psychology Press.
- Pongratz, L.J. (Hrsg.). (1973). Psychotherapie in Selbstdarstellungen. Bern: Huber.
- Pongratz, L.J. (1984). Problemgeschichte der Psychologie (2. Aufl.). Bern: Francke.
- Pongratz, L.J. Traxel, W. & Wehner, E.G. (Hrsg.). (1972/1979). Psychologie in Selbstdarstellungen (2 Bände). Bern: Huber.
- Prauss, G. (1990-2006). Die Welt und wir (2 Bände in 4 Teilen). Stuttgart: Metzler.
- Primas, H. (1992/1993). Komplementarität in den exakten Naturwissenschaften. In: E.P. Fischer (Hrsg.) Mannheimer Forum: München: Piper.
- Prinz, W. & Bridgeman, B. (Hrsg.). (1994). Enzyklopädie der Psychologie. Serie Kognition. Band 1 Wahrnehmung. Göttingen: Hogrefe.
- Rammsayer, T. & Troche, S. (Hrsg.). (2005). Reflexionen der Psychologie. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie. Bericht über den 44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Göttingen 2004. Göttingen: Hogrefe.
- Rickert, H. (1913). Erklärung von Dozenten der Philosophie in Deutschland gegen die Besetzung Philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie. *Logos*, 4, 115-116.
- Rieber, R.W. & Robinson, David K. (2001). Wilhelm Wundt in history: The making of a scientific psychology (2. ed.). New York: Kluwer-Academic.
- Riedel, M. (1981). Einleitung zu Wilhelm Dilthey. Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Robinson, Daniel N. (1982). Toward a science of human nature. Essays on the psychologies of Mill, Hegel, Wundt, and James. New York: Columbia University Press.
- Rorty, R. (1993). Unkorrigibilität als das Merkmal des Mentalen. In: P. Bieri (Hrsg.). Analytische Philosophie des Geistes (S. 243-260). Bodenheim: Athenäum Hain Hanstein.
- Roth, G. (2008). Gehirn und Bewusstsein: Neurobiologische Grundlagen. In: S. Gauggel und M. Herrmann (Hrsg.). Handbuch der Neuro- und Biopsychologie (S. 17-27). Göttingen: Hogrefe.
- Roth, G. & Schwegler, H. (1995). Das Geist-Gehirn-Problem aus der Sicht der Hirnforschung und eines nicht-reduktionistischen Physikalismus. *Ethik und Sozialwissenschaften*, 6, 69-77 (mit 35 Kommentaren anderer Autoren, S. 77-156).
- Rothschuh, K. E. (1963). Theorie des Organismus (2. Aufl.). München: Urban & Schwarzenberg.
- Sandkühler, H.J. (1996). Einheit des Wissens: zur Debatte über Monismus, Dualismus und Pluralismus. Zentrum Philosophische Grundlagen der Wissenschaften. Bremen : Universitäts-Buchhandlung.
- Sandkühler, H.J. (Hrsg.). (1999). Pluralismus. Enzyklopädie Philosophie. Band 1 (S. 339-346). Band 2 (S. 1256-1265). Hamburg: Meiner.
- Scheerer, E. (1989). Psychologie. In J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.). Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 7 (S. 1599-1654). Basel: Schwabe & Co.
- Schiefenhövel, W., Vogel, C., Vollmer, G. & Opolka, U. (Hrsg.). (1994). Der Mensch in seiner Welt: Anthropologie heute. Bd. 1 Vom Affen zum Halbgott. Bd. 2 Zwischen Natur und Kultur. Bd. 3 Gemachte und gemalte Welten. Stuttgart: Thieme.
- Schleiermacher, F. (1838). Hermeneutik und Kritik: mit besonderer Beziehung auf das Neue Testament (hrsg. aus dem Nachlass von Friedrich Lücke, Werke Abt. 1. Band 2). Berlin: Reimer.
- Schmidinger, H. & Sedmak, C. (Hrsg.). (2004). Der Mensch – ein „animal rationale“? Vernunft – Kognition – Intelligenz. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schmidinger, H. & Sedmak, C. (Hrsg.). (2005). Der Mensch – ein freies Wesen? Autonomie – Personalität – Verantwortung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schmidinger, H. & Sedmak, C. (Hrsg.). (2006). Der Mensch – ein „zoon politikon“? Gemeinschaft – Öffentlichkeit – Macht. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

- Schmidinger, H. & Sedmak, C. (Hrsg.). (2007). *Der Mensch – ein „animal symbolicum“? Sprache – Dialog – Ritual*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schmidt, N. D. (1995). *Philosophie und Psychologie. Trennungsgeschichte, Dogmen und Perspektiven*. Reinbek: Rowohlt.
- Schmiedek, F. & Li, S.-C. (2006). Die Lernkurve. In: J. Funke & P.A. Frensch (Hrsg.). *Handbuch der Allgemeinen Psychologie – Kognition* (S. 213-219). Göttingen: Hogrefe.
- Schmitt, H. (1988). *Die Entwicklung der Psychologie an der Universität Freiburg von 1880 bis 1920* (unveröff. Diplomarbeit). Universität Freiburg i.Br.: Psychologisches Institut.
- Schmuck, P. (2000). Werte in der Psychologie und Psychotherapie. *Verhaltensmedizin und Verhaltenstherapie*, 21, 279-295.
- Schönpflug, W. (2004). *Geschichte und Systematik der Psychologie*. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union.
- Schönpflug, W. (2008). *Praktische Psychologie an Hochschulen – Mischkultur und kein Sozialfall*. Kommentar zu Kanning et. al. (2007). *Psychologische Rundschau*, 59, 52-53.
- Schönrich, G. (1991). Kant und die vermeintliche Unmöglichkeit einer wissenschaftlichen Psychologie. *Psychologie und Geschichte*, 2, 130-137.
- Schüßler, W. (Hrsg.). (2000). *Philosophische Anthropologie*. Freiburg: Karl Alber.
- Schulze, G.E. (1819). *Psychische Anthropologie* (3. Aufl. 1826). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Schweizer, K. (1989). Eine Analyse der Konzepte, Bedingungen und Zielsetzungen von Replikationen. *Archiv für Psychologie*, 141, 85-97.
- Seeböhm, T.M. (1989). Über das Problem einander bedingender Ereignisse. In: W. Marx (Hrsg.). *Philosophie und Psychologie. Leib und Seele – Determination und Vorhersage* (S. 133-163). Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Smith, R.H. & Harris, M.J. (2006). Multimethod approaches in social psychology: Between- and within-Method replication and multimethod assessment. In: M. Eid & M. Diener (Eds.). *Handbook of multimethod measurement in psychology* (pp. 385-400). Washington, DC.: American Psychological Association.
- Soeffner, H.G. & Hitzler, R. (1994). Qualitatives Vorgehen – Interpretation. In: T. Herrmann & W. Tack (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Methodologie und Methoden. Forschungsmethoden der Psychologie. Band 1. Methodologische Grundlagen der Psychologie* (S. 98-136). Göttingen: Hogrefe.
- Spillmann, L. (Ed.). (1990). *Visual perception: the neurophysiological foundations*. San Diego, CA.: Academic Press.
- Spinner, H. (1974). *Pluralismus als Erkenntnismodell*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sprung, L. & Sprung, H. (1980). Weber– Fechner – Wundt. Aspekte zur Entwicklungsgeschichte einer Wissenschaft der Psychologie. In W. Meischner & A. Metge (Hrsg.). *Wilhelm Wundt – progressives Erbe, Wissenschaftsentwicklung und Gegenwart. Protokoll des internationalen Symposiums. Karl-Marx-Universität Leipzig, 1979* (S. 282-301). Köln: Pahl-Rugenstein.
- Stegmüller, W. (1973). *Aufgaben und Ziele der Wissenschaftstheorie. Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie. Band IV*. Berlin: Springer.
- Stemmler, G. (Hrsg.) (2008, in Druck). *Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Serie Motivation und Emotion. Band 3. Psychologie der Emotion*. Göttingen: Hogrefe.
- Sturma, D. (2004). Was ist der Mensch? Kants vierte Frage und der Übergang der philosophischen Anthropologie zur Philosophie der Person. In: D.H. Heidemann & K. Engelhard (Hrsg.). *Warum Kant heute? Systematische Bedeutung und Rezeption seiner Philosophie in der Gegenwart* (S. 264-285). Berlin: de Gruyter.
- Stubbe, H. (2006). Die Geschichte der Völkerpsychologie. In: G. Jüttemann (Hrsg.). *Wilhelm Wundts anderes Erbe* (S. 33-50). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Thies, Ch. (2004). *Einführung in die philosophische Anthropologie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Thomae, H. (1968). *Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie*. Göttingen: Hogrefe.
- Tögel, C. (1989). Freud und Wundt. Von der Hypnose bis zur Völkerpsychologie. In: B. Nitzschke (Hrsg.). *Freud und die akademische Psychologie* (S. 97-105). München: Urban & Schwarzenberg.
- Tugendhat, E. (2007). *Anthropologie statt Metaphysik*. München: Beck.
- Ulrich, R. & Schröter, H. (2006). Mentale Chronometrie. In: J. Funke & P.A. Frensch (Hrsg.). *Handbuch der Allgemeinen Psychologie – Kognition* (S. 685-690). Göttingen: Hogrefe.
- Velmans, M. (2002). How could conscious experiences affect brains? *Journal of Consciousness Studies*, 9, 3-29.
- Walach, H. (2005). *Psychologie. Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Walach, H. (2007). Mind – Body – Spirituality. *Mind and Matter*, 5, 215-240.
- Walach, H. & Römer, H. (2000). Complementarity is a useful concept für consciousness studies. A reminder. *Neuroendocrinology Letters*, 21, 221-232.
- Weiland, R. (Hrsg.). (1995). *Philosophische Anthropologie der Moderne*. Weinheim: Beltz Athenäum.
- Weber, E.H. (1851). *Die Lehre vom Tastsinn und Gemeingefühle*. Braunschweig: Vieweg.
- Weiszäcker, C.-F. (1955). Komplementarität und Logik. *Die Naturwissenschaften*, 42, 521-529.
- Weiszäcker, C.-F. (1975). Selbstdarstellung. In: L.J. Pongratz (Hrsg.). *Philosophie in Selbstdarstellungen. Band II*. (S. 342-390). Hamburg: Felix Meiner.
- Westermann, R. (1989). Festinger's theory of cognitive dissonance: A revised structural reconstruction. In: H. Westmeyer (Ed.). *Psychological theories from a structuralist point of view* (pp. 33-63). Berlin: Springer.



- Westermann, R. (2000). *Wissenschaftstheorie und Experimentalmethodik. Ein Lehrbuch der Psychologischen Methodenlehre.* Göttingen: Hogrefe.
- Westmeyer, H. (1989). The theory of behavior interaction: A structuralist construction of a theory and a reconstruction of its theoretical environment. In: H. Westmeyer (Ed.). *Psychological theories from a structuralist point of view* (pp. 145-185). Berlin: Springer
- Westmeyer, H. (1992). *The structuralist program in psychology: Foundations and applications.* Seattle, WA.: Hogrefe & Huber.
- Wider, K. (1994). *Diagnostisch-therapeutische Strategien in Abhängigkeit von der Einstellung zum Leib-Seele-Problem.* Unveröff. Diplomarbeit. Universität Freiburg i.Br.: Psychologisches Institut.
- Wienand, M.W. (1982). *Psychotherapie. Recht und Ethik.* Weinheim: Beltz.
- Windmann, S. & Durstewitz, D. (2000). Phänomenales Erleben: Ein fundamentales Problem für die Psychologie und die Neurowissenschaften. *Psychologische Rundschau*, 51, 75-82.
- Wirth, W. (1903). *Gesamtregister. Grundzüge der Physiologischen Psychologie von Wilhelm Wundt.* Leipzig: Engelmann.
- Witte, W. (1989). Psychophysik. In: J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie.* Band 7 (S. 1687-1691). Basel: Schwabe & Co.
- Wittgenstein, L. (1952). *Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe. Band 1.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wulf, Ch. (Hrsg.). (1997). *Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie.* Weinheim: Beltz.
- Wulf, Ch. (2004). *Anthropologie. Geschichte, Kultur, Philosophie.* Reinbek: Rowohlt.
- Wundt, E. (1927). *Wilhelm Wundts Werke. Ein Verzeichnis seiner sämtlichen Schriften.* München: Beck.
- Wundt, W. (1862). *Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung.* Leipzig: Winter.
- Wundt, W. (1863). *Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele.* Hamburg: Voss.
- Wundt, W. (1863/1990). *Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Eingeleitet und mit Materialien zur Rezeptionsgeschichte versehen von W. Nitsche (2 Bände).* Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften
- Wundt, W. (1874). *Grundzüge der physiologischen Psychologie.* Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1880). *Logik. Band 1. Erkenntnislehre. Band 2. Logik der Geisteswissenschaften.* Stuttgart: Enke.
- Wundt, W. (1883a). *Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden Wissenschaftlicher Forschung. Band 1. Erkenntnislehre. Band 2. Methodenlehre.* Stuttgart: Enke.
- Wundt, W. (1883b). Ueber die Messung psychischer Vorgänge. *Philosophische Studien*, 1, 251-260, 463-471.
- Wundt, W. (1883c). Ueber psychologische Methoden. *Philosophische Studien*, 1, 1-38.
- Wundt, W. (1886). *Ethik. Eine Untersuchung der Thaten und Gesetze des sittlichen Lebens.* Stuttgart: Enke.
- Wundt, W. (1894). Ueber psychische Causalität und das Princip des psycho-physischen Parallelismus. *Philosophische Studien*, 10, 1-124.
- Wundt, W. (1896a). *Grundriss der Psychologie.* Stuttgart: Kröner.
- Wundt, W. (1896b). Ueber die Definition der Psychologie. *Philosophische Studien*, 12, 9-66.
- Wundt, W. (1897). *System der Philosophie (2. Aufl.).* Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1900-1920). *Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. 10 Bände.* Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1901). *Einleitung in die Philosophie.* Leipzig: Engelmann. (5. Aufl. 1909).
- Wundt, W. (1902-1903). *Grundzüge der Physiologischen Psychologie (Band 1-3, 5. Aufl.).* Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1904). Über empirische und metaphysische Psychologie. *Archiv für die gesamte Psychologie*, 2, 333-361.
- Wundt, W. (1906-1908). *Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden Wissenschaftlicher Forschung. Band 1. Allgemeine Logik und Erkenntnistheorie. Band 2. Logik der exakten Wissenschaften. Band 3. Logik der Geisteswissenschaften (3. Aufl.).* Stuttgart: Enke.
- Wundt, W. (1906b). *Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele (4., gekürzte Aufl.).* Hamburg: Voss.
- Wundt, W. (1907). Über Ausfrageexperimente und über die Methoden zur Psychologie des Denkens. *Psychologische Studien*, 3, 301-360.
- Wundt, W. (1908). Kritische Nachlese zur Ausfragemethode: *Archiv für die gesamte Psychologie*, 11, 445-459.
- Wundt, W. (1909). *Einleitung in die Philosophie (5. Aufl.).* Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1910). *Psychologismus und Logizismus. Kleine Schriften. Band 1 (S. 511-634).* Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1911a). *Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. 10 Bände (3. Aufl.).* Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1911b). *Probleme der Völkerpsychologie.* Leipzig: Wiegandt.
- Wundt, W. (1912). *Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens (3 Bände).* Stuttgart: Enke.
- Wundt, W. (1913a). *Die Psychologie im Kampf ums Dasein.* Leipzig: Kröner.
- Wundt, W. (1913b). Gustav Theodor Fechner. Rede zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages. In: W. Wundt. *Reden und Aufsätze (S. 254-343).* Leipzig: Kröner.
- Wundt, W. (1919). *Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden Wissenschaftlicher Forschung. Band 1. Allgemeine Logik und Erkenntnistheorie (4. Aufl.).* Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Wundt, W. (1920a). *Erlebtes und Erkanntes.* Stuttgart: Kröner.
- Wundt, W. (1920b). *Grundriss der Psychologie (14. Aufl.).* Stuttgart: Kröner.

- Wundt, W. (1921). Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden Wissenschaftlicher Forschung. Band 3. Logik der Geisteswissenschaften (4. Aufl.). Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Wundt (The Virtual Laboratory Library Search Results), Max Planck Institute for the History of Science, Berlin. <http://vlp.mpiwg-berlin.mpg.de/>. (5.3.2008)
- Zitterbarth, W. (2006). War Wundt ein Konstruktivist? In: G. Jüttemann (Hrsg.). Wilhelm Wundts anderes Erbe. Ein Missverständnis löst sich auf (S. 102-127). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

### **Über den Autor:**

Studium der Psychologie, Philosophie und Soziologie, in Freiburg, Hamburg und London, Promotion in Psychologie, Forschungsassistent in der Herz-Kreislauf Klinik Bad Oeynhausen, Habilitation in Freiburg, Gründung der interdisziplinären Forschungsgruppe Psychophysiologie 1970 (zusammen mit Prof. Dr. med. Michael Myrtek) aus Mitteln der Stiftung Volksagenwerk. Lehrstuhl für Psychologie 1973, Gründungs-Sprecher des Freiburger Forschungsschwerpunkts Neuropsychologie/Neurolinguistik 1992, emeritiert 2002.

**Arbeitsgebiete:** Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung; Psychophysiologie und Neuropsychologie; Methodenlehre der Psychologie; Wissenschaftstheorie und Geschichte der Psychologie; Psychologische Anthropologie.

Postanschrift: Prof. Dr. Jochen Fahrenberg,  
Waldhofstrasse 42, D - 79117 Freiburg  
e-mail: [jochen.fahrenberg@psychologie.uni-freiburg.de](mailto:jochen.fahrenberg@psychologie.uni-freiburg.de)  
Homepage: <http://www.jochen-fahrenberg.de/>

### **Hinweis zum Urheberrecht**

Für Dokumente, die in elektronischer Form über Datennetze angeboten werden, gilt uneingeschränkt das Urheberrechtsgesetz (UrhG). Insbesondere gilt: Einzelne Vervielfältigungen, z.B. Kopien und Ausdrucke, dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch angefertigt werden (Paragraph 53 Urheberrecht). Die Herstellung und Verbreitung von weiteren Reproduktionen ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Urhebers gestattet. Der Benutzer ist für die Einhaltung der Rechtsvorschriften selbst verantwortlich und kann bei Missbrauch haftbar gemacht werden.

Es ist zu den folgenden Bedingungen erlaubt, das Werk zu vervielfältigen, zu verbreiten und öffentlich zugänglich zu machen: Namensnennung des Autors in der von ihm festgelegten Weise. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen den anderen Nutzern die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitgeteilt werden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. – Diese Lizenz lässt die gesetzlichen Schranken des Deutschen Urheberrechts unberührt.